Zeitschrift für Volkskunde

Im Auftrage des

Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde

unter Mitwirkung von Johannes Bolte

herausgegeben von

Fritz Boehm

Neue Folge Band I

(39. Jahrgang)

Heft 2

(Mit 17 Abbildungen)



Berlin und Leipzig 1929

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

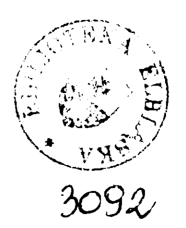
Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf einseitig beschriebenen Blättern mit Rand gebeten wird, sind an den Herausgeber, Dr. Fritz Boehm, Berlin-Pankow, Parkstr. 12D (Fernsprecher: Pankow 1547), zu richten. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist Rückporto beizulegen.

Bücher zur Besprechung sind an die gleiche Anschrift oder an den Verlag Walter de Gruyter & Co., Abteilung Trübner, Berlin W 10, Genthiner Straße 38, zu senden. Für unangefordert eingehende Bücher kann eine Gewähr der Besprechung nicht übernommen werden.

Mitgliedsbeiträge für den Verein für Volkskunde sind zu zahlen an den Schatzmeister, Herrn Dir. Maurer, Berlin-Friedenau, Postscheckkonto Berlin 106 736.





Volkskundegeographie der Netze des Kurischen und des Frischen Haffes.

(Mit 10 Kartenskizzen und Abbildungen.)

Von Walther Mitzka.

Zur Begründung einer Geographie der Fischergeräte, als Teil der deutschen Volkskunde, reizen durch besonderen Reichtum an Fangwerkzeugen das Kurische und das Frische Haff.

Auch unsere Netze haben ihre Geschichte: manche sind längst historisch geworden, andere eben außer Gebrauch gekommen. Manche sind, frühzeitig in Urkunden genannt, jahrhundertelang bis heute in Verwendung geblieben, und in den letzten Jahren sind neue Arten geschaffen worden. Suchen wir nun ihre Verteilung im Raume, so zeigt diese ihre Sachgeographie mehr oder minder umfassende Bezirke von Heimatorten, in denen die sie benutzenden Fischer zu Hause sind. Dazu läßt sich jedesmal der Fangbezirk, der durchaus nicht die Wasserfläche am Ufer der Heimatorte zu sein braucht, in die Karte einzeichnen. Wir finden dann weiter eine Verteilung nach Fischereiarten; die Bezirke überschneiden sich für manche Netzgruppen, oder sie schließen sich für andere wieder aus. Da gibt es Groß- und Kleinfischerei, die sich nicht etwa nach der Menge des Fanges unterscheiden oder sozial gesondert sind, sondern es sind Unterschiede nach Netzarten. Es gibt auch Fischer, die beides betreiben. Und eine vierte Gruppe fischt zugleich auf Haff und See, das sind viele Fischer der beiden Nehrungen und des Samlandufers am Frischen Haff von Pillau nach Osten.

Die einzelnen Netzarten zeigen verschiedene Flächen auf der Karte. Die sog. Keitel- und andere Großnetze (Abb. 10) sind lange nicht in allen Fischerdörfern beheimatet. Die wenigsten Ortspunkte zeigt von diesen sog. Großen Garnen der Keitel des Frischen Haffes (Abb. 3), er ist übrigens dort in zwei geographisch zu trennenden Formen verteilt. Enge Bezirke zeigt z. B. der Hamen, große zeigen die verschiedenen Arten der Watenetze, kleinere wieder die Gruppe der Treibnetze. Sehr weit verbreitet sind die Arten der Stellnetze, und von den Fischsäcken ist eine Sorte auf einen einzigen Ort beschränkt, eine andere überall zu finden. Bei den Fischsäcken beschäftigt uns nicht nur die Verwendung im einzelnen Stück, sondern gerade auch ihre strichweise verschiedene Zusammenstellung zu mehreren (vgl. Abb. 8 u. 9). Um auf die Volkskundegeographie unsrer Netze vorzustoßen, müssen wir die verschiedenen Ursachen der Verteilung im Raume der beiden Haffe überlegen.



Da sind zunächst die Morphologie und die Hydrographie der Haffe: vom flachen Uferstreifen bricht fast überall am Rande ringsum das „Schar“ zur Tiefe ab, auf dieser Böschung fischen einige Netzarten, andere in Buchten oder in der Tiefe (= Haffmitte). Sandiger Boden, Schlick, Moor, große als Laichplätze oft bevorzugte Steinlager können die kartenmäßige Verteilung der Netze bestimmen. Das können aber auch die Strömung oder die Verteilung von Salz-, Brack- und Süßwasser.

Weiterhin können zoogeographische Ursachen vorliegen: der Boden hat durchaus nicht gleichmäßige Pflanzendecke, nicht überall am Kurischen Haff zeigt das Ufer Rohr- und Binsenwuchs, ja an langen Strecken der Nehrung nichts. Das Frische Haff ist damit ziemlich einheitlich bewachsen. Die tierische Fischnahrung ist verschieden verteilt. Danach, aber auch nach Laichplätzen und Zugstraßen, können die Fischsorten besonders verteilt sein. Wirtschaftlich spielen im Frischen Haff die am Boden fressenden Fische eine große Rolle, wie Aal, Bressen, Kaulbarsch, während im Kurischen Haff der Stint des freien Wassers wichtig ist; doch Aal, Bressen, Zander, Kaulbarsch sind auch in diesem Haff typische Fangtiere, ihnen könnte durch die gleichen Fanggeräte nachgestellt werden; nur deren Zahl würde sich von Haff zu Haff nach der Häufigkeit der jeweiligen Fischereiart zu unterscheiden haben. Uns interessiert aber hier in erster Linie nicht der Grad der einzelnen Fischereiarten, sondern die Verbreitung der zugehörigen Netze.

Die Verbreitung unsrer Netze ist weiterhin stark durch Rechtsgeographie bestimmt. Die Fische werden mehr oder minder geschützt: da gibt es Schonreviere, wo nur wenige Fanggerätarten auf bestimmte Zeit zugelassen sind. Es wird die Fischbrut geschützt, indem die Maschenweite darauf eingestellt sein muß. Manche Geräte sind ganz verboten, sie scheiden aus unsrer Untersuchung aus, zumal ihre tatsächliche Verwendung sich geographisch nur unsicher bestimmen ließe. Die Rechtsgeographie zeitigt regionale Abgrenzungen: das Kurische Haff ist in ein Süd- und ein Nordhaff, politisch ist die Karte nunmehr noch anders eingeteilt. Das Frische Haff ist in Ost- und in Westhaff geschieden, die politische Neueinteilung spielt hier kaum eine Rolle, da nach einer Vereinbarung zwischen dem Freistaat Danzig und Preußen wenigstens die sog. Zinsfischer (mit Einschränkungen) von hüben und drüben im alten westpreußischen Haffteil fischen dürfen. Nun gibt es außerdem einzelne Ortschaften, für die besondere Fangplätze vorbehalten sind. Doch ist diese lokale Bestimmung ohne Bedeutung für die Verteilung der Netzarten.

Im einzelnen ist weiterhin die Einteilung der Haffe in Fischereiaufsichtsbezirke für unsre Aufgabe zu bedenken und ihre Wirkungsmöglichkeit entweder zu bejahen oder zu verneinen. Rechtsgeographie liegt auch vor, wenn Fanggeräte voreinander geschützt werden: die großen Garne sollen nicht an den Stöcken („Pricken“) zerreißen, aber sie sollen umgekehrt nicht in deren Bezirken die aufgestellten Geräte umreißen, darum werden diesen und jenen ausschließliche Bezirke auf der Fischereikarte angewiesen.

Noch weiter zur Rechtsgeographie: persönliches oder dingliches Privileg („Realberechtigung") verteilt in unserm Raume Netzarten. Aber es werden lange nicht alle Berechtigungen ausgenutzt, sondern sie ruhen freiwillig für manche Ortschaften. Weiterhin kann und wird diese privilegierte Verteilung durch Weiterverpachten, durch Hinzupachten durchbrochen (vgl. Abb. 2), und vor allem durch Erwerb eines jährlichen Erlaubnisscheines, nach dem Netze ausgewählt werden können („Pachtzinsfischerei"). Gleich hier mag vorgreifend bemerkt werden, daß die Rechtsgeographie Gewohnheiten nachträglich festgelegt hat, also vielfach in unserm Aufgabenkreis nicht Ursache, sondern Folgeerscheinung ist. Hat der Fischer die Berechtigung für ein bestimmtes Netz, etwa zu einem Stück, so braucht er nicht nur dies eine Stück zu besitzen, sondern hat mehrere solcher Netze zu Hause liegen. Aber zum Gebrauch im Wasser kommt jedesmal nur ein Stück oder wie die Berechtigung lautet.

Daß die Netze unsrer Fischer volkskundliche Gegenstände sind, ist leicht zu begründen: die Fischer können sie sich auch heute noch anfertigen und tun es immer noch häufig, trotz aller maschinellen Herstellung. Der Keitel, ein charakteristisches, seit alters besonders privilegiertes, dann wieder zeitweise sogar ganz verbotenes Schleppnetz beider Haffe, konnte bis vor kurzem überhaupt nicht anders als durch eigene Handarbeit gefertigt werden. Erst neuerdings können Maschinen auch an diesem Garn die Maschen in gewünschter Weise abnehmen. Die Industrie ahmt ja im Grunde nur die von der volkstümlichen, zu Hause oder auf dem Schiff während der Fahrt betriebenen Eigenherstellung gelieferten Muster nach. Also richtet sie sich nach volkskundlichem Brauch und hat durchaus geographische Unterschiede dieser Sachvolkskunde, wie der Schiffszimmermann beim Bau des Fischerbootes, einzuhalten. Zwingendes Vorbild für die maschinengestrickten Netze bleiben eben doch die noch vielfach selbstgefertigten Netze.

Der behördliche Einfluß auf die Ausführung des Netzstrickens beschränkt sich auf Anordnung kleinster Maschenweite und das Verbot bestimmter schädlicher Fanggeräte. Also im ganzen genommen kann sich der Fischer sein Netz nach eigenem Ermessen stricken, er kann Strickart und Form aussinnen, Gewohntes wiederholen, nach Einfällen, Erfahrung und Überlegung bessern. Ihm ist die Wahl des Faserstoffes: Flachs, Hanf, Baumwolle überlassen. Er kann die Beschwerungs- oder die Schwimmkörper an Unter- und Oberleine der Netze (Simm) so wählen, wie es ihm gut scheint. Kommt er in manchen Gegenden von Bleigewichten ab und nimmt er wieder wie ehemals Steine, weil sie angeblich oder wirklich nicht so sehr sich in dem Schlick verfangen, so kann es sein, daß er einen aus technischer Kultur gebotenen Gegenstand ablehnt, damit einen durch Industrie eingeführten Bestandteil seines Gerätes aufgibt und zu einem alten Brauch, zum volkstümlichen Stein zurückgreift.

Was nun bei den Netzen außerhalb der morphologischen, zoo- und rechtsgeographischen Bedingtheit liegt, und doch abzugrenzende Flächen, eine Geographie ergibt, ist volkskundliches Brauchtum.

Wir werden untersuchen, wieweit dies in Landesgeschichte, Verwaltungsbezirken, Konfessionsflächen oder Verkehrsgeographie verankert ist: alles Gesichtspunkte, die wir für die Sprach- und Dialektgeographie heranzuziehen hatten. Wir werden auch die Sprach- und Dialektkarte mit den Karten der Netzarten vergleichen und werden finden, daß es Bezirke von Gemeinschaftsgewohnheit gibt, die wir nicht weiter auf Morphologie, Siedlung, Verkehr, Konfession, Verwaltung zurückführen können.

Sachgeographie.

Landschaftliche Unterschiede können Netzarten, weiterhin Formen ein und desselben Netzes, Aufstellung mehrerer Stellnetze zu verschiedenen Figuren, kann aber auch die Bedienung der Netze zeigen.

Wie wenig zoogeographische Gründe allein bestimmend sind, zeigt die Tatsache, daß Fischerorte von gleicher Entfernung zu den Fangplätzen durchaus nicht dieselben Geräte oder die gleiche Fischereiart zu haben brauchen. Alt-Passarge am Frischen Haff treibt im ganzen andere Fischerei und gebraucht andere Netzarten als das einige Meter am Flusse gegenüberliegende Neu-Passarge. Die Fischer beider Nachbarorte gelten als besonders tüchtige und erfolgreiche Vertreter ihrer Fischereiarten. Bei diesem Beispiel wirken die Gegensätze zwischen Groß- und Kleinfischerei. Starke Unterschiede kann schon die gleiche Fischereiart, z. B. die jedesmal von wenigen Männern betriebene Eisfischerei von Haff zu Haff zeigen. Auf dem Kurischen Haff wurde (Benecke, S. 361) die „Klippe“ aus der Fischerei des offenen Wassers verwendet, das ist ein Wategarn, bei dem das eine Ende befestigt wird. Auf dem Frischen Haff wurde für solche Winterfischerei nicht das entsprechende Netz, das Wategarn des Frischen Haffes, verwendet, sondern ein reines Zugnetz, das Sommergarn, heutzutage das Herbst- oder Wintergarn.

Und wenn auf dem Frischen Haff die Fischer des Westhaffes die Gewohnheit haben, die großen Netze (Garne) auf dem Roof (Kajüte) einzuholen und darum das Roof niedriger bauen, die des Westhaffes einschließlich Alt-Passarge diese Netze nicht vom Roof bedienen, so liegt auch hier keine behördliche Verordnung oder technische Notwendigkeit für diese Unterschiede vor. Die Vertreter der einen und der andern Art des Netzeinholens werden ihre Gewohnheit für besser erklären oder verständig sagen, es sei gleichgültig, oder aber sie wollen aus der gemeinschaftlich in ihrem Bezirk betriebenen Gewohnheit nicht heraus, denn so machen es eben alle hier. Selbstredend kann solche Differenzierung durch eine als Erfindung, als Verbesserung genommene Neuerung in einem Orte geschaffen, von da aus in einem größeren Bezirke verbreitet worden sein. Uns beschäftigt dann im Sinne der volkskundlichen Geographie nicht, ob dies oder jenes besser sei, sondern die Frage, welche Ausgangspunkte festzustellen oder anzunehmen sind, und vor allem: welche Bezirke von jener alten oder neuen Sonderart eingenommen werden, und warum gerade da und dort die Grenzen laufen. Weiterhin immer wieder die Frage, ob wir die Grenzen, die Flächenfiguren in die sonstige Kulturgeographie der Landschaft einordnen können oder nicht. Außerdem gehört die Sonderung innerhalb des

Verbreitungsgebietes einer Netzart in den Kreis unsrer Untersuchung. Da ist zu beobachten, daß die eine Gegend das Keitelgarn anders öffnet als die andern Fischerdörfer; daß die eine Ortschaft die sog. Hohen Haffsäcke verwendet, der Nachbarort die Mittleren; oder daß die eine Gruppe von Fischerdörfern mehrere solcher Fanggeräte zu anderen Figuren im Wasser zusammenstellt als andere Gruppen.

Sehen wir uns nun die einzelnen Netze an, so haben wir zu bemerken, daß wir die Fischsäcke (Aalsäcke; Wenter des Kurischen Haffes) einschließen. Das sind trichterförmige Netze, die durch Reifen auseinandergespannt und mit Stangen, sog. Pricken, im Grunde festgesteckt werden. Die Netze des Kurischen Haffes beschreibt ausführlich schon die Fischereiordnung von 1792. Die Netze beider Haffe, wie sie vor einem halben Jahrhundert verwendet wurden, sind vortrefflich bei B. Benecke, Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpreußen 1881, S. 332f. behandelt. Allerdings findet sich geographische Betrachtungsweise damals wenig. Wir können daran vergleichen, was veraltet, erhalten oder neu ist. Für die Erlaubnis, Akten der Fischereiaufsichtsbehörden in Labiau und Pillau benutzen zu dürfen, habe ich Herrn Ministerialrat Landesoberfischmeister Dr. Seydel, für bereitwilligste Auskunft und Unterstützung den Herren Oberfischmeistern Kiock, Dr. Schön, Prof. Dr. Willer, I. Fischmeister Gerwien besonders zu danken. Die Angaben in unserer Untersuchung habe jedoch ich allein zu vertreten, in Einzelheiten waren bei der Fülle des Stoffes Irrtümer für mich nicht zu vermeiden. Es kam auf Grundsätzliches, davon Unabhängiges an.

Von den Akten habe ich vor allem den Jahrgang 1. April 1914 der „Konsignationslisten“ der Oberfischmeisterämter für das Kurische Haff in Labiau, für das Frische Haff in Pillau benutzt, weil das noch ungestörte, jedesmal das ganze Haff umfassende Kartenbild erarbeitet werden sollte. Für das Frische Haff ließ sich auch der Zustand von 1927 einschließlich des Danziger Anteils für einige Geräte auf solche Weise erkunden. Die Statistik mancher Netzarten, so der Netze vor Pricken, wird gestört durch die summarische Angabe bei Realberechtigungen (das sind die Privilegierten): „Netze verschiedener Art“. Hierzu lassen sich dann nur Annäherungswerte aus den Einzelangaben für die Zinsfischerei (diese pachtet von jenen oder von der Behörde) gewinnen, denn welche Netze diese auswählt, das wird den Brauch der Gesamtheit treffen. Die Mengenverteilung hätte sich zahlenmäßig manchmal auf den Karten angeben lassen, doch waren für unsre den Raum gliedernden Karten diese Zahlen nicht notwendig. Sehr gut ließe sich auch Stetigkeit und Wandel des Umfangs von Bezirken Jahr für Jahr auf Jahrzehnte verfolgen, dazu mag vorliegende Untersuchung anregen. Vergleiche mit der Gegenwart, also Beispiele für solchen Wandel (1885 f., 1914—1927) werden gelegentlich für das Frische Haff einschließlich des jetzigen Danziger Gebietes im folgenden mehrmals (Herbstgarn usw.) unternommen.

Die Geräte werden auf beiden Haffen ehemals und heute in die Gezeuge der Groß- und der Kleinfischerei geschieden. Die ersteren werden von den Fischern und amtlich die großen Garne und Keitel, die andern, außer

den Säcken, werden Netze, wozu auch kleinere Garne gehören, genannt. Die großen Gezeuge des Kurischen Haffes sind der Keitel und der Stintkeitel, das Kurrennetz, das Braddennetz, das Windegarn und das heute abkommende Große Wintergarn. Die großen Gezeuge des Frischen Haffes sind der Keitel, das Herbstgarn (entspricht dem Windegarn des Kurischen Haffes) und das auch hier jetzt nahezu verschwundene Große Wintergarn.

Die Netze der kleinen Gezeuge des Kurischen Haffes sind das Zuggarn, die Klippe (= Kleines Wintergarn) und seine Unterarten, das Drehnetz, das Besteckgarn, das Gewöhnliche Staaknetz und seine Abarten, das Plötznetz, das Kaulbarsnetz, das Ziegennetz. Die Säcke dieses Haffes sind der Große, der Kleine Aalsack, der Wenter (= Fischsack).

Die Netze der kleinen Gezeuge des Frischen Haffes sind: das Ziehnetz oder Wategarn, das Bewegliche und das Gewöhnliche Staaknetz, das Bressennetz, das Bressentreibnetz, das Kaulbarsnetz, das Zantnetz, das Graugarn, das Besteckgarn, das Strandgarn, das Kleine Strömlingsnetz. Abgekommen sind, verglichen mit Benecke 1881: das Ziegennetz, das Störnetz, das Lachsnetz, hinzugekommen sind das Perpelnetz, das Stintnetz, das Besteckgarn, die Stellnetzfischerei im Winter „vor Ringen". Weitere Fanggeräte des Frischen Haffes sind der Stichlingshamen und von den Fischsäcken der Hohe, neuerdings auch der Mittlere, der Aalsack die Neunaugensäcke.

Die Reusen und Angeln bleiben in unsrer Erörterung außer Betracht. Das Frische Haff hat für den Neunaugenfang Netze (Säcke), das Kurische Reusen. Auch bei den Angeln gibt es Sonderheiten, z. B. Narmeln auf der Frischen Nehrung knüpft Binsenstücke in die Angelschnur, um die Haken über dem Grunde zu halten.

Beiden Haffen gemeinsame Netze.

Auffallend ist bei der Nähe beider Haffe, daß sie sehr wenig Netze gemeinsam haben, trotz mancher gemeinsamer Namen für verschiedenartige Netze.

Gemeinsam sind der Keitel, allerdings mit verschiedenen Unterarten, das gewöhnliche an Stangen in flachem Wasser festgesteckte, aber auch ohne Pricken angewandte Staaknetz, der Große Fischsack und das jetzt verschwindende Große Wintergarn.

Sonst unterscheiden sich die Fanggeräte der Haffe voneinander, auch wenn sie zum Fang der gleichen Fischart dienen, wie Strömlings-, Kaulbarsnetz. Dabei sind die Netzarten für sich, z. B. auf dem Kurischen Haff, in verschiedener Form vertreten, auch das Kaulbarsnetz des Frischen Haffes zeigt zwei geographisch getrennte Arten.

Es ist also wenig Übereinstimmung zwischen diesen beiden großen, im ganzen mit denselben Fischsorten (aber in verschiedener Häufigkeit) besetzten Wasserflächen, die nur durch eine Strecke von 30 km getrennt sind, festzustellen. Es sind sehr wohl unmittelbare Verbindungen auf dem Wasser vorhanden, einmal zur See und binnenwärts auf der durchaus bequem schiffbaren Deime und dem unteren Pregel. Aber die Verbindung zur See ist sehr umständlich und die Küstenlinie um das Samland herum sehr lang. Die Binnenfischerboote fahren nicht von einem Haff zum andern, zumal vom Ausgang des Frischen Haffes in die See bis zum Memeler Tief reichlich 150 km zurückzulegen sind. Der Binnenweg wäre wohl kürzer, aber jeder Fischer hat von Rechts wegen seinen

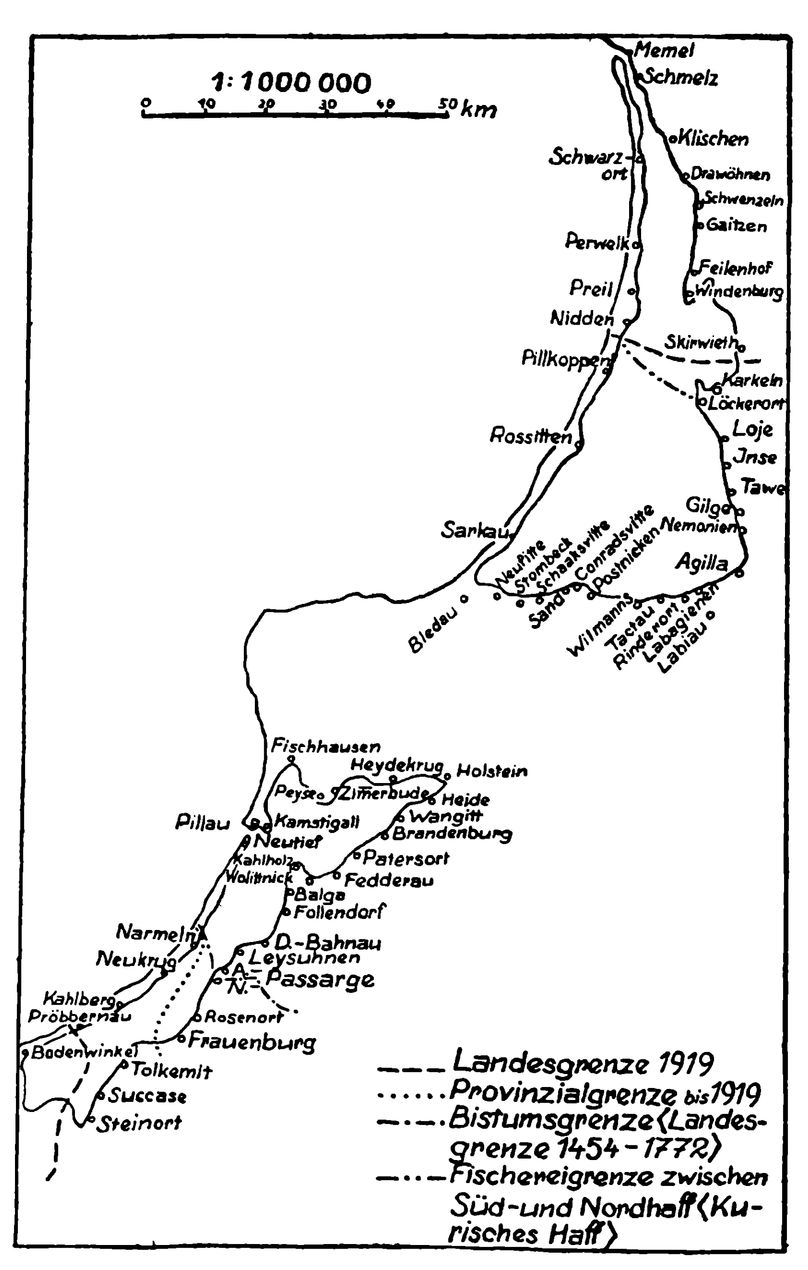


Abb. 1.
Die wichtigsten Fischerorte des Frischen und des Kurischen Haffes.

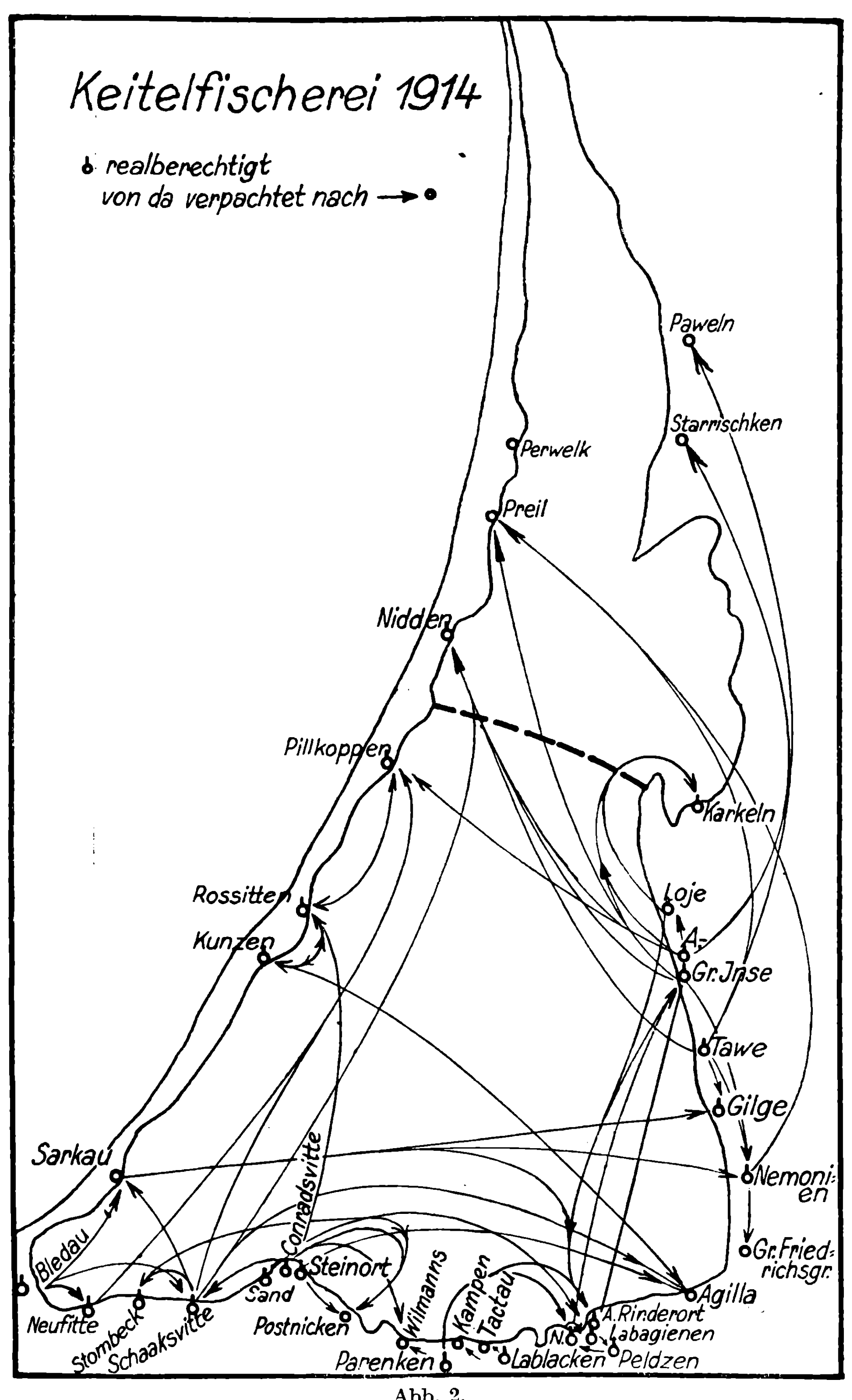

Keitelfischerei 1914
realberechtigt
von da verpachtet nach
Paweln
Starrischken
Perwelk
Preil
Nidden
Pillkoppen
Karkeln
Rossitten
Kunzen
Loje
Gr. Jnse
Tawe
Gilge
Sarkau
Nemonien
Gr. Friedrichsgr.
Conradsvitte
Bledau
Steinort
Wilmanns
Kampen
Tactau
Agilla
Sand
A. Rinderort
Neufitte
Stombeck
Schaaksvitte
Postnicken
Parenken
N.
Labagienen
Lablacken
Peldzen

Abb. 2.

Fangbezirk im eigenen Haff. Auch die Fischer der Nehrungen, die in den Haffen und zugleich in See fischen, fahren auf der See nicht aufeinander zu, sondern ihre Fang- und Fahrbezirke liegen im ganzen mehr oder weniger querab vom eigenen Strande. Der Binnenwasserweg wird von Fischern nur ganz gelegentlich benutzt, und zwar nicht in Ausübung von Fischerei, und auch nur von Fischern des Kurischen Haffes. Der Fischverkauf ist durch Fischhändler über Land organisiert oder wird von den Fischern und ihren Angehörigen mit Wagen, die über Land, vor allem zum Königsberger Markt fahren, besorgt. Den Fischern des Frischen Haffes wird gewöhnlich der Fang auch schon im Heimatorte abgenommen, oder es vermittelt der Personendampfer die Verbindung. Die Fischer vom Frischen Haff kommen mit Fischerfahrzeugen trotz der viel näheren Entfernung noch weniger in das Pregelsystem, und zwar da nur bis Königsberg. Denn sie haben nicht, wie gelegentlich einzelne Berufsgenossen vom Kurischen Haff, die Gewohnheit, mit Gemüse oder Kartoffeln zu kommen. Jene wenigen Fischer des Kurischen Haffes kommen im Herbst mit der Flotte der „Timber- und Stromkähne“, die als „Zwiebelkähne“ im Memel-Deime- und Unter-Pregelgebiet bekannt sind. Zwischen den Fischersiedlungen, die Haff- und Seefischerei zugleich betreiben, liegt eine Strecke von 60 km reiner Seefischerei. Der Südpunkt dieser Strecke ist Tenkitten bei Fischhausen, der Nordpunkt ist Cranz am Anfang der Kurischen Nehrung. Da fällt auch die Möglichkeit mittelbarer Entlehnung eigentlich ganz fort. Und binnenwärts ist trotz des Zusammentreffens auf dem Königsberger Fischmarkt (doch ohne jene Netze) Verkehr zwischen den Fischern des einen und des andern Haffes, im Sinne gegenseitiger Beobachtung beim Fischen, nicht vorhanden. Es fehlt ständig die Gelegenheit, voneinander Geräte und Teile derselben abzusehen. Natürlich sorgen die lokalen Fischervereine für Kundgabe von Neuerungen, und gewiß wird davon oft genug gesprochen, wie auf dem andern Haff dieser und jener Fang betrieben wird. Aber man sieht sich von Haff zu Haff eben nicht beim Gebrauch der Geräte, außerdem geht man hüben und drüben vom alten Brauch, von der Verwendung gewohnter Geräte nicht ab, solange nicht zwingende Gründe oder sonstwie lokal bestimmter Wandel wirken. Ein breiter Zwischenraum trennt die zwei volkskundlichen Bezirke, das eine Haff vom andern, und dieser Zwischenraum setzt sich aus dem Gebiet des Binnenflußsystems in die See fort.

Der Keitel ist auf dem Kurischen Haff in zwei Formen vertreten, doch bestehen da nur Größenunterschiede in der Maschenweite: die Sonderform des Stintkeitels hat kleinere Maschen.

Wie das Kurische Haff hat der (von ihm entferntere) Westteil des Frischen Haffes mit Alt-Passarge, dem 1927 hinzugekommenen Narmeln auf der Nehrung und aus dem Osthaff Fischhausen Keitel mit einer verschnürbaren Öffnung an der einen Ecke zum Herausholen des Fanges. Aber sonst haben die Keitel im Osthaff statt dessen ganz offenes Achtergarn. Weitere Unterschiede: der schwere Stein vor dem Keitel („Treibstein“) ist im Osthaff einschließlich Fischhausen in Tauwerk gefaßt („gebragt“), er hängt in einem Holzhaken, die kleineren Steine („Bottsteine“) hängen in Eisen. Die Alt-Passarger haben umgekehrt den Treibstein in einer „Eisenbrag“, die Bottsteine in einer „Taubrag“.

Der Keitel des Frischen Haffes (Abb. 3) ist wenigen Orten privilegiert und wird heutzutage von dort nur im Ost- und nach dem Osthaff verpachtet. Ein Verpachten auf weiteste Entfernung und in alle Ufergegenden findet aber auf dem Kurischen Haff statt, allerdings ist dort der Keitel an allen Ufern zahlreich privilegiert; außerdem kann dort die Keitelfischerei auch durch Pachtzins erworben werden (Abb. 2). Die Zahl der Keitel des Frischen Haffes ist etwas über 100, und doch zeigt die Karte ein starkes Festhalten an der Privilegienverteilung, erst 1927 sind unternehmende Narmelner Fischer zur Keitelfischerei übergegangen. Die Zahl der Keitel auf dem allerdings doppelt so großen Kurischen Haff ist etwa die dreifache, der Austausch und die Übernahme auf weiteste Entfernung und in den verschiedensten Richtungen ist auf dem Kurischen Haff sehr stark.

Das sog. Gewöhnliche Staaknetz ist auf beiden Haffen ein sehr häufig verwendetes Stellnetz vor Pricken. Es wird auf dem Frischen Haff auch in einer seinem Namen widersprechenden Weise angewandt, indem es ohne Pricken am Ufer mit

einer langen Stange ausgeschoben wird. Die Fische werden dann hineingetrieben. Dann heißt es das Bewegliche Staaknetz und ist in solchem Gebrauch also nicht beiden Haffen gemeinsam. Besondere Abarten des Staaknetzes sind je auf ein Haff und dessen Teile beschränkt. Das Kurische Haff hat ein Plötznetz, ein Kaulbarsnetz als Stellnetze. Sie haben keine Gaddern, d. h. weitmaschige Netzwände, die die engmaschige Mittelwand halten. Auch das Kaulbarsnetz des Frischen Haffes ist ein Stellnetz, doch anders eingerichtet und auf dem Frischen Haff zudem noch in zwei geographische Formen geschieden. Von Staaknetzen haben die Haffe noch die Formen des Zantnetzes und des Bressennetzes, nach den Haffen verschieden. Das Kurische Haff wendet auch noch ein Hechtnetz als Staaknetz an, auf dem Frischen sind die Stellnetzformen des Ziegennetzes, Lachsgarnes, Störgarnes heute aus dem Gebrauch gekommen.

Diese lokalen Formen sind also gesondert von jenem Gewöhnlichen Staaknetz zu behandeln.

Gemeinsam ist weiter der Große Aalsack: er hat auf dem Frischen Haff den Namen „Mittlerer Fischsack", er hat jetzt vier Bügel, d. h. Holzreifen.

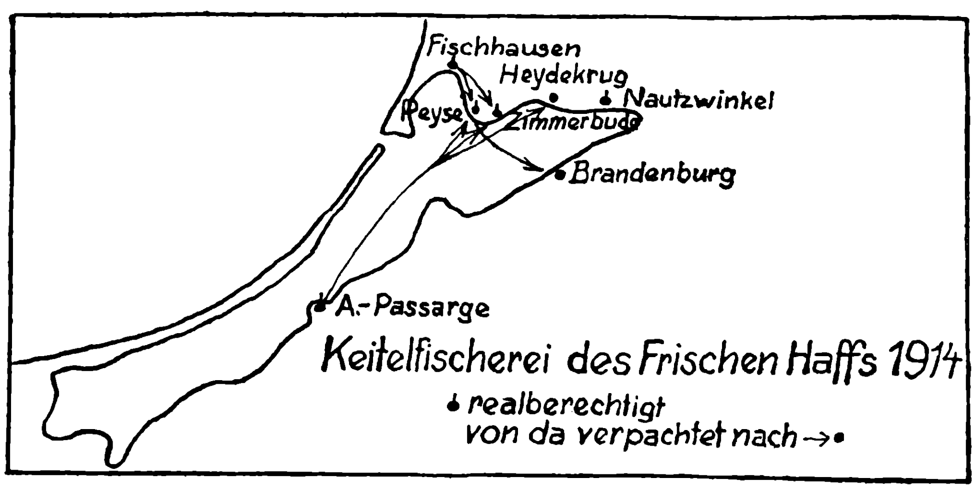


Abb. 3.

Das Große Wintergarn zur Fischerei unter dem Eis kommt jetzt zugunsten der kleinen Wintergarne, die nach den Haffen verschieden sind, und der Stellnetz- und der Klapperfischerei ab. Auf dem Frischen Haff ist im Winter 1927/28 von Groß-Heydekrug im Osthaff noch einmal ein Versuch damit gemacht worden. Bei Benecke 1881 werden noch 60 für das Kurische, $56^3/_4$ für das Frische Haff genannt. Noch in den „Berichten des Fischereivereins für Ost- und Westpreußen" der letzten Jahrzehnte wird oft die Ergiebigkeit dieser Netzart gerühmt.

Netze, die nur das Kurische Haff hat.

Gemeint ist mit dieser Überschrift: im Vergleich mit dem Frischen Haff. Denn einige Netze der Haffe können auch anderswo, besonders im nahen Binnenlande, beheimatet sein.

Die Sonderform des Keitels, nämlich der Stintkeitel, ist kleinmaschiger und überhaupt kleiner als die Großform. Der Stintkeitel darf nur auf behördlich umgrenztem Gebiet innerhalb des Südhaffes angewandt werden und nur im tiefen Wasser. Die Fischbrut soll durch diese Bestimmung geschützt werden. Es liegt also Rechtsgeographie vor. Doch darf ja jeder Fischer des Südhaffes dies Gerät anwenden, auch der außerhalb jenes Bezirkes (Benecke 1881: westlich Rossitten-

Tanctau, Berichte des Fischereivereins f. Ost- und Westpr. 1883f.: Rossitten-Nemonien, außer dem Schonrevier vor Cranzbeek) beheimatete. Die kartenmäßige Verbreitung kann aus den Akten nicht gewonnen werden, ist für unsere Untersuchung auch nicht notwendig. Der große Keitel zeigt innerhalb des Haffes Unterschiede der Größe, besonders der Länge. Die Fischerorte Nemonien, Gilge, Tawe, Inse, Loje im Memeldelta stricken und verwenden die größten Keitel, übrigens haben sie auch die größten Keitelkähne. Diese Dörfergruppe werden wir mehrmals als geographischen Sonderbezirk innerhalb unserer Aufgabe wiederfinden.

Das Kurrennetz (d. h. Kurisches Netz) ist das teuerste Netz, es wird von zwei großen Kähnen, die dann Kurrenkähne heißen, mit je zwei Mann Besatzung bedient. Das Dorf Stombeck an der Südküste ist das typischste Kurrenfischerdorf. Überhaupt treibt die Südküste in starkem Ausmaße Kurrenfischerei, ebenso die Nordhälfte der Nehrung. Die Südküste pachtet einige wenige Netze (1914 Pillkoppen und Sarkau), die lange Ostküste hat in ihrem Südabschnitt überhaupt kein Kurrennetz (1914), trotzdem sie die dazu nötigen Boote durchaus hat, und trotzdem die Entfernung zum Fangbezirk, das ist die ganze Tiefe, sogar eine bessere ist als von dem im Südwestwinkel liegenden Stombeck. Im Nordabschnitt haben (1914) einzelne Fischer Kurrennetze durch Pachtung in Gebrauch genommen, so in Karkeln, Windenburg, Sturmen, Schäferei und Starrischken. Rechtsgeographisch ist das Kartenbild durch zwei Grundlinien deutlich zu machen: Realberechtigung, also mit Kurrennetzen privilegiert sind 1. die Linie Stombeck—Konradsvitte—Steinort—Labagienen—Alt-Rinderort am Südufer und 2. Schwarzort–Perwelk–Preil–Nidden, also alle Orte der nördlichen Kurischen Nehrung. Durch Pachtung haben sich freiwillig in jene Südlinie Schaaksvitte, Sand, Postnicken, Agilla eingeschaltet. Ganz aus dem Spiel bleiben die typischen Keiteldörfer im Memeldelta zwischen Karkeln und Agilla: Nemonien, Gilge, Tawe, Inse, Loje. Unsere Karte zeigt dort einen großen Leerraum.

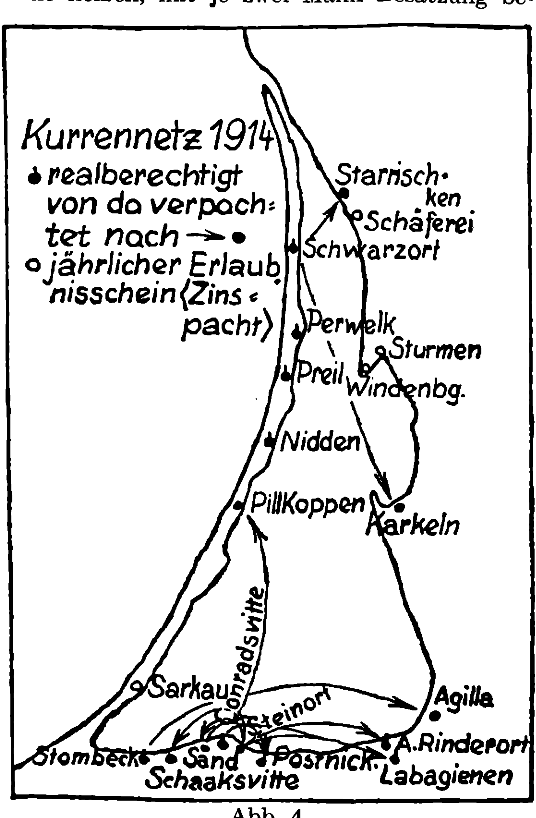


Abb. 4.

Die rechtsgeographische Einteilung ist also wenig durchbrochen, an ihr hält bezirksgemäße Gewohnheit stark fest, ohne daß zoo-, verkehrsgeographische, morphologische oder sonst obengenannte Gründe mitwirken. Die Volkskundegeographie des Kurrennetzes beläßt die intensivste Verwendung dieses Gerätes in den beiden privilegierten Ausgangsbezirken am Südufer und im Nordhaff am Westufer. Die übrigen Strecken haben Kurrenfischerei durchaus nicht zu einer Gewohnheit gemacht, sondern sie bleibt vereinzelte Ausnahme und fehlt auf der langen Strecke am Ostufer des Südhaffes; auf dem dicht mit Dörfern besetzten Ostufer des Nordhaffes ist diese Fischerei auch wieder nur Angelegenheit einiger Außenseiter unter den Fischern, sie ist an keinem Punkte zum Gemeinschaftsgut geworden.

Das Braddengarn ist auch ein großes, nur dem Kurischen Haff eigentümliches Zugnetz, das von denselben zwei Kähnen wie das Kurrennetz zu je 2—3 Mann bedient wird. Diese Kähne heißen während dieser Fischerei Braddenkähne, wie bei der Keitelfischerei Keitel-, bei der Kurrenfischerei Kurrenkähne. Dies Netz ist nicht häufig vertreten, es wird auch aus seinem Privilegbezirk wenig herausgeholt, schon Benecke 1881 zählt nur 22 Braddennetze neben 140 Kurrennetzen und 304 Keiteln. Wieder gelten nicht andere Gründe als rechtsgeographische Bindung, die aber niemals Zwang ist, sondern sehr stark durchbrochen werden könnte. Der volkstümliche Brauch geht kaum aus jenen Rechtsbezirken heraus. Realberechtigt ist die Mitte der Nehrung mit Pillkoppen, Rossitten und dem zu diesem gehörigen Kunzen. Das letztere hat (immer 1914) nach Agilla im Südostwinkel weiterverpachtet. Weiter ist die Mitte des Ostufers mit wenigen Orten privilegiert. Feilenhof an der Windenburger Ecke, Alt- und Groß-Inse. Das dazwischenliegende Karkeln hat sich einige Braddennetze geholt. Dann bleibt als dritter Bezirk, der durch Pachtung wenig ausstrahlt, übrig der westliche Strich des samländischen Festlandufers auch wieder mit wenigen Orten: Gut Bledau, das alle seine Berechtigungen weiterverpachtet hat, Schaaksvitte und Adl. Sand. Von den Orten, die schon durch Privileg Braddennetze haben, hat Pillkoppen aus Schaaksvitte gepachtet; in nächste Nähe hat Bledau weitergegeben: Sarkau, Neufitte, Rodahn. Fiskalisch erpachtet hat sich diese Netzart nur ein einziger Ort, das ist Karkeln, das auch von Realberechtigten Braddenfischerei erworben hatte. 1883 hat ein noch nördlicher als Feilenhof gelegener Ort, Schäferei, wenigstens die Realberechtigung auf $^1/_2$ Braddennetz (Berichte des Fischereivereins f. Ost- und Westpr. 1883/84, S. 27). Also wird in der Braddenfischerei vor allem Privileg am Heimatort genutzt. Die Übertragung nach außen vollzieht sich gewöhnlich nur in nächste Nachbarschaft, nur Agilla holt (1914) eine Braddennetzberechtigung auf weitere Entfernung.

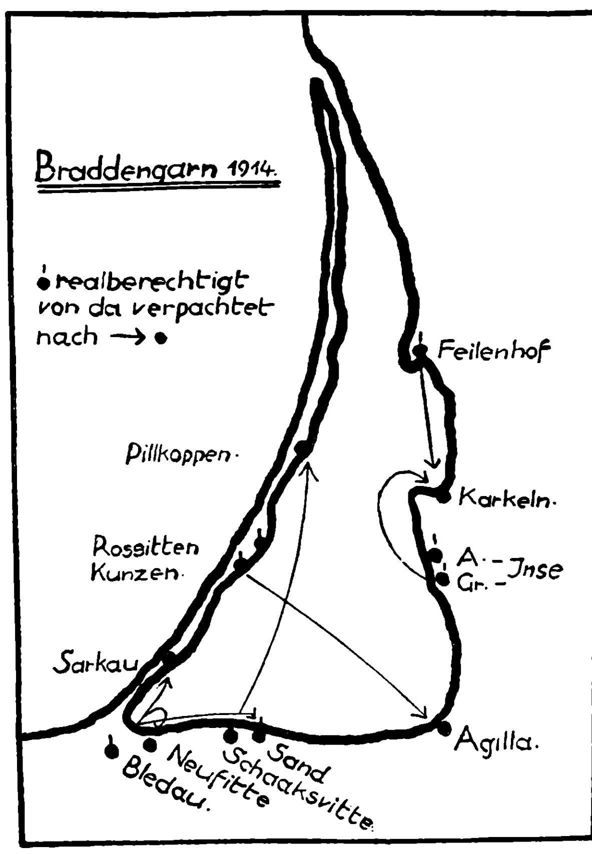


Abb. 5.

Die drei Braddennetzbezirke sind wesentlich rechtsgeographisch bestimmt geblieben. Es ist nicht zu ergründen, wann die merkwürdigen Privilegbezirke des Kurren- und des Braddennetzes durch rechtliche Fixierung volkskundegeographischer Bezirke, in denen der Gebrauch jenes und dieses Netzes eben zur gemeinsamen Gewohnheit geworden war, festgelegt worden sind.

Das Windegarn (= Großes Zuggarn) wird von zwei mittleren Booten (Garnkähne) und zwei Handkähnen (kleinster Typ) mit je zwei Mann bedient und wie auf

dem andern Haff mit Winden an Bord gezogen. Es ist auf der Mitte der Nehrung privilegiert: Pillkoppen, Nidden mit Kunzen. Auf der Südhälfte der Nehrung erpachtet Sarkau dies Netz, die Nordhälfte mit den Fischerorten Nidden, Preil, Perwelk, Schwarzort verwendet dies Netz nicht. Zoogeographische oder sonstige Gründe außer volkskundlichem Brauch können nicht gelten, denn diesen Dörfern dicht gegenüber ist dies Netz durch Privileg in Schäferei und Feilenhof beheimatet, in Skirwieth und Karkeln fiskalisch gepachtet. Am Ostufer hat nur Groß-Inse ein Privileg, doch erwerben den jährlichen Berechtigungsschein (immer 1914) die Orte Loje, Nemonien und Agilla, letztere pachten außerdem von Realberechtigten. Die dichtbesetzte Basis für diese Netzart ist durch Privileg und Pacht beider Arten (privat und fiskalisch) die ganze Südküste von Cranzbeek und Beekinsel bis nach Alt- und Neu-Rinderort. Besonders die Güter westlich der letztgenannten Fischerdörfer haben die Realberechtigung gerade für dies Netz und geben sie in diese Nachbarschaft weiter.

Also verdichtet sich die Rechtsgeographie zu einem volkskundlichen Bezirk intensiver Windegarnfischerei am ganzen Südufer. Zerstreute, aber das ganze Ufer einschließende Besetzung der Ostseite des Haffes. Der Norden der Nehrung nördlich von Pillkoppen bleibt ausgeschlossen. Da diese Ausschließung nicht notwendig, sondern eine freiwillige ist, wie die Lage auf dem nahe gegenüberliegenden Ostufer lehrt, so liegt hier ein volkskundlich zu wertender Gemeinschaftsbrauch vor, und zwar in der Form eines Vakuums in der Geographie des sonst auf allen Siedlungsstrecken (1914) vorhandenen Windegarns.

Das Wategarn (Wadegarn, Kleines Zuggarn) wird vom Lande oder auf dem Eise so gehandhabt, daß ein Ende befestigt, das andere im Bogen herum- und herangeführt wird. Die kleinere Form ist die Klippe, mit kleinster Masche Stichlingsklippe (vgl. unten Stichlingsgarn). Die Akten ermöglichen kein diese Arten trennendes Kartenbild, da sie die Rubrik „$^1/_2$ kleines Zuggarn bzw. Klippe“ führen. Benecke, S. 361, berichtet von „Stintringen“, das sind Zusammenstellungen von Stintklippen unter dem Eise, er lokalisiert diese Ringe „an manchen Orten“, leider ohne Ortsnamen. Wieweit und wo dieser Brauch noch lebt, bleibt hier offene Frage.

Das Drehnetz (= Bewegliches Plötznetz) wird mit einem Ende an einer Pricke festgesteckt, das andere wird im Bogen herangeholt. Sein Bezirk ist die flache Bank der Esche und die flache Karkler Lank südlich Windenburg, wo Weißfische damit zu fangen sind. Der Bezirk ist nicht morphologisch, sonst könnte es am flachen Ufer überall angewandt werden, sondern zoogeographisch bestimmt. Doch warum sollte solch Drehnetz nicht auch für andere Fische im flachen Wasser angewendet werden, die kleinste Masche 2,5 cm ist der Fischbrut noch nicht gefährlich. Da spricht doch wieder lokale Gewohnheit mit, also ist jener Bezirk im letzten Grunde, so stark er zoogeographisch beeinflußt sein mag, ein volkskundlicher ohne sachlich ausschließende Notwendigkeit. Tatsächlich zeigt sich (1914) eine Verpachtung auf weite Entfernung nach Labagienen, auf sehr weite Entfernung nach Schaaksvitte. Wo aber damit von Schaaksvitte aus gefischt worden ist, wäre für uns belangreich zu wissen. Wieder wird Rechtsgeographie einen volkskundlichen Brauch, nämlich die Anwendung des Drehnetzes, nachträglich umgrenzt haben. Realberechtigt sind einige Drehnetze in Groß-Inse, Alt-Inse, Loje und Tawe, also eine geschlossene kleine Gruppe im Memeldelta. Durch fiskalische Pachtung waren (1914) die Nachbarorte südlich davon, Nemonien, Gilge, nördlich Skirwieth und Karkeln angeschlossen. Von Privatpacht nach Labagienen und gar nach Schaaksvitte hatten wir eben gesprochen.

Das Stichlingsgarn zeigt 1914 einen kleinen geschlossenen Bezirk von Memel (Bommelsvitte) bis zur Windenburger Ecke, also nur Dörfer des Ostufers: Bommelsvitte, Schmelz, Starrischken, Schäferei, Suwehnen, Staukischken, Feilenhof, Sturmen, Windenburg. Überall fiskalisch gegen jährlichen Erlaubnisschein. Es liegt zoogeographische Ursache vor, dort zieht der Stichling von und zur See in lohnenden Schwärmen. Doch hat nach diesem Kartenbild die Zoographie die Schwarzorter Fischer nicht gerührt, nach der Fischereikarte in den Berichten des Fischereivereins für Ost- und Westpreußen 1883/84 ist das Ufer von Schwarzort noch Bezirk des Stichlingsgarnes, und wenn jetzt dort nicht mehr solche Schwärme ziehen sollten, so ist der

Fangbezirk am andern Ufer und sonst in der Nachbarschaft immer noch nahe genug gelegen. Schwarzort macht eben in der Stichlingsgarnfischerei nicht mit, gehört also nicht zu jener Gemeinschaft, die den Stichlingsgarnbezirk des Nordendes des Haffes bildet.

Die Netze vor Pricken (Staaknetz mit Gaddern; ohne solche; Kaulbarsnetz) können kartenmäßig nicht verteilt werden. Das ist nicht schlimm, denn sie kommen auf beiden Haffen so überaus häufig und überall vor, zeigen die größten Zahlen unter den Netzen neben den Fischsäcken, ohne große gefüllte oder leere Bezirke zu bilden.

Das Besteckgarn zum Fang von Köderfischen zeigt sich (1914) an der ganzen Ostküste, auf der Nehrung. Aber an der Südküste ist eine große Lücke zwischen Stombeck und Labagienen. Dabei haben einige Orte in dieser Lücke Aalschnüre (zu 600 Haken) gepachtet. Doch braucht man nicht nur Köderfische für diese Angeln. Warum jene Gruppe bedeutender Fischerorte (Postnicken, Steinort, Conradsvitte, Schaaksvitte) auf das Besteckgarn verzichtet, dafür sind nicht technische Notwendigkeiten heranzuziehen, sondern es gilt gemeinsame Gewohnheit oder mindestens gemeinsames Verhalten in jenem Zeitabschnitte. Also es ist (damals) dort eben Brauch, auf das Besteckgarn, das allbekannt ist, zu verzichten.

Von Treibnetzen wird in den amtlichen Listen das Ziegennetz geführt, doch ist unklar, ob darunter die Bressen-, Zant-, Hechtnetze, das sind Treibnetze von nur anderer Maschenweite, einbegriffen sind. Auf jeden Fall zeigt sich (1914) nur ein kleiner Bezirk im Memeldelta, wo Realberechtigung alten Brauch fixiert haben wird: Tawe, Groß-Inse, Alt-Inse, Loje. Vom letzten Ort sind Berechtigungen nach Labagienen und wieder auf weite Entfernung nach Schaaksvitte weiterverpachtet, Loje hat übrigens als einziger Ort noch fiskalische Erlaubnis hinzuerworben. Der Grund für die Gestaltung dieses kleinen Bezirkes im Memeldelta ist ein zoogeographischer, vor jenem Ufer laicht diese Fischart. Die Schaaksvitter fischen auch im dortigen Revier, das wird der Labagiener auch tun, der es näher dorthin hat. Es liegt kein anderer Grund vor, daß nicht noch andere, näher als Schaaksvitte zu jenem Ziegenrevier gelegene Fischerorte sich an jenem Fang beteiligen, als die Gewohnheit, dies den Fischern von Inse und Loje zu überlassen.

Die Verteilung des Großen Wintergarnes ist aus den Konsignationslisten nicht zu erkennen, da die Berechtigung oft lautet „Großes oder Kleines Wintergarn", und als letzteres dient ein Zuggarn aus der Sommerfischerei.

Die Fischsäcke des Kurischen Haffes (Wenter) werden gewöhnlich zu zweien mit Streichtüchern zusammengestellt (Wenterpant). Verbreitung: Das Ostufer von Drawöhnen im Norden bis nach Inse im Memeldelta und vom andern Ufer dazu Schwarzort; im Südwestwinkel von Schaaksvitte bis nach Sarkau. Diese beiden Bezirke sind rechtsgeographisch insofern geformt, als an jenem Ostufer die Panten, die an ganz bestimmten, seit alters gewohnten Stellen zu stehen haben, vor großen Netzen geschützt werden. Der Südwestwinkel ist sowieso als Schonrevier jenem großen Gezeuge verschlossen. Zoogeographie spricht dabei insofern mit, als jene Strecken Binsen- und Rohrwuchs zeigen, also hierfür jene Panten geeignet sind. Doch sind andere Strecken, so am Südufer, auch derart bewachsen. Also aus zoogeographischer Grundfläche hat volkskundlicher Brauch jene zwei Bezirke ausgeschnitten, die Grenzen werden dann durch das Recht auf die Dauer festgelegt.

Die Aalsäcke sind auch wieder in jenem Bezirk am Ostufer einschließlich Schwarzort und weiter bis zum Südufer in großer Anzahl im Gebrauch. Das Südufer zeigt (1914) nur wenige Orte mit Aalsäcken: Neufitte, Stombeck, Schaaksvitte, Labagienen, Alt-Rinderort. Von den Nehrungsdörfern hat außer dem realberechtigten Schwarzort, das fiskalisch hinzupachtet, nur noch Sarkau ganz im Süden Aalsäcke, und zwar fiskalische. So bildet die Nehrung zwischen Sarkau und Schwarzort eine gewaltige Lücke. Dort ist das kahle Ufer pflanzen- und tiergeographisch, auch morphologisch zum Aufstellen von Aalsäcken, überhaupt von Säcken, ungeeignet.

Schnäpelpanten zeigt das Ostufer im Norden, da ist wohl die Zoogeographie als wesentlichste Ursache heranzuziehen.

Netze, die nur das Frische Haff hat.

Wiederum ist die Überschrift im Vergleich mit dem Kurischen Haff gemeint. Von der verschiedenen Form des Keitels ist oben gesprochen worden. Netze, die dem Kurrennetz und dem Braddengarn des Kurischen Haffes entsprechen, hat unser Haff nicht. Das Herbstgarn ist das große Windegarn des Frischen Haffes, dem des anderen Haffes sehr ähnlich. Es ist (1914) in 3 Gruppen von Dörfern vertreten: im Osthaff durch Privileg in Peyse, Zimmerbude, Heydekrug, Fischhof, durch Weiterverpachtung außerdem in Widitten, Marschenen, Nautzwinkel, Heide-Wundlacken, Brandenburg. Die zweite Gruppe umfaßt Alt-Passarge und Rosenberg mit Pachtungen nach Leysuhnen und Deutsch-Bahnau. Das eigentliche Westhaff hat in Tolkemit Realberechtigung auch auf dies Garn (in den Berichten des Fischereivereins 1885/86 dazu Frauenburg), dies Recht ist in fast allen Fällen nach Bodenwinkel (so schon 1885) weitergegeben. Gegenwärtig (1927) zeigt sich im ganzen dasselbe Bild, im Osthaff haben als Außenpunkte dieser Ortsgruppe auch Fischhausen und Brandenburg Realberechtigung auf Herbstgarn, die Mittelgruppe Alt-Passarge-Rosenberg hat sich erhalten (1918 hatte sie sich nach Osten bis Wolitta ausgedehnt),

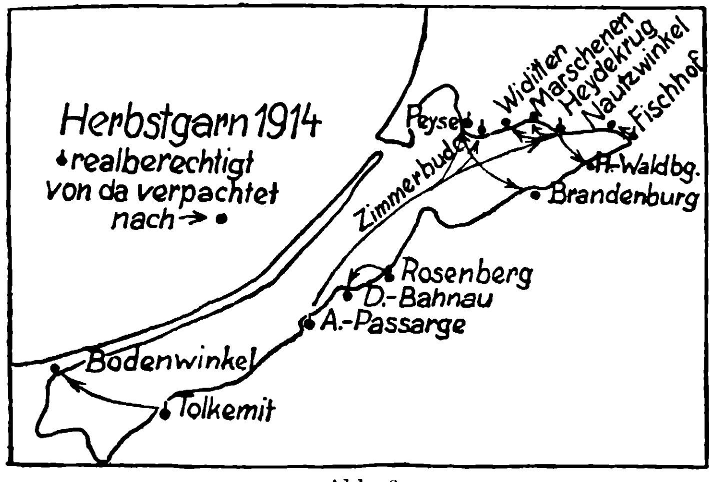


Abb. 6.

ebenso ist die Gruppe Tolkemit-Bodenwinkel im Westen geblieben. Zoogeographische, morphologische, verkehrsgeographische Gründe wirken hier sichtlich nicht, sind doch jene Gruppen vom äußersten Osten bis in den fernsten Westen verteilt. Der Fangbezirk ist die ganze über Aufsichtsbezirk I—IV gleichmäßig verteilte Tiefe. Die Rechtsgeographie der beiden östlichen Gruppen wird durch Weiterverpachten räumlich kaum erweitert, die Übertragung von Tolkemit nach Bodenwinkel ist mindestens ein halbes Jahrhundert üblich geblieben. So hat bisher die Nehrung und ihre Fortsetzung bis Lochstädt, außer dem Fischerdorf an der Wurzel der Nehrung Bodenwinkel, sich der Benutzung dieses Netzes enthalten. Es sind im großen ganzen die auch zur See fischenden Dörfer. Da mag die Sonderart des Berufes mitsprechen, jene auf See und auch auf dem Haffe arbeitenden Fischer sind während des gewöhnlich im Frühjahr und im Herbst betriebenen Herbstgarnzuges mit Seefischerei beschäftigt.

Es könnte auch der Bestand an Bootsarten auf der Nehrung Ursache der Nichtverwendung sein, denn zum Betriebe des Herbstgarnes gehören 2 Garnsicken, das ist der größte, auf der Nehrung nicht heimische Typ. Diese gibt es in Bodenwinkel. Gegen dies Argument ist einzuwenden: unternehmende Fischer bauen sich eben solche größere Boote, ist doch nunmehr von Narmeln aus 1927 die Keitelfischerei aufgenommen worden, und dazu sind jene größeren Typen anzuschaffen.

Die Bedienung des Herbstgarnes ist geographisch verschieden, die Garnfischer des Westhaffes (Tolkemit, Bodenwinkel) kommen zum Netzeinholen mit ihren Booten durch besondere Segelstellung(„Halsen“) zusammen. Diese Leute vom Westhaff „kotten“, d. h. sie legen 2 Scheuerbohlen zwischen die Fahrzeuge, die sie an dem ersten Querschott („Vorderschweff“) durch ein Tau zusammenhalten. Im Osthaff holt man die „Holleine“ (= Bottleine), die das Netz zieht, so weit nach der Mitte des Fahrzeuges, daß diese Bottleine allein die Fahrzeuge ohne Segel zusammensteuert. Das Netz wird ins Hinterschiff eingeholt. Das sind also Unterschiede im Brauchtum: Volkskundegeographie.

Benecke 1881 kennt als Beschwerung an diesem Netz außer Steinen Bleistücke, man verwendet jetzt wieder nur Steine, die nicht so sehr in den Schlick eingreifen.

Ein weiterer, geographisch verschiedener Brauch: die Westhaffleute fahren „gekottet“ von der abgefischten Fangstelle zur nächsten Arbeitsstätte, die Boote liegen auf solcher Fahrt also längsseits nebeneinander. Die andern machen das verbindende Tau („Spanntau“) bei raumem (von hinten kommendem) Winde am Mast des Luv-

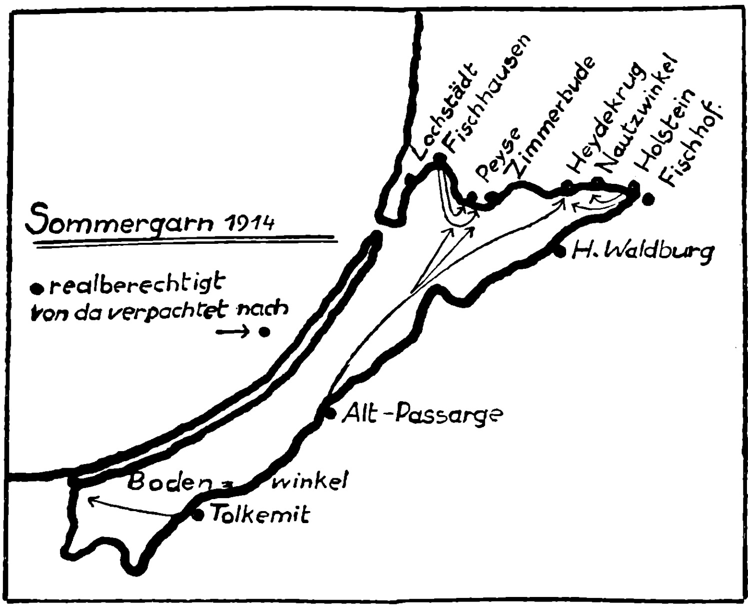


Abb. 7.

fahrzeuges fest, dessen Segel also den Wind auffängt; das andere Ende ist am Vordersteven des Leefahrzeuges festgemacht. Auf der Fahrt beim Winde, also schräg gegen den Wind, umgekehrt.

Das Sommergarn war ein kleineres Herbstgarn, Fanggebiet waren die tiefen Scharen, wo der flache Grund zur Tiefe abbricht. Die meisten Sommergarnorte liegen am Samlandufer: einige Realberechtigungen (Lochstädt, Fischhausen, Holstein, Fischhof und auf der anderen Seite Heide-Wundlacken, dort 1885 noch Rippen), Pachtung aus Alt-Passarge und fiskalisch in Peyse, Zimmerbude, Heydekrug, Nautzwinkel. Am Südufer zeigt es sich realberechtigt in Alt-Passarge und Tolkemit, das wieder nach Bodenwinkel weitergegeben hat. 1885 hat Pröbbernau auf der Nehrung fiskalisch gepachtet. Auffallend klein ist also, verglichen mit dem Herbstgarn, die Basis der Mitte: hier nur Alt-Passarge, und dies gibt noch dem Samland ab.

Die volkskundegeographische Wertung des Kartenbildes fällt mit der des Herbstgarnes zusammen.

Das Nachkriegsformular der Konsignationsliste hat die Rubrik „Sommergarn" aufgegeben. Es wird damit nicht mehr gefischt.

Das Wategarn (Wade-, Strand-, Landgarn, Ziehnetz) ist eine kleinere Form des vorigen. Es fischt auf flacher Schar, also kann ringsum am Haffufer verwendet werden. Benecke 1881 meldet, daß es von 2 Angelsicken (mittleren Kielbooten) oder Lommen (flach und kleiner) zu je 3 Mann bedient werde. Heute sind es je 2 Mann. Das Kartenbild zeigt keine Gruppenbildung, es ist außer auf kürzeren leeren Strecken, so vor der schlammigen Nogatmündung, überall am Haff vertreten.

Das Graugarn zum Fang von Köderfischen wird von Benecke 1881, S. 356, auf die Bucht nahe vor der Pregelmündung beschränkt. 1884 (Berichte des Fischereivereins) zeigt auch die Nogatmündung (Jungfer) und die Nehrung (Pröbbernau, Kahlberg, Vöglers) seine Verwendung im Westhaff. Heute ist es mit einer Ausnahme (Neukrug auf der Nehrung) nur im Osthaff, allerdings in einem viel weiteren Bezirk als nur vor der Pregelmündung, im Gebrauch: von Pillau am ganzen Samlandufer des Haffes und gegenüber bis nach Rosenberg. Nach Benecke wird es zum Fang des Steinbeißers verwendet. Es ist aber überhaupt zum Kleinfischfang geeignet. Ein zoogeographischer Grund für die Gestalt seines heutigen Bezirkes und seines Schwundes im Westen ist nicht einzusehen. Dort ist der Gebrauch, also ein Brauch, verschwunden, hier hat sich der Geltungsbereich ausgebreitet. Es wird seit 1925 unter der Rubrik des Folgenden geführt.

Das Besteckgarn, das denselben Zwecken dient, ist im Westen auf der Nehrung und auf dem Festlande vertreten, sein Bezirk (1927) überschneidet z. B. in Balga, Heydekrug, Heide-Wundlacken den des Graugarnes, öfters mit diesem zugleich im selben Ort beheimatet.

Bei Benecke 1881 fehlt das Besteckgarn, es ist ins Formular der Konsignationsliste erst nach dem Kriege aufgenommen worden. Es ist vorher ganz augenscheinlich in der Rubrik „Graugarn" mitgeführt worden, so hat z. B. die Konsignationsliste 1917 „Graugarne" in Tolkemit, Frauenburg, Narmeln und andern Westhafforten. Der Danziger Haffteil gibt 3 Erlaubnisscheine für „Graugarne" in Vogelsang für das Nogatdelta aus.

Das Bressentreibnetz war (seit 1900 noch Perpelnetz) das einzige Treibnetz des Frischen Haffes. Zu Beneckes Zeit (1881) war es wegen der Strömungsverhältnisse am Pillauer Tief nur Kamstigall, Wogram, Alt-Pillau, Neutief zugestanden worden. Die Berichte 1884 des Fischereivereins dehnen die Erlaubnis auf Narmeln und Grenzhaus auf der mittleren Nehrung aus. Gegenwärtig ist das Netz im Haff weitverbreitet, und zwar recht gleichmäßig mit kürzeren Leerstrecken an allen Ufern beheimatet. Die Bedienung zeigt nun geographisch insofern den Ausgangspunkt eines neuen Brauches, als seit zirka 20 Jahren Kamstigall dazu übergegangen ist, nicht mehr das Netz „auszupullen", d. h. rudernd auszubreiten, sondern mit einem einzigen Fahrzeug (Sicken) „auszusegeln". Die Bedienung von einem einzigen größeren Boot aus meldet Benecke 1881, aber es sind bei ihm 3—4 Mann nötig, und zwar augenscheinlich zum Rudern. Nunmehr geht Kamstigall in Variation jener alten Bedienungsweise von dem 2-Boot-System (Lommen zu je 2 Mann) zum Segeln mit zusammen nur 2 Mann auf 1 Boot über. Dieser neue Brauch des Aussegelns wird wohl von der Nachbarschaft übernommen werden und wird sich wohl zunächst im Osthaff ausbreiten.

Das Kaulbarsnetz des Frischen Haffes ist anders eingerichtet als das des Kurischen. Die Masche wird hier jährlich nach dem Wachstum des Kaulbarsches gewählt. Heute hat das Osthaff eine einwandige Form, das Westhaff eine zweiwandige. Den Übergang wird wohl ein breiter Streifen, mit beiden Formen zugleich, im Mittelhaff bilden.

Ziegen-, Lachs-, Störnetz, Arten des Stellnetzes, sind außer der ersten Art im Danziger Gebiet (1927: Vogelsang, Grenzdorf A) heute verschwunden, aus zoogeographischen Gründen. Jene Fangtiere sind dort selten geworden. 1914 betrieben Ziegenfischerei anscheinend nur noch Fedderau und Wolitta im Osthaff, die letzten Störnetzstellungen standen vor der Nogatmündung, Lachsnetze dort und im Pillauer Tief.

Das Perpelnetz, eine neue Stellnetzart, erst im Nachkriegsformular aufgeführt, ist (1927) vorwiegend im Westhaff beheimatet: Pröbbernau, Liep, Kahlberg auf der Nehrung, Tolkemit und Succase am Festlandufer und im Osten allein in Pillau II. Es werden zoogeographische Gründe diese Verbreitung tragen, Benecke 1881, S. 196 nennt den Perpel selten in unsern Gewässern. Der Fangbezirk muß aber groß sein, wenn sich auch Pillau II beteiligt, dazwischen zeigt die heutige Karte gewaltige Lücken.

Eigenartig ist die zuerst nur im Westhaff geübte Fischerei der Stellnetze im Winter „vor Ringen". Es werden weidengeflochtene Ringe in den Schlick gedrückt statt der mit dem Eisgang brechenden Pricken. Jetzt hat diese Art im Osthaff Pillau und Kamstigall aufgenommen.

Neu ist weiter das Stintnetz des Frischen Haffes, vorwiegend im Westhaff zu Hause, im Osthaff fängt man den Stint auch mit dem Kaulbarsnetz.

Das Bressennetz, ein schon von alters her benutztes Stellnetz unter dem Eis, zeigt sich 1927 nur im Osthaff beheimatet: am Samlandufer von Peyse nach der Pregelmündung und von da bis nach Kahlholz, Rosenberg.

Das zugehörige Zantnetz zeigt im ganzen dieselbe Verbreitung, nach Westen bis Neu-Passarge. Das Kaulbarsnetz ohne Gaddern, das auch Eisstellnetz sein kann, an wenigen Stellen im Osten: Peyse, Nautzwinkel, Rosenberg, Kahlholz, bis nach Alt- und Neu-Passarge.

Der Strömlingsfang mit dem Strandgarn ist zoogeographisch auf die Gegend von Pillau beschränkt. Aber dort fängt damit nicht nur die nächste Nachbarschaft: aus weitester Entfernung (60 km) fischen Bodenwinkler hier.

Weiter zur Volkskundegeographie der Winterfischerei: da werden die Fische im Osthaff gewöhnlich in der Weise in die Netze gescheucht, daß man in einem Eisloch („Wuhne") mit einer Bohle „wuchtet", d. h. die Bohle dort lärmend bewegt. Das macht man im Westhaff auch, doch daneben gilt der Brauch, Eichenbretter („Buller- oder Klapperbrett") in die Wuhne zu schieben und mit 2 Holzhammern darauf zu trommeln („Klapperfischerei"). Auch das Kurische Haff betreibt Klapperfischerei mit Stellnetzen.

Die Fischsäcke sind der Hohe Haffsack (1. Bügel meist 2 m hoch; heute nur, aber häufig, in Neu-Passarge, 1884 auch in Zimmerbude), bis 1916 der Niedere (1. Bügel 1—1,20 m; = „Grundsack") und zwischen beiden der Mittlere (bis 1,40 m). Die Neunaugensäcke sind zoogeographisch verteilt vor Flußmündungen. Der Mittlere Haffsack hat heute einen weiten Bezirk, wohl im ganzen Haff. Die Bügel in Passarge sind eichen, sonst anscheinend aus Tannenholz.

Die Fischsäcke beider Haffe haben jetzt 4 Bügel, auch die bei Benecke 1881 (S. 392, Fig. 183) mit 3 Bügeln gezeichneten Leysuhner Zandersäcke, so daß heute dieser kleine Sonderbezirk verschwunden ist.

Über Stichlingshamen können genaue Angaben nicht gemacht werden, sie sind zoogeographisch verteilt: das Pillauer Tief und die Tranfabrik in Pillau ermöglichen lohnende Stichlingsfischerei mit dem Hamen. 1914 wurde der Hamen von Pillau II, Kamstigall und Neutief aus verwendet. Das Stichlingsgarn ist, als der Fischbrut gefährlich, verboten.

Die „Panten" des Kurischen Haffes und Stellungen („Lanken") des Frischen Haffes.

Die Säcke können einzeln angewandt, aber auch in bestimmten Figuren im Wasser aufgestellt werden. Die verschieden großen Fischsäcke werden je nach der Fischart, für die sie bestimmt sind, auch Aalsäcke, Zandersäcke, Neunaugensäcke, als Panten auch Schnäpelpanten genannt. An und in dem ersten, größten der 4 Bügel werden senkrecht Streichtücher, d. h. Netzwände, angestrickt oder geschnürt, an denen die ziehenden Fische in die Säcke geleitet werden. Die Streichtücher des Kurischen Haffes reichen weiter bis zum 2. Bügel hinein, die des Frischen Haffes nur bis zum 1. Bügel.

Stimmen solche Figuren mehrerer Säcke gelegentlich vom Kurischen Haff zu solchen vom Frischen, so ist noch nicht Entlehnung zu mutmaßen. Gegenwärtig ist die Aalpant vor 7 Pricken des Kurischen Haffes (Benecke, S. 392, Fig. 182) die bei den Leysuhnern auf dem Frischen Haff übliche Form. Die beiden Säcke sind in der Fig. 183 „Leysuhner Säcke", also 1881, parallel gestellt, das ist jetzt „Passargestellung" mit vierbügligen Säcken und 8 Pricken statt jener 10. Nun ist die heutige Leysuhner Stellung aus jener einfach durch Schrägstellung der Säcke herzuleiten.

Richtungsunterschiede zeigen heute die Stellungen im Frischen Haff insoweit, als die Leysuhner den Eingang nach Westen stellen, alle andern auch nach Osten, und zwar in einer Reihe oder mehrere kombinierte Säcke abwechselnd Ost—West (unsere Abb. 9).

An der Frischen Nehrung war folgende, auch heute beibehaltene Stellung von (Niederen) Haffsäcken üblich: 3 Säcke + 2 Streichtücher, dabei 2 Säcke sich gegenüber, der 3. rechtwinklig zu diesen auf deren gemeinsames Streichtuch mit dem eigenen auftreffend (Benecke, Fig. 178). Benecke bucht sie als häufig, heute veraltet sie.

Vom Osthaff aus ist jetzt überall folgende Stellung eingeführt: 4 Säcke + 1 Streichtuch (vgl. Benecke, Fig. 179). Doch jetzt ist die Figur insofern eine andere als die vor 50 Jahren bei Benecke auf beschränktem Raum gemeldete, als das Streichtuch bis zur gemeinsamen Hinterwand der beiden Sackpaare durchgeführt ist (auf unsrer Zeichnung, Abb. 8, ist die Neuerung gestrichelt). Es gibt noch weitere Varianten.

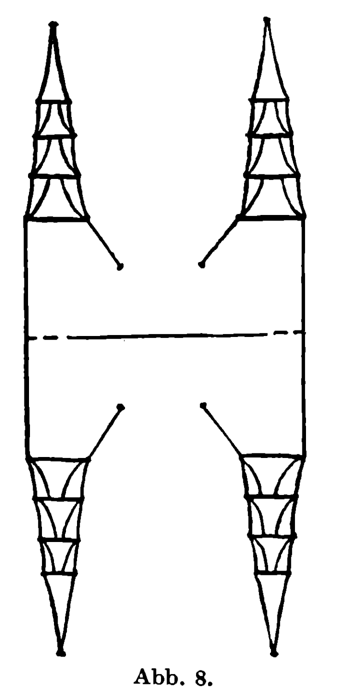


Abb. 8.

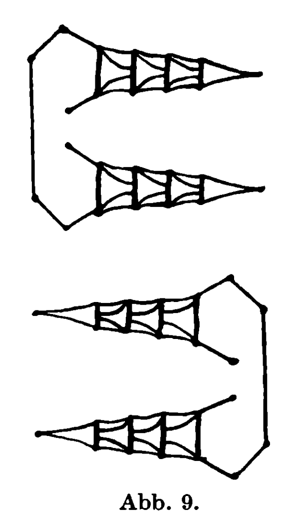


Abb. 9.

Von den Leysuhner Zandersäcken ist oben gesagt, daß sie heute anders gestellt werden als 1881. Außerdem waren es damals Hohe Haffsäcke mit 3 Bügeln, heute Mittlere (bis 1,40 m der 1. Bügel) mit 4 Bügeln.

Das Kurische Haff hat als einfachste Stellung die kleine Aalpant in und vor dem Memeldelta: 2 Säcke mit 1 Streichtuch. Die Wenterpant vor 3 Pricken ist auch im Nordhaff an der Ostküste und dem gegenüberliegenden Ufer verbreitet: 2 Säcke zu 4 m Bügelhöhe (Benecke, Fig. 180). Eine andere Aalpant hat vor 4 Pricken 2 Säcke, die Schnäpelpant 4 große Säcke und viele Pricken an seit alters her gewohnten und rechtlich geschützten Stellen an jenen Ufern.

Die Großnetze des offenen Wassers
(1914)

Gr. Windegarn (Kur. H.) —·—
Braddennetz – – –
Kurrennetz ———
Keitel — — —

Sommergarn – – –
Keitel ······
Herbstgarn —·—·—

Abb. 10.

Ergebnis.

Legen wir auf der Karte die Bezirke der großen Netze beider Haffe (außer der Eisfischerei, also außer dem abkommenden Großen Wintergarn) übereinander, so ergeben sich für jedes Haff andere Bilder (Abb. 10). Die kleinen Geräte sind entweder viel allgemeiner verbreitet oder aber lokal beschränkt, dann wirken also lokale, vorher genannte Gründe aus Morphologie, Zoogeographie, Volksbrauch. Wir fanden im Frischen Haff öfters Sonderbezirke im Ost- oder imWesthaff. Für die Großlandschaft zeigt unsere Karte mit den Heimatbezirken der Großnetze: die immer wiederkehrende Geschlossenheit auf dem Kurischen Haff ist entgegengesetzt der Zweiteilung des kleineren Frischen Haffes. Hierzu haben wir zu melden: die Heimatbezirke, deren Grenzlinien die betreffenden Fischerorte umspannen, sind auf dem Kurischen Haff ausgedehnter als die jedesmal zugehörigen Fangbezirke; das Frische Haff bietet das Gegenteil: die Fangbezirke sind sehr viel ausgebreiteter als jedesmal der Heimatbezirk des betreffenden Netzes.

Nun zunächst vor der Beurteilung dieser Kartenbilder haben wir rückschauend gemeinsame Erscheinungen zu werten. Die morphologische, verkehrs-, zoo- und rechtsgeographische Bedingtheit wird, wie wir sahen, oft genug durch Unternehmungslust aus weiter Ferne gesprengt: man pachtet die gewünschten Geräte fiskalisch oder privat, man fährt auf entlegene Fangplätze und hat auf den Haffen die Fischereigrenzen der Mittellinie (Ost- und Westhaff im Frischen, Nord- und Südhaff im Kurischen Haff) zu beachten, doch gibt es auch da so viel Bestimmungen, die manche Fischereiart hüben und drüben zuläßt. Es sind schon innerhalb jener Haffhälften alle Fischereiarten möglich, außer dem Strömlingsfang auf dem Frischen und dem Schnäpelfang auf dem Kurischen Haff. Und doch bilden sich für manche Fanggeräte, ihre Art der Bedienung und Aufstellung rein volkskundlich zu wertende Bezirke von gemeinschaftlichem Brauch. Oft ist dieser ganz augenscheinlich rechtsgeographisch festgelegt worden. Mit Großzeug nicht in den Fangrevieren der Stellnetze vor Pricken am flachen Ufer zu fischen, das wird schon vor rechtlicher Bestimmung Brauch gewesen sein müssen, und umgekehrt die „Tiefe“ für die großen Garne von Pricken freizuhalten. Doch unabhängig vom Brauch können so einschneidende Bestimmungen gegeben werden wie in früheren Jahrhunderten das regionale oder gar vollständige Verbot von Keitelgarnen auf beiden Haffen.

Vergleichen wir nun unsere Beobachtungen auf dem Kurischen Haff mit denen des Frischen Haffes, so ist das erstere in der Geographie der Netze auffallend einheitlich. Dabei umfaßt das erste 1600 qkm, das andere nur 860 qkm. Das Frische Haff aber wird durch uns volkskundegeographisch wesentlich in Osten und Westen gegliedert. Dabei ist die Ufersiedlung des Kurischen Haffes ethnographisch recht bunt: kurische, jetzt zum allergrößten Teil germanisierte Bevölkerung auf der Nehrung, am Ostufer litauische, im Süden stärker als im Norden mit Deutschen durchsetzte, hier stärker als dort deutschsprachig gewordene

Fischerbevölkerung, am Südufer schon seit Jahrhunderten deutsch gewordenes Altpreußentum mit deutschen Zuwanderern. Auch deutsche Dialektgrenzen zerschneiden übrigens das Ufer des Frischen Haffes viel öfter als das auch darin weit einheitlichere Kurische Haff. Doch zeigt dies außer einem Rest von Kurisch an seinem Ostufer neben Deutsch noch Litauisch.

Das Frische Haff ist auf seinen Festlandufern im Süden stark deutsch kolonisiert, die Fischerbevölkerung ist dort und noch mehr am Samlandufer vor allem germanisiertes Altpreußentum wie auf der Nehrung. Also ist hier das Bild seit langen Jahrhunderten, im ganzen seit der Reformationszeit, ethnographisch recht einheitlich, und doch zeigt unsere Netzgeographie gerade bei diesem Haff, das halb so groß wie das Kurische ist, jene Gliederung. Im ganzen liegt die Scheide auf dem Mittelhaff zwischen der Passarge und Narmeln. Dort laufen starke Dialektgrenzen. Das Ufer des Osthaffes ist dialektgeographisch bis Alt-Passarge recht einheitlich. Die Nehrung hat ihre mundartliche Sonderart, wie auch in der Netzgeographie. Die Passarge selbst ist scharfe Scheide zwischen den Fischerdörfern Alt- und Neu-Passarge in Fischereiart, wie in der Landes- und Konfessionsgeschichte und in der Dialektgeographie. Von dort läuft an die Ostseite von Narmeln im Mittelalter die Ostgrenze des Bistums Ermland, des selbständigsten aller im Deutschordensgebiet. Darum gab es jahrhundertelang Streit, 1503 wird eine Regelung vereinbart (Dittrich in Zs. f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands 1881, S. 301f.). Seit 1454 liegt dort die Landesgrenze zu Polen, die 1772 aufgehoben wird. Die Westgrenze des Bistums geht westlich von Frauenburg zur Nehrung hinüber. Dieser Mittelstreifen, der im Mittelalter das Fischereigebiet des Deutschen Ordens in West und Ost auseinandertrennte, wird an seiner Westgrenze in der Weise aufgelockert, daß der Bischof auch sonst im Westhaff Fischereiprivilegien erhielt. Nach Erwerb der ganzen Küste des Frischen Haffes 1772—1793 durch Preußen wird dieser Mittelstreifen diagonal durch die Grenze zwischen Ost- und Westpreußen von Narmeln bis westlich Frauenburg auf diese beiden Provinzen aufgeteilt. Die ostpreußischen Fischer haben im ganzen im ostpreußischen Haffteil, die anderen im westpreußischen (doch Ausnahmen) zu fischen; auch heute noch, da die Fischer des Danziger und des benachbarten preußischen Gebietes in bisheriger Weise weiterfischen dürfen. Die Fischerdörfer an der Mündung des kleinen Flüßchens Passarge, Alt- und Neu-Passarge, liegen sich dicht gegenüber. Sie liegen an denselben Fischgründen. Die einen, die Alt-Passarger, haben jene Privilegien, die andern nicht. Aber wir sagten: man kann doch ungehindert von den Berechtigten die betreffende Fischereigerechtigkeit abpachten. Da wird man einwenden: jene sind wohl reicher, es sind doch Großfischer, und die Neu-Passarger sind Kleinfischer. Wir aber sagen, auch ein Kleinfischer braucht doch nicht ärmer zu sein oder zu bleiben, man denke an Heiratsgut, vom Binnenland eingebracht, sie haben ja auch ihre Grundstücke, Haus und Hof. Die Alt-Passarger haben Netzwerk, das die Neu-Passarger nicht haben, und umgekehrt. Aber der Gewinn aus beiden Arten ist gleich groß mög-

lich. Dabei könnten diese oder jene alle möglichen Netze pachten. Die Alt-Passarger gelten als tüchtige Großfischer, die Neu-Passarger als ebenso tüchtige Sackfischer. Weiter: die Alt-Passarger sind protestantisch, die Neu-Passarger katholisch. Die geschichtliche Grenze ist seit Beginn der Geschichte in allen möglichen Formen zwischen beiden Orten gelaufen. Jene sprechen eine andere Mundart, bewahren bewußt das Endungs-n, das nur auf der Nehrung drüben (und weit weg im Binnenlande) noch gesprochen wird; zeigen außerdem noch eine mundartliche Sonderheit, die nur drüben gilt, n-Schwund vor bestimmten Konsonanten, z. B. in ‚einweichen', ‚anmachen', sonst halten sie sich zu ihrer festländischen Mundartfläche. Es ist eben gegensätzliches Gefühl: zwischen den Konfessionen, zwischen Groß- und Kleinfischern hüben und drüben, die Gemeinschaft schließt die Neu-Passarger an das ermländische Ufer und das ermländische Hinterland, zu diesem Westen und Süden stimmen sie in alter politischer Zuordnung, konfessionell und sprachlich. Die Alt-Passarger schließen sich nur mit Vorbehalt an das Ostufer und ihr protestantisches Hinterland an: sie haben sprachliche Eigentümlichkeiten, die als Resterscheinungen zu werten sind und Bestandteile der sehr viel eigenartigeren Nehrungssprache.

Die Zoogeographie, die Morphologie des Haffes, die Wirtschafts- und Verkehrsgeographie, die Rechtsgeographie, auch die Landesgeschichte sind nicht Notwendigkeiten, die die volkskundliche und sprachliche Grenze auf den mit Booten vollgestopften Fluß, die Hauptverkehrsader zwischen diese Dörfer legen, sondern es ist ein volkskundlicher Gemeinschaftssinn auf der Grundlage der konfessionellen, mundartlichen Gewohnheit und gegensätzlicher Abstandnahme (vgl. m. „Sprachausgleich in den deutschen Mundarten bei Danzig" 1928, S. 55f.). Auf dem Kurischen Haff werden die Nehrungsbewohner gefühlsmäßig als Sondergruppe genommen, was schon aus der Eigenheit des Siedlungsgebietes herzuleiten ist. Ihre gegenwärtig nahezu ganz von der Germanisation eingeebnete ethnographische Sonderstellung als Kuren spricht wenig mehr mit, sondern wirkt nur nach. Die größten Dörfer sind ja ganz eingedeutscht. Am Ostufer werden von den übrigen Fischern des Haffes die sog. „Litauer" im Memeldelta nördlich von Nemonien als Sondergruppe betrachtet, d. h. im großen und ganzen nennen und halten sie sich nach Bedarf für Litauer, falls sie in öffentlichen oder fiskalischen Belangen etwas daraufhin erreichen wollen. Im entgegengesetzten Falle nennen und halten sich die nach Herkunft Deutschen und die mehr oder minder eingedeutschten Litauer für Deutsche. Hier am Ostufer haben wir Sonderbezirke von Netzwerk angetroffen, die nicht nur zoogeographisch bedingt sind. Das Kurische Haff ist seit Beginn der Landesgeschichte erst 1919 politisch zerschnitten, hat also eine ungleich ungestörtere Vergangenheit als das Frische Haff. Im Frischen Haff, das ringsum mit seinem Hinterland rein deutschsprachig ist, besteht ein Gefühlsgegensatz zunächst von West und Ost, die Osthaffleute werden die „Griesen" genannt (die ‚Grauen', nicht schlimmes Schimpfwort); im Osthaff schließen sich aber davon die des südlichen Ufers aus und nennen die Fischer der Haffküste des Samlandes so.

Die vom Frischen Haff gemeldeten Gruppen von Gemeinschaftsgefühl zeigen auch in unserer Volkskundegeographie jene Gliederung: Die Existenz eines Netzes ist wesentlich nicht, wie es nach der Fülle der gesetzlichen Bestimmungen scheinen mag, durch Rechtsgeographie gegeben. Seine Verbreitung in seinem Bezirk ist auch nicht wesentlich durch Zoogeographie oder Morphologie bestimmt. Es besteht doch kein Zwang, daß aus solchen Gründen das bestimmte Netz nur so wie es ist und nicht anders gestrickt sein kann. Die Bestimmungen über Maschenweite schaffen das Netz als solches nicht, sondern regeln nachträglich eine Einzelheit. Das Braddengarn, das Kurrennetz des Kurischen Haffes ließen sich auch im Frischen Haff genau so gut anwenden, ebenso umgekehrt das Sommer- oder das Herbstgarn oder Sonderformen des Keitels des Frischen Haffes in jenem. Die „Stellungen" der Netze vor Pricken sind auf dem einen und dem andern Haff und innerhalb dieser doch nicht jeweils einzig mögliche Anwendungen, am allerwenigsten morphologisch, rechts- und zoogeographisch bedingt.

Für dieselbe zoogeographische usw. Bedingtheit schafft die volkstümliche Netzstrickarbeit eben verschiedene Lösungen durch verschiedene Netzarten. Diese Erzeugung steht am Anfang, der Gebrauch des Gerätes wird hinterher rechtsgeographisch geregelt: festgehalten, neuen Siedlern verliehen, eingeschränkt, verboten. Wenn der Keitel nach gänzlichem Verbot, man hielt ihn lange für schädlich, im 18. Jahrhundert zuerst in einigen Dörfern, im Frischen Haff in Alt-Passarge und Rosenberg, im Kurischen Haff in einer Gruppe am Südufer wieder zugelassen wird, so liegen dringende Bitten jener Dörfer vor. Auch die Erweiterung des Kreises der Berechtigten geschieht doch auf Wunsch der Fischer. Wann und wo dann die Behörde nicht mehr gewährt, hängt allerdings von ihr ab. Doch kann nunmehr durch Weiterverpachten, also durch die Fischer selbst, jener Bezirk verändert werden. Die Behörde schließt nur die Zahl, die Verteilung ist im geographischen Raume wesentlich Sache des Fischervolkes. Die Verteilung der Privilegien wird auch insofern vom lebenden Brauch flächenmäßig zugeschnitten, als solche Privilegien erlöschen, falls sie (Fischereiordnung von 1792) 40 (44) Jahre lang nicht genutzt werden.

Die Geographie der Netze ist also Gegenstand volkskundlicher Unternehmung. Die außerordentlich große Verschiedenheit der Fischereiarten des einen Haffes verglichen mit dem des anderen, ist nicht ausschließlich von Biologie und Beschaffenheit des Haffgrundes und Haffwassers herzuleiten, sondern weithin lassen sich dabei verschiedene Lösungen der gleichen technischen Probleme in den jeweiligen Kreisen volkskundlicher Eigenart feststellen. Noch viel stärker treten jene andern die lokale Sonderform nicht erklärenden, aber doch dabei mitsprechenden Bedingungen, wie Morphologie, Zoo- und Rechtsgeographie in der Frage der geographischen Verteilung der Schiffstypen zurück. Damit sind wir aber schon bei unsrer nächsten Aufgabe angelangt, ihre Erörterung wird eine noch größere Freiheit volkskundlichen Sachbrauches zeigen können.

Danzig.

Fliegen- und Mottenfeste.

Von Ernst Maaß (†).

I.

In der „Deutschen Mythologie“ S. 540 erwähnt Simrock das Lichtenberger Mottenfest seiner Zeit, und eben macht H. Kügler in der Niederdt. Zeitschr. f. Volksk. 1928, 59 aus einem um 1840 entstandenen Gedicht auf den Stralauer Fischzug diese Strophe bekannt:

> Ich gehe meinen Schlendergang
> Zum Fliegen-Mottenfest,
> Nach Pankow ohne allen Zwang,
> Nach Lichtenberg modest.

Er bemerkt zu den Versen, die niemand schön finden wird: ‘Das erwähnte Fliegenfest feierten die Leinweber in Pankow, das Mottenfest die Kürschner und Tuchmacher am 25. Juli in Lichtenberg bei Berlin’. Fidicin, Beiträge zur Geschichte Berlins 5 (1842), 453 schreibt: ‘Zu den Hauptfesten eines großen Teiles der Einwohnerschaft gehörten auch die Gewerkfeste oder Hauptquartale der Gilden und Gewerke in Berlin. Man hielt dieselben größtenteils in den Jahreszeiten ab, in welchen man sich im Freien ergötzen konnte. Dies war der Fall bei den Tuchmachern oder Wollwebern, welche nach dem Privilegium derselben vom Jahre 1579 der älteren Gewohnheit gemäß am Jacobitage (dem 25. Juli) nach dem Tuchmachergarten gingen, dort Altmeister und Siegelherren wählten und hiernächst das sogenannte Gildebier anzapften. Ein Überbleibsel davon ist das heutige Mottenfest, das noch jährlich von den Wollwebern in Lichtenberg begangen wird’.

Weitere Quellenbelege für die Berliner Feste bringt Kügler in dem folgenden Aufsatz, s. u. S. 159ff.. Möglich, daß einst auch an diesen Festen der Ortsgeistliche beteiligt war wie beim Stralauer Fischzug, welcher der Schonung der Spreefischerei galt wie jene beiden der Vernichtung der Insekten. Diese gehören nun einmal nach altchristlicher Anschauung zum Teufel — und den Seinen, Dämonen Elben —, der sich in eine Fliege verwandelt und Spinnen ausbrütet, wie der junge Goethe in seinen Straßburger Ephemeriden schon für seinen „Faust“ anmerkt: ist doch Mephisto „der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse“, und im „Walpurgisnachtstraum“ sagen die Xenien:

> Als Insekten sind wir da
> Mit kleinen scharfen Scheren,
> Satan, unsern Herrn Papa,
> Nach Würden zu verehren.

Das Titelbild zu Murners „Schelmenzunft“ des Jahres 1512 läßt um den Kopf des Erzschelms Insekten kriechen und fliegen (abgebildet in Könneckes Bilderatlas S. 131). Darauf zielt auch die kirchliche Verwerfung der alten Abwehrriten, die noch dem Heidentum entstammen, wie denn das deutsche Osterfeuer zur Fernhaltung der Raupen und Insekten dient, nur

daß in der Regel die Riten allein, nicht aber die dämonischen Inhaber derselben erwähnt und bekämpft werden. Daß aber diese Inhaber einst auch bei unseren Vorfahren nicht gefehlt haben, versteht sich eigentlich von selber und wird aus anderen Religionen offenbar; auch daß der Teufel hier kaum noch etwas anderes ist als die Zusammenballung der schlimm-dämonischen Wesen der Heidenzeit. Wenn Zeus Ἀπόμυιος die Fliegenplage in Olympia abwendet — nach Paus. V 14, 1 und Ailian H. A. 17 — und ähnlich Herakles (Paus. a. a. O.), wenn Herakles Ἰποκτόνος die Weinberginsekten vertilgt (Strabon XIII 613) und Apollon und Herakles Παρνόπιος (Paus. I 24, 8; Strabon a. a. O.) die Heuschrecken, Apollon als Σμινθοφθόρος Σμινθεύς die Mäuse (Strabon a. a. O.), so sieht man mit Augen, woher jene genannten Funktionen des Teufels kumuliert worden sind.

Aber nicht ohne eine Einschränkung! Gerade Apollon Σμινθοφθόρος kann zeigen, wie den Olympiern in dieser Wirkungssphäre die niederen Naturwesen im Süden vorangegangen sind. Das mäusevertilgende Tier war dort damals die Schlange: „Im Süden ist dies Tier der treueste Hüter der Gärten und Weinberge, und wer es tötet, setzt sich noch heutigestags Vorwürfen und Scheltworten aus . . . Die Ölwälder namentlich waren der Aufsicht dieses, das Ungeziefer (Mäuse und anderes) vertilgenden Gewürmes anvertraut" (Emil Braun, Vorschule d. Kunstmythol. S. 30). Schlangen, welche die Fruchtgärten hüten, kennen wir zur Genüge aus der bildlichen Tradition (Philologus 1898, 513). Sehr hübsch auch der 12. orphische Hymnus, wo Herakles angerufen wird:

ἐλθέ, μάκαρ, νούσων θελκτήρια πάντα κομίζων,
ἐξέλασον δὲ κακὰς ἄτας, κλάδον ἐν χερὶ πάλλων,
πτηνοῖς ἰοβόλοις κῆρας χαλεπὰς ἀπόπεμπε.

Zu den letzten Worten bemerkt gut Gesner: κλάδον πάλλων: *quasi muscae abigendae essent*. Die πτηνὰ ἰοβόλα aber sind Giftpfeile, durch welche die schlimmen Geister verscheucht werden sollen; das Fliegenbild und diese Geister gehen auch hier neben- und durcheinander. Herakles zum Schützer der Felder erhoben! Solche Worte, wie die der Sibylle (Diels, Sibyllin. Blätter S. 115, 119) fallen einem immer wieder ein: σάφ' ἴσθι ἐν πετάλοισιν ἐμοῖς (nämlich: von der fruchttragenden Olive) λύσιν κακοῦ; man tötet ja auch die Giftnatter durch einen Schlag mit dem Eschenzweig, bannt sie durch Umkreisung mit demselben (Peuckert, Schles. Sagen S. 244). Und Gulla Pfeffer in ihrem schönen Buch „Die weiße Mah" (1928) S. 175 berichtet aus dem Hinterlande von Kamerun: „An vielen Stellen, mitten in den Feldern, sah ich Töpfe stehn, die mit Strohbüscheln gefüllt waren[1]), ein Zauber, der dafür sorgen soll, daß die

[1]) Ein klassisches Beispiel dazu aus der Antike steht bei Athenaios XI, 473B, wo vom Gefäßnamen καδίσκος so gehandelt wird: ἀγγεῖον δ' ἐστὶν ἐν ὧι τοὺς Κτησίους Δίας ἐγκαθιδρύουσιν, ὡς Ἀντικλείδης φησὶν ἐν τῶι Ἐξηγητικῶι γράφων οὕτως (Fr. 13 M.)· Διὸς Κτησίου σημεῖα ἱδρύεσθαι χρὴ ὧδε· καδίσκον καινὸν δίωτον ἐπιθηματοῦντα στέψαι τὰ ὦτα ἐρίωι λευκῶι καὶ ἐκ τοῦ ὤμου τοῦ δεξιοῦ καὶ ἐκ τοῦ μετώπου ⟨καθέσθαι τὰ ἄκρα *suppl. ex. gr.* Kaibel⟩ τοῦ κροκίου καὶ ἐσθεῖναι ὅ τι ἂν εὕρῃς καὶ εἰσχέαι ἀμβροσίαν· ἡ δ' ἀμβροσία ὕδωρ ἀκραιφνές, ἔλαιον, παγκαρπία· ἅπερ ἔμβαλε'. Dazu Hes. καδίσκοι] σιπύαι, εἰς ἃς τὰ ἱερὰ ἐτίθεσαν.

neue Ernte gut gedeiht"; es handelt sich da um Neger, die den Pflug noch nicht kennen, sondern nur hacken und häufeln. Bret Harte schildert einen bekehrten alten Indianer, der neben seinem Lager ein brennendes Kruzifix und einen geweihten Palmwedel hatte, „da nach dem Volksglauben durch ihn die bösen Geister verhindert würden, sich seiner Seele zu bemächtigen". In Kiplings Dschungelbuch wird jemand wie ein Spuk ausgetrieben als böser Geist mit Worten und mit dem Schwingen des Zweiges einer heiligen Pflanze. Dichterische Verwendungen dieses uralten Apotropäums begegnen noch heute nicht zufällig so häufig: wie wenn die Sternsteinbäuerin Anzengrubers, um das Gespenst im Keller zu verscheuchen, sich des stets bereitliegenden geweihten Zweiges bedient. Geweiht sind, und nicht bloß im Altertum, meist solche Zweige oder solche Gegenstände, welche die Gottheit (ihr Bild) berührt hat. Die Hirten um Syrakus verschenkten geweihtes Brot (ὑγίεια genannt) mit der Anrede: δέξαι τὰν ὑγίειαν, ἂν φέρομες παρὰ τᾶς θεοῦ, ἂν ἐπαφάσατο τήνα (wo ἐκλελάσκετο und ἐκαλέσσατο die Hss., vgl. Scholia in Theocr. ed. Wendel, S. 3). Zeus Ἐπάφιος oder Ἐφάπτωρ und der Ἔπαφος genannte Sohn desselben sind segnende Geister (der Name bedeutet den „Berührer"). Endlich Tertullian, De anima 39: *Omnes idololatria obstetrice nascuntur, dum ipsi adhuc uteri infulis apud idola confectis redimiti genimina sua daemoniorum candidata profitentur, dum in partu Lucinae et Dianae heiulatur, dum per totam hebdomadam Iunoni mensa proponitur, dum ultima die Fata scribunda advocantur, dum prima etiam constitutio infantis super terram Statinae deae sacrum est.*

II.

Das Mottenfest wurde an der Spree mit jenem Fliegenfest noch im 19. Jahrhundert von Wollwebern und Kürschnern zusammen gefeiert. Auf Befragen bestätigte mir Joh. Bolte, daß über Zeit, Entstehung und Entwicklung auch dieses Festes der Mark Näheres nicht zu ermitteln sei [siehe jedoch die folgenden Mitteilungen Küglers]. Da aber greifen verwandte und sehr alte Berichte aus dem Westen des Deutschen Reiches ein, auch aus dem alten Gallien, die, seit langem bekannt, nur noch nicht in diesem Zusammenhang verwertet worden sind. In jenen Landschaften war das Tuchgewerbe sehr alt; die Neumager Denkmäler, jetzt im Trierer Museum, und das ganze Material, das Dragendorff und Krüger in ihrem schönen Buch über die Igeler Säule (1924) S. 52ff. veröffentlicht haben, sind der monumentalste Beweis. Sodann hatte schon Mannhardt in den „Wald- und Feldkulten" 1, 595 mitgeteilt, daß in und bei Trier wie die Metzger so die Weber der Stadt und Landschaft nach Nachrichten des 12. Jahrhunderts die Frühlingseiche verbrannt haben zum Zweck religiöser Desinfektion der Gegend (wie man dergleichen hübsch genannt hat), und daß die Weber schon im 10. Jahrhundert das heilige Frühlingsschiff von Aachen bis Mastricht und darüber hinaus zu ziehen hatten — auch ein ritueller Akt aus vorchristlicher Zeit zum Heile der Vegetation —, über den der große Forscher mir aber chronologisch nicht richtig zu urteilen scheint:

denn die Zeugnisse über die Beteiligung gerade der Weber an solchen Festen reichen viel weiter zurück, als er noch glaubte[1]). R. Boese hat sie in seiner Sammlung der Superstitiones Arelatenses e Caesario collectae (Diss. Marburg 1909) S. 14ff. vereinigt und gegen falsche Auffassungen sichergestellt. Er führt da z. B. aus der Correctio rusticorum folgende Sätze an:

Iam quid de illo stultissimo errore cum dolore dicendum est, quia dies tinearum et murium observant et, si dici fas est, ut homo Christianus pro deo mures et tineas veneretur? ... Observationes istae omnes paganorum sunt per adinventiones daemonum exquisitae ... Ecce istas superstitiones vanas aut occulte aut palam facitis et numquam cessatis ab istis sacrificiis daemonum.

Und der heilige Eligius von Noyon (Boese a. a. O.) befiehlt: *Nullus dies tinearum vel murium observet* (Migne, P. L. 80, 528) und fährt so fort:

Nullus Christianus ad fana vel ad petras vel ad fontes vel ad arbores aut ad cellos vel per trivia luminaria faciat aut vota reddere praesumat.

Da bedarf *cellos* erst noch der Erklärung. Es bedeutet, was sonst *cella*: „Vorratsraum", wo den Penaten gottesdienstliche Handlungen dargebracht wurden. Vergil Aen. I 433 u. a. belegen *cella* speziell noch als Bienenwabe, vor denen geräuchert wurde, um die Bienenwürmer (*tineae* genannt) zu vertreiben. Die ursprüngliche Bedeutung von *cella* wird sich darin erhalten haben: *cerula-cella* (κηρός = *cera*) vergleicht Wilbrandt in Kuhns Zeitschr. 29 (1887) 192 mit den deminutiven Formen *puella, stilla, stella, Sulla* (aus *puer, stiria,* ἀστήρ, *sura*).

Bei den Mäusen handelt es sich um eine Existenzfrage besonders des Landbaus, die nie aufhört. „Die furchtbarste Plage unserer Marschen", schreibt — mir gerade zur Hand — Klaus Groth im „Quickborn" S. 292, „ist die Feldmaus; alle sieben Jahre soll sie erscheinen; ihr plötzliches Verschwinden erklärt sich das Volk durch den Glauben, daß sie ins Meer stürzen" — einst gewiß aus göttlicher Hilfe, die ja im Rattenfänger von Hameln nachwirkt. Dort auch das Motiv: „Aber draußen durch die Gassen gieng der böse Feind und säte Unkraut zwischen all den Waizen." Wie oft hören wir von dem Bösen, „der Unkraut unter unsern Waizen sät", z. B. im „Jürg Jenatsch", S. 222! Ein sehr altes Bild! All dies Ungeziefer ballte

[1]) Aus Wackernagel, Syntax 1, 49 ersehe ich, daß das im Kölner Deutsch lebende „klipp und klapp" als entstellende Attraktion aus „klipp und klar" aufgefaßt wird. Schwerlich richtig. Klipp-klapp sind — wie kling-klang, schnipp-schnapp, krick-krack — umlautende Schallworte, noch ungestaltete Wortstoffe; sie werden vom Geräusch der Mühlen, trabender Pferde (Klepper, sonipes: Ulbricht, De animalium nominibus S. 35), klappernder Schuhe, auch der Geldstücke gebraucht, besonders aber, was hier wichtig ist, vom gleichmäßigen und normalen Vorwärtsrücken am Webstuhl. Dafür verweise ich z. B. auf W. Boette „Aus einer vergessenen Ecke" 1, 53 (aus Hessen). Insofern ist die Wendung Überrest aus der Handwerkersprache der Weber und gewiß als uralt zu bewerten: „Klipp-klapp, klipp-klapp geht's ganz hastig, wo ein Schock Leinentuch gewebt werden soll." Also wird in „klipp und klar" am Rhein vielmehr Dissimilation aus dem primären „klipp und klapp" der Weber vorliegen, und alles ist erklärt, die Redensart aber in beiden Formen nicht etwa gedankenlos; vgl. Grimm DW. unter „klapp", Sp. 957, Mitte und unter „klipp und klar", wo noch auf Englisches und Dänisches verwiesen wird.

sich in der Phantasie des Volkes wie durch eine innere Notwendigkeit zusammen zu einer oder mehreren dämonischen Personen, die dann durch Helden abgewehrt oder vernichtet wurden, nicht ohne daß sich diese aber auch ritueller Mittel, wie das Volk sie brauchte, zu bedienen liebten. Das Ackerunkraut, besonders Winden, durch die das Korn erwürgt wird, kommt von dem schlimmen 'Οσπρολέων, den Herakles nach dem Grundsatz „similia similibus" abwürgt (Geopon. I 42,1, wo aber sein zweiter Name ὀροβάγχη ist [nicht ὀροβάκχη] der „Gemüsewürger"). Auf einer Scherbe, die auf dem Felde vor Hissarlik-Troja gefunden ist, würgt ein bäuerlich gekleideter Mann, eine Art Ἔχετλος (Verh. Anthropol. Ges. 1893, 366 mit Abb.), diesen Löwen, wie sonst Herakles den nemeischen. Man sieht, aus welcher Anschauung heraus letzthin die Legende von dem Kampf des Herakles mit dem Löwen von Nemea entstanden ist. Jene Scherbe mit Milchhöfers Erläuterung ist von grundlegender Bedeutung für die Heraklesgestalt und ihren Löwenkampf überhaupt.

III.

„Weben" (Wabe) nennen nicht nur wir Deutsche die Arbeit der Bienen. Die alten Griechen hatten den Namen Ὑρνηθώ, für eine mythische Person — Tochter des Temenos von Argos — wie für die Mutter Homers. Auch die argivische Phyle Ὑρνάθιοι gehört hierher (Paus. III, 23, 2; 28, 3—7; Vitae Homericae ed. Wilam. p. 35). -νηθώ gehört als Femininum zu -νήθης, das gebildet ist wie χειροπλήθης. ναθμός, anders vokalisiert, ist der Aufzug am Webstuhl, wie es μάθος gibt neben Εὔμηθις; ὑρνηθώ also die Honigweberin, Biene, mit Ausstoßung des ο zwischen ρ und ν, wie Τύρταμος neben τυροτόμος steht, χέρνησος neben χερόνησος u. a. m.

Der berühmte Indiculus der Synode von Cambray vom Jahre 743 (Pertz, Leges 3, 20; Grimm, Myth. 3, 403) hat als Nr. XXIV „superstitionum et paganiarum" das Verhandlungsthema „De pagano cursu, quem Yrias nominant, scissis pannis et calceis". Daß dieser Heidenlauf ein Sühn- oder Bittlauf war oder beides, bringen die zerrissenen Kleider und Schuhe zu bestimmtem Ausdruck: λακιδοφορῶν] οὐχ ὑγιής Hesych. und F. Dümmler, Kl. Schr. 2, 407ff. Aber Yrias, wozu Maßmanns Frias eine Konjektur ins Blaue ist, ohne jeden Versuch der Begründung? Hyria (ἡ ὑρία) ist von dem so sehr verbreiteten ὕρον „Honig" korrekt gebildet und heißt soviel wie Biene. Als Biene wurde die von Ephesos nach Massalia durch die hellenischen Besiedler der Provence übertragene Artemis von Ephesos vorgestellt, wie u. a. die Münzen von Ephesos beweisen, welche die Biene zeigen. Warum es also nicht mit yria (ἡ ὑρία, psilotisch ἡ ὑρία) versuchen und in dem als heidnisch bezeichneten Namen des nordgallischen Indiculus paganiarum einen speziell massaliotisch-griechischen Namen für jene Prozessionsgöttin erwarten? Am häufigsten erscheint ja von allen fremden Götzen in Gallien eben Artemis-Diana, wie jeder weiß. Noch eins zur Erläuterung: Aristophanes, der Komiker, erwähnt in dem Agon zwischen Aischylos und Euripides den Aischylosvers εὐφαμεῖτε, μελισσονόμοι· δόμον Ἀρτέμιδος πέλας οἴγειν. Dazu der

Scholiast: οἱ διανέμοντες τὰ τῆς πόλεως ἢ οἰκοῦντες ἐν τῆι πόλει; er nimmt also μελισσονόμοι als die Bürgerschaft der Stadt (das Stück spielt irgendwo in Karien nach Frg. 88 N., erhalten bei Hesych). Hier ist also offensichtlich Artemis selbst eben die μέλισσα, auf welche als die im Kulte verehrte in jenem Verse hingewiesen wird[1]).

Vergil schildert Georg. IV, 241 die Imkerei:

> *At suffire thymo cerasque recidere inanes*
> *quis dubitet? nam saepe favos ignotus adedit*
> *stilio et lucifugis congesta cubilia blattis*
> *immunisque sedens aliena ad pabula fucus,*
> *aut asper crabro imparibus se immiscuit armis,*
> *aut dirum tiniae genus . . .*

Stiliones vero et cetera (sc. *prava animalcula*) *thymi fumo repelle* umschreibt das Scholion; es ist eben nicht bloß der Rauch von beliebigem Holzfeuer, sondern von einem sehr bestimmten, mit Thymian angemachten, durch das die Stellen der *cerae recisae*, der herausgeschnittenen kranken, mottenzerfressenen Waben (κηρὸν λεπτόν] νοσηρόν Hes.) desinfiziert werden.

IV.

Angelo Mai hat im Jahre 1832 eine dem 9. Jahrhundert angehörige kirchliche Verfügung herausgegeben aus einem Vaticanus s. X., noch in langobardischer Schrift, und aus einem jüngeren Kodex der Barberinischen Bibliothek in der „Scriptorum veterum nova collectio" VI, 101f., die den Titel führt „Epistula canonica quam debent adimplere presbyteri diaconi et subdiaconi". Da werden die Geistlichen angewiesen, Strafen, die auch bestimmt formuliert werden, denen aufzuerlegen, welche *ad fontes atque ad arbores sacrilegium faciunt . . . dies Iovis et Veneris propter paganorum consuetudinem observant* usw. So der alte Vaticanus. Der andere Kodex fügt folgendes nach *faciunt* hinzu: *vel cerbolum aut anniculas faciunt, hoc est suffitores et cornua incantant.* Die Stelle erschien unverständlich und ist oft, zuletzt von F. Schneider im Arch. f. Rel.-Wiss. 20, 113 A. unglücklich dadurch behandelt worden, daß man nicht auch den Nachsatz zur Erläuterung des Vordersatzes heranzog, nämlich die Worte *hoc est suffitores et cornua incantant. Cerbolum faciunt* geht auf die Hirschmaske; darauf also bezieht sich *cornua incantant*: „Sie besprechen" oder überhaupt „sie bezaubern das aufzusetzende Hirschgeweih". Nur das magische Bezaubern (Besprechen) des Geweihs wird untersagt, das Tragen der Hirschmaske

[1]) Noch einen dritten griechischen Namen für die Biene lernen wir aus Hesych: δάρδα] μέλισσα, der auch in Eigennamen erscheint als Δάρδα IG VII für eine Boioterin und Δέρδας für Männer aus Thessalien und Mazedonien (Otto Hoffmann, Die Mazedonen S. 160, 270). Auf der parischen Marmorchronik 34 wird der alte Sänger Τέρπανδρος ὁ Δερδένεος ὁ Λέσβιος genannt, sein Vater also Δέρδενις oder -ης, d. i. aus Δερδενόμος (nach dem Muster von μελισσονόμος) richtig gekürzt und mit einer Endung versehen, die in Kurzformen gar nicht ungewöhnlich ist. Bull. Corr. Hell. 28, 312 brachte aus dem 4. Jh. v. Chr. ἄρχοντες οἱ περὶ Δερδωπίδην aus Iasos in Karien. Der Name bedeutet den Bienenpfleger, wenn nicht auch hier, wie für den Lesbier Δέρδενις, Übertragung vorliegt und Ἄρτεμις-Δέρδα zu erkennen ist.

als solches wird hier offenbar noch gestattet als eine an sich ungefährliche Belustigung, die altüberliefert war; wir kennen dergleichen z. B. aus dem bäuerlichen Leben, dem Artemiskulte um Syrakus (Schol. in Theocr. ed. Wendel, S. 31). Ist das Gesagte richtig, so müssen doch wohl *an(n)iculas faciunt* und *suffitores incantant* mit Bezug aufeinander gesagt sein. *Suffitores* sind die Räuchernden. Mit *incantare suffitores* wird ausgesagt, daß die Räuchernden „besprochen", durch irgendwelche Zauberworte oder -riten vor dämonischer Einwirkung gesichert wurden. Bleibt *anniculae*, wofür anderswo *anulae*, gewöhnlich aber *vetulae*. Diese „alten Weiblein" — Dämonen — als Masken in den Januarumzügen jener heidnisch gebliebenen Kreise neben den „Hirschen" verbot und bekriegte die Kirche. Welche Masken das waren, verrät genauer wieder ein eifriger Kirchenmann. Das Poenitentiarium des Theodorus von Canterbury enthält nämlich etwas mehr als jenes Zeugnis aus der Karolingerzeit: *Si quis in Kalendis Ianuariis in cervulo aut in vetula vadit, id est in ferarum habitu sese communicant et vestiuntur pellibus pecudum et assumunt capita bestiarum: qui vero taliter in ferinas species se transformant, tres annos poeniteat.* Auch Radermacher, Sitzgb. Wien 1919, 91, will die *vetula* genannte Unholdin wegkorrigieren, weil nur von einer Tiermaske anscheinend die Rede sei, beachtete also nicht, daß die *vetula* als solche „die Alte" ein Tierkostüm, mindestens einen Tierkopf getragen haben kann. Die pluralen Worte *id est in ferarum habitu sese communicant* usw. sind richtig und nehmen Bezug auf *cervulus* und *vetula*, die voranstehen. Nur dürfen wir nicht (was geschehen) an *vitulus* oder gar mit Migne an *iuvenca* denken, schlechte Konjekturen; und vollends darf Eligius (87, 528ff. Migne) nicht maßgebend sein, wenn er sagt: *nullus in Kalendis Ianuariis nefanda aut ridiculosa, vetulas aut cervolos aut iotticos, faciat* (wo andere Hss. *aut iocticos, autioticos* und die beste *aut ulerioticos* haben, vgl. Boese, Superst. Arelat. 22, 59). Aber gerade an eine Insektenmaske der behandelten Art werden wir auch jetzt nicht notwendig denken, obwohl z. B. Frau Motte in Thüringen nach Grimm, Myth. 3, 281 mit ihrem wilden Heere umziehen soll. Das wäre eine *tinea* oder *phalaena*. Aber wer erinnert sich nicht der Erdgöttin mit dem Pferdekopf, z. B. in Phigaleia, wo sie Erinys, dann als richtige „complexio oppositorum"[1]) Demeter Erinys hieß, und schon auf orientalischen Denkmälern bis nach Indien: Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland (1883) S. 55ff., 100ff. Sehr lange muß auch die Maske jener *vetula* gedauert haben; Ducange 6, 793 meldet noch aus seiner Zeit den Kinderruf am Karneval: *il a fait la vieille*; womit sich bestätigt, daß die *vetula* der Kirchenmänner keinesfalls „wegverbessert" werden darf. Hexen aber dürfen wir diese *vetulae* nicht nennen wegen des halbtierischen Aussehens. Dämonische Γραῖαι gab es

---

[1]) Der zuletzt auf Herakleitos zurückgehende Ausdruck stammt aus der Scholastik, ist aber hier sehr brauchbar und immer brauchbar gewesen. Schön schreibt der junge Goethe an Bürger, 18. Oktober 1775: „Was die menschliche Natur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold — wie soll ich sie nennen? — zum Neujahrsgeschenk von 1775 gereicht. Zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Patengeschenk gemacht, und so geht alles seinen Gang."

bei den Hellenen, würdige Schwestern der Gorgonen. Die deminuierende Endung ist zu beurteilen wie so viele in dem Vulgärlatein: sie steht einfach für die Grundform und ändert nichts an der Bedeutung. *Vetula* war also einer der dämonischen Hexengeister, die die Vegetation verdarben und zu fürchten waren. Auch die Motten galten als Auswirkungen solcher Dämonen und als gefährlich für die Menschen. Hübsch, daß auf Kythnos noch heute der Dämonenname ζωντοβόλον „Lebewesen treffend, tötend“ gleichbedeutend mit ζωύφιον „Insekt“ ist (B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen 1, 92). Die Ackerbau treibende Bevölkerung hatte die Verwüster des bestellten Ackers zu fürchten, die Mäuse und dann das Wild, die Wollweber (auch die Imker) die Mottenplage. Diese Würmer waren dem Volke überhaupt aus der Hölle, auch heute sind sie es noch vielfach. Die Hölle heißt ja geradezu „Wurmgarten“ (Grimm 3, 240, vgl. oben S. 69). Elfe ist die Motte im „Sommernachtstraum“. Fliegende Motte und Fieber werden im Lettischen (nach Grimm 2, 967) durch dasselbe Wort bezeichnet, durch ἠπίαλος im Altgriechischen. Nach dem Glauben unserer Vorfahren bedienen sich die bösen Geister der Motten, Würmer, Käfer, Raupen usw. zur Hervorbringung von allerlei Schaden überhaupt an Menschen und Frucht. Teufelsbraut, Teufelskatze heißt die Libelle (Grimm 2, 828), Rostpilze (ἰός, ἐρυσίβη, *robigo*), zumal solche, die als struppige Büschel auf Birken an Waldblößen wuchern, heißen Hexenbesen oder Hexenwerk. Das Wichtigste aber steht doch 3, 281: in Thüringen zieht Frau Motte um während des Frühlings. Die römische Religion kennt als ein den Halmschaden (*calamitatem*) abwehrendes Fest die Robigalia für Robigus und Robigo. Apollon Ἐρυσίβιος besorgt das auf Rhodos; man stellte die Bilder auch der schlimmen Dämonen in die freie Natur, um Unsegen zu verhüten. Mannhardt handelt 1, 13ff., 503, 510 über die Insektengeister, die in und unter der Rinde, unter den Blättern, am Stamm und an den Wurzeln der Bäume und Kräuter und Gräser ihren Aufenthalt haben, und bemerkt: „Man warf dies Gewürm mit den bösen Geistern in Wurmgestalt zusammen, welche sich nach einer bei den Indogermanen uralten Vorstellung als Schmetterlinge, Raupen und andere Wurmarten in den menschlichen und tierischen Körper einschleichen und darin als Parasiten allerlei Krankheiten verursachen sollten; Pfähle, an geweihtem Feuer gekohlt, dann auf das Feld oder in die Gärten gesteckt, brennende Besen im Lauf durch die Landschaft getragen, bewahren vor dem Ungeziefer und machen die Früchte dicht und voll.“ Wir sehen hier geradezu vor Augen, was der Indiculus von Cambray aus dem Jahre 743 unter Nr. XXIV: *De pagano cultu, quem Yrias nominant, scissis pannis et calceis* als kirchliche Verordnung einzuschärfen beabsichtigt hat.

Marburg a. L.

(Der vorstehende Aufsatz war die letzte Veröffentlichung des Verfassers: Herr Geheimrat Prof. Dr. Maaß ist am 11. November 1929 in Marburg im 74. Lebensjahr verstorben.)

Fliegen- und Mottenfest in Berlin.

(Mit einem neu aufgefundenen Volkslied bei E. T. A. Hoffmann.)

Von Hermann Kügler.

In einem Aufsatz über den Stralauer Fischzug[1]) habe ich auf ein Lied hingewiesen, dessen erste Zeile E. T. A. Hoffmann in den „Neuesten Schicksalen eines abenteuerlichen Mannes" (gedruckt 1823; in Ellingers Ausgabe, Bongs Klassikerbibliothek, 12, 177) erwähnt und das bisher noch nicht aufgefunden worden sei. In einem Sammelbande von Liedern, den mir der ehemalige Verlagsbuchhändler Herr Ernst Frensdorff gütig einmal lieh, habe ich es aufgefunden. Nach der Eintragung eines früheren Besitzers, A. Schultze, stammt der Oktavband aus dem Jahre 1820; er enthält zumeist Liederdrucke aus der Druckerei Zürngibl in Berlin. Das Lied ist eine Parodie auf das Gedicht von Theodor Körner, Treuer Tod (Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus), das nach Goedeke und Hans Zimmers Ausgabe der Werke Körners in dem Poetischen Nachlaß des Dichters, Zweyter Band: Vermischte Gedichte und Erzählungen, Leipzig 1815 (bei Johann Friedrich Hartknoch), S. 61—62 steht. Böhme, Volkstümliche Lieder der Deutschen, S. 542f., bringt die Melodie nach der Notation für Erks Germania Nr. 251; sie gehört zu einer französischen Romanze La Sentinelle, komponiert von Alexandre-Etienne Choron, in einer Kollektion schon 1806 gedruckt. Im Preußischen Soldatenliederbuch (hg. vom Kgl. Pr. Kriegsministerium, Berlin 1881) Nr. 32 mit einer kleinen Abweichung der Melodie. In geschriebenen Soldatenliederheften fand Böhme den Anfang: Der Krieger muß usw. Seine andern Angaben über Drucke kann ich zur Zeit nicht nachprüfen; sie sind aber wahrscheinlich irreführend. In der von Körners Vater herausgegebenen Sammlung Leyer und Schwert (Berlin 1814) z. B. steht das Gedicht nicht. Auch bei Hoffmann-Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder (Leipzig 1900) Nr. 215 steht nur die Angabe, die schon Goedeke macht, und die Herkunft der Melodie von Choron mit einem Hinweis auf die Collection des romances, chansons et poésies mises en musique, Paris 1806. Zimmer gibt außerdem noch sechs andere Vertonungen an. Es muß vorläufig also vermutet werden, daß die Parodie zwischen 1815 und 1820 entstanden ist. Der Terminus post quem geht auch aus den in dem Sammelbande vorhandenen „Fünf neuen Liedern" hervor, die Zürngibls Nr. 186 führen (die Nummern bis 191 fehlen bei mir). Als jüngstes Lied darin wird ohne Verfassernamen Schenkendorfs „In dem wilden Kriegestanze" (Nr. 5) gedruckt; es erschien zuerst in dessen Gedichten, Stuttgart und Tübingen 1815, S. 30 (nach der Melodie „Prinz Eugen, der edle Ritter"). Einen Druck der Parodie auf einer öffentlichen Bibliothek habe ich nicht auftreiben können. Aber mein Freund Felix Hasselberg hat mir noch drei andere aus späterer Zeit

[1]) Niederdeutsche Zs. für Volkskunde 1928, Heft 1, Anm. 21; Nachtrag in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1929, Heft 3.

nachgewiesen; ich bezeichne meinen Fund, der noch aus Hoffmanns Lebzeiten (1776—1822) herrührt, mit A, die drei anderen Drucke mit B a b und C und verzeichne deren Abweichungen. Erinnert sei an ein nicht volkstümliches Lied auf Pankow (um 1830), das Fritz Boehm in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1925, S. 126 mitgeteilt hat.

A Vier ganz Neue Lieder. Berlin, o. J., in der Zürngiblschen Buchdruckerei Nr. 192. Das Erste: Der Schneider muß nach Pankow schnell. Das Zweite: Kloster-Lied. Geh, Schwester, nach der Pforte zu. Das Dritte: Himmel! welch ein Rosengarten. Das Vierte: Brunnen-Lied. Wie reizend ist die Brunnen-Lust. — Die Lieder sind nicht nach Zeilen abgesetzt.

B a) Alles durch einander. Eine Sammlung komischer Briefe, Parodien, Zeitungsannoncen, Räthseln und Späßen aller Art. Erstes Bändchen. Berlin, Verlag von Gebrüder Gropius, 1830, S. 88f. — b) Sicher daraus, da wörtlich übereinstimmend, abgedruckt bei Z. Funk, Das Buch deutscher Parodien und Travestien. Zweiter Cyclus. Erlangen 1841, in der Palmschen Verlagsbuchhandlung, S. 59—60. Hier wird Körner als der Parodierte genannt.

C Titel wie B a: Drittes Bändchen, drittes Heft. Berlin, Verlag von George Gropius, 1837, S. 26f.: Der Ritter (!) muß usw.

Wortlaut von A.

1. Der Schneider muß nach Pankow schnell hinaus,
Um dort die Zeit mit Jubel zu vertreiben:
Da zieht er noch vor seiner Köchin Haus,
Allein die Herrschaft will, sie soll zu Hause bleiben.
O! weine nicht die Äuglein roth,
Als wenn uns nicht der nächste Sonntag bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod :,:
Der Schneiderkunst und meiner Liebe :,:

2. Und als er so ein schön Adieu gesagt,
Hinkt er zum Haufen der Gesellen.
Bei Wettberg's schon wird's Pfeifchen angemacht,
Und alle Schneider fangen an zu grölen.
Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
Und wenn ich auch in Thränen stecken bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod :,:
Der Branntweinpull' und meiner Liebe :,:

3. Ganz kreuzfidel rückt man ins Dörfchen ein
Und kürzt die Zeit mit tollen Streichen, —
Doch endlich schlägt man auch mit Fäusten drein,
Und unserm Schneider thut man Eins verreichen.
O! Schneiderblut, du fließt so purpurroth. —
Bei Hartwich's gab's doch niederträcht'ge Hiebe. —
Jezt glaubt es mir, bei dieser Noth :,:
Vergaß der Schneider seine Liebe :,:

1 1) muß] ging B. — schnell] jüngst B. — 4) Die Herrschaft hat gesetzt, . . . B. 6) Als ob nicht Trost zum andern Sonntag bliebe B.

2 1) ein schön Adieu] ihr schon Adjes B. ihr schön Atges C. — 2) Hinkt] Läuft B. Eilt C. — 3) Wettberg's] Wittberg B. Wittbergs schon ward's C. — 4) fangen an] fangen tüchtig an B. — 5) Mich . . . uns] Ihm . . . ihm B. Es schreck uns nicht C. — 6) ich auch in Thränen] er auch im Thrane B. Und wenn wir auch im Thrane stecken bleiben C. [Sicher die ursprüngliche Lesart, statt Thränen, die mir zu beweisen scheint, daß auch die Fassung A nicht der Erstdruck ist.] — 7) Bleibt er B. Bleib C.

3 1) Ganz . . . rückt] Recht . . . zieht B. — 2) Vertreibt die Zeit mit lauter tollen Streichen B. Verkürzt die Zeit mit tausend tollen Streichen C. — 3) Auch schlägt

Die Parodie gehört zu den beliebten Verspottungen der Handwerker, für die ich allgemein auf das treffliche Buch von Albrecht Keller, Die Handwerker im Volkshumor (Leipzig 1912) verweise[1]); auf S. 71—164 handelt es „Von den besonderen Sündenböcken unter den Handwerkern, dem Müller, dem Weber und dem Schneiderlein". Daß unser Schneider nach Pankow eilt, scheint einen besonderen Grund zu haben: Dort feierten die Leineweber im Juli oder August ihr „Fliegenfest", oft gemeinsam mit den Schneidern. Es war ein Gegenstück zu dem „Mottenfest" der Raschmacher und Tuchscherer in Lichtenberg, das alljährlich am Jakobstage (25. Juli) begangen wurde. Mit wenigen Ausnahmen werden beide immer zusammen genannt, manchmal nur mit Namen ohne nähere Schilderung des Verlaufs. Da sie in der Berliner Ortsgeschichtsschreibung so gut wie gar nicht beachtet worden sind, gebe ich mein Material an. Voran stelle ich drei neuere Schriften:

1. E. Unger, Geschichte Lichtenbergs. Berlin 1890, S. 123f. erwähnt kurz das Mottenfest. Das von ihm zitierte anonyme Buch „Die Umgegend Berlins" ist nicht 1883, sondern 1833 erschienen und heißt vollständig: Die Umgegend Berlins, topographisch und historisch dargestellt, nebst dem Plan der Umgegend Berlins, dem der Pfaueninsel und einigen Ansichten derselben. Berlin, Wilhelm Natorff & Co., 1833. Hierin S. 112: Das Fest werde zu Ehren der Motten veranstaltet; es gebe viel Maulschellen dabei.

2. August Foerster sagt in einem Aufsatz „Innungs-Schicksale" im Groß-Berliner Kalender 1914, hg. von Ernst Friedel, S. 289—294, es sei „keine 20 Jahre her, daß die lustigen Feste aufgehört haben, welche einmal in jedem Sommer von der Berliner Tuchmacherinnung und zwar regelmäßig in Lichtenberg gefeiert wurden und denen man vor Jahrhunderten [! dies behauptet er ohne Beweis] schon den scherzhaften Namen Mottenfeste gegeben hatte". Damals, also Mitte der 90er Jahre, sei der Beschluß gefaßt worden, sie dauernd aufzugeben, nachdem wenig vorher „von den ahnungslosen Teilnehmern unbewußt tatsächlich das letzte Mottenfest gefeiert worden war". Auch die Fliegenfeste der Raschmacher fänden nicht mehr statt, ebensowenig die Flachsfeste der Garnweber und die Wurmfeste der Seidenweber.

3. Ganz irrig ist die bei Otto Behrendt und Karl Malbranc, Auf dem Prenzlauer Berg. Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks IV Berlin (Frankfurt a. M. 1928), S. 36—38 nach den Erinnerungen von Otto Brunow, dem alten Obermeister der 1924 aufgelösten Innung, abgedruckte Angabe, das Fliegenfest sei 1842 gegründet worden, und zwar bei Linder in Pankow, „als die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft der Zeug- und Raschmacher bei einem großen Glase Weißbier berieten, wie sie ihren Gewerkstag zu einem hervorragenden Fest ausgestalten könnten, und wie sie dies nennen sollten. Das große Weißbierglas, aus dem ein jeder getrunken hatte, stand in der Mitte des eichenen Tisches. Auf den Rand desselben hatten sich während der Unterhaltung eine Menge Fliegen gesetzt, um sich

man bald mit allen Knüppeln drein B. — 4) unserm] selbst den B. — 5) O Schneiders Blut du fleußt so roth B. — 6) Bei Hartwichs] In Pankow giebts B. Nach Ferdinand Beier, Aus vergilbten Blättern. Geschichte von Pankow (Berlin 1909), S. 111 besaß Hartwig den zweiten Krug in Pankow; das offenbar außerhalb von Pankow liegende Lokal von Wettberg habe ich nicht feststellen können. — 7) Jetzt] O B. Ja C. — C hat nach dem 8. Verse noch: Tralladedi, Tralladeda, tralladedalladalladedie.

[1]) Zu seiner Bibliographie sei wenigstens nachgetragen: Cyriakus D. J. Bock, Das lustige Schneiderbüchlein oder merkwürdige Geschichten des weltberühmten Völkleins der Schneider etc. Nebst einem Anhang von Schneiderliedern. München 1834.

auch an dem erquickenden Naß zu laben. Sie mußten verscheucht werden, damit das Glas wieder seine Runde machen konnte. Da sagte einer der Gesellen: ‚Nennen wir das Fest doch Fliegenfest‘. Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung, und die Innung feierte nun alljährlich ihr ‚Fliegenfest‘.“ Es folgt eine Schilderung des Verlaufs, die mit denen übereinstimmt, welche ich aus älteren Quellen hier angeben werde (siehe besonders Nr. 7, 10, 15). Im Gegensatz zu Foerster (Nr. 2) behauptet Brunow, das Fest habe 1869 aufgehört. Obwohl die Angabe über das Entstehungsjahr falsch ist (unter Nr. 1 ist das Fest schon für 1833 nachgewiesen; unter Nr. 5 für 1832), so scheint mir das Jahr 1869 als Schluß des Volksfestes viel für sich zu haben, weil z. B. Robert Springer, der doch das Berliner Volksleben ausgezeichnet kannte, in seinen Berliner Prospecten und Physiognomien (Berlin 1870) S. 182 schreibt, man spreche kaum noch vom „ehrwürdigen Stralauer Fischzug“, und auch das Treiben auf dem Schützenplatze sei erstorben, gleiche einem „Fehlschusse“; selbst die Tage von Großbeeren (23. August 1813) und Königgrätz (3. Juli 1866) würden auf dem Gesundbrunnen kaum noch begangen — es gebe überhaupt keine rechten Volksfeste mehr in Berlin. Unseres erwähnt er nicht einmal.

4. Gewerksfeste sind auch in Berlin selbstverständlich alt. Friedrich Nicolai, Berlin und Potsdam (2. Aufl. 1779) 2, 724: „Aufzüge der Handwerker mit ihren Fahnen und Musik fallen auch zuweilen bey verschiedenen Gelegenheiten vor“. Aber es kommt hier doch darauf an, festzustellen, seit wann das Volk daran teilnahm und solche Veranstaltungen nicht nur mehr innere Angelegenheiten der Gewerke waren (siehe Nr. 9, 13). Bei diesen beiden Festen wird es erst um 1800 der Fall geworden sein; denn der erst nach 1780 zu einem allgemeinen Volksfeste gewordene Stralauer Fischzug wird allgemein als das bedeutendere und ältere angesehen (siehe z. B. Nr. 7). Nicolai erwähnt als Lustbarkeit der berlinischen Bürgerschaft nur das „Scheibenschießen und Königsschießen auf dem Schützenplatze vor dem Königstore“ und beschreibt kurz das Treiben des Volkes dabei. „Sonderlich bei schönem Wetter“ werde „eine große Menge Volkes auf diesen Platz“ gezogen.

5. Ludwig Helling, Taschenbuch von Berlin (1832), S. 264: „Mottenfest, ein Fest, das alljährlich im Juli von den Tuchmachern in Lichtenberg gefeiert wird, dessen Bedeutung mir aber unbekannt ist.“ S. 478: „Fliegenfest, ein Volksfest, alljährlich im Juli oder August in Pankow gefeiert.“

6. W. Albrecht im „Freimüthigen“ Nr. 170 vom 27. August 1832, Jhrg. 29: „Der Monat August ist einmal der Festmonat für den Preußen und namentlich für den Berliner. Der Geburtstag des Königs, die Feier der Schlacht von Groß-Beeren, das große Quartal-Fest des Tuchmacher Gewerks und endlich der [Stralauer] Fischzug, bilden eine Reihe glänzender Tage von verschiedenartigster Bedeutung. Erhabene und ehrenwerte Veranlassungen geben diesen Festen Wert und Billigung.“

7. Ludwig Rellstab in seiner Zeitschrift „Berlin. Eine Wochenschrift“ Nr. 31 vom 1. August 1835, S. 532: „Auch ich war in Arkadien! Auch ich habe das eine der drei hohen Feste Berlins, Mottenfest, Fliegenfest, Strahlauer Fischzug besucht. Aber noch fehlt mir der Athem es zu beschreiben, denn wer den Staub, den 30000 Berliner (mindestens) aufregten etc., eingeschluckt hat, der muß erst seine Lunge acht Tage ausheilen lassen, ehe er in die Ruhmposaune stößt. Aber ich schwöre es Euch Berliner, ich schildere Euch das Fliegenfest, oder vielmehr mich auf demselben. Nur heute sind mir wirklich Raum und Athem zu knapp.“ In Nr. 32 vom 8. August, S. 544—548, schildert er das Fliegenfest, freilich trotz vieler Worte recht dürftig; ich ziehe das Hergehörige heraus: „Der Stralauer Fischzug, das Mottenfest und Fliegenfest verhalten sich zueinander wie Abraham, Isaak und Jacob. Der Stralauer Fischzug als Großvater ist bekannt; das Mottenfest ist nach Creuzer eine symbolische, wahrscheinlich aus Aegypten herübergekommene Verehrung des Mottengottes oder Mottenkönigs, dessen Untertanen den Tuchmachern und allen dahin einschlagenden Gewerken so großen Vorschub tun, indem sie die Productionen derselben so schnell konsumieren helfen. Ob nun das Fliegenfest eine Übertragung des Mottendienstes ist, der für die Raschmacher, Seidenwirker usw. dieselbe Bedeutung hat wie dieser für die Tuchmacher: das, Freunde, ist mir trotz

aller Bemühungen deshalb nur eine dunkle Conjectur geblieben, und ich habe darüber nichts Gewisses erfahren können. Höchst wahrscheinlich aber ist mir diese Ansicht, da ja Fliegen und dergleichen Geschmeiß den Seidenzeugen ähnliche Unbill zufügen, wenn auch nicht so starke wie Motten den Tuchgeweben. Die symbolischen Gebräuche des Festes deuten ebenfalls darauf hin; denn die Schwenkung großer Fahnen bei dem Festaufzuge ist offenbar nur eine gigantische Darstellung von Fliegenwedeln, die aber hier nicht zur Verscheuchung, sondern zur Verherrlichung dieser Insekten geschwungen werden." „Schon zu Mittage sahe ich in der Königsstraße überfüllte Wagen mit seltsamlichen Figuren dem Alexanderplatz zufahren und bemerkte Heiducken als Mohren und Türken gekleidet, die hintenaufstanden und von Farben und Silbergindel strotzten; ganze Scharen geputzter Festfeirer mit Blumensträußen auf dem Hut zogen hinaus; Cymbelspiel und Trommelschlag schallte durch die Gassen, alles jauchzte und jubilierte, und eine Armee von Kindern wogte auf der Rennbahn der Freude dahin, als ob der berühmte Kinderkreuzzug von neuem unternommen werden sollte. Das Schauspiel wuchs immer mehr und mehr zur Völkerwanderung heran." Er fährt dann mit einer Droschke nach Pankow, deren Führer die schöne Arie [des Tischlers Hähnchen in Angelys „Fest der Handwerker" 1826]: „Und abends ruht der Hobel, da mache ich mir nobel" singt. Vor Pankow trifft er Angely (1789—1835), der in einem „allerliebsten olympischen Einspänner" hinfährt[1]). Groß ist das Gedränge im Schmelkaschen und ebenso im Schönhauser Garten, „wo zahllose Völker gelagert waren, und namentlich ganze Lastwagen voll Kinder durch einen oder zwei Mann gezogen, durchs Dorf dahindefilierten". Der Stralauer Kirchhof am Fischzugstage sei eine Einöde gegen Pankow am 28. Juli. — In Nr. 35 vom 29. August, S. 593: „Der [Stralauer] Fischzug ist zu betrachten als ein Abschiednehmen von dem scheidenden Sommer; nachdem alle Motten- und Fliegenfeste, als Vereinigungen bestimmter Gewerke zu gemeinsamer Freude ungleich bedeutsamer, vorüber sind, will die Masse der in die enge Werkstatt gebannten Arbeiter sich mit Weib und Kind noch einmal im Freien erholen."

8. J. T. Z. Amor [Pseudonym für einen nicht zu ermittelnden A. Moritz], Berlin und Voigtland. Erstes [wohl einziges] Heft. Berlin 1840. S. 24—49: Das Mottenfest. Es schildert in einer „komischen Scene" eine Gesellschaft von Tuchmachergesellen und Mädchen, die in einem Mietwagen vom Alexanderplatz nach Pankow [!] fahren (siehe Nr. 10); aber nur wegen des Namens kommt es für uns in Betracht. Am Schlusse steht: Die Fortsetzung im zweiten Hefte. Vgl. unten Nr. 22.

9. E. Fidicin, Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Berlins (Berlin 1842) 5, 453f., sieht im Mottenfest ein Überbleibsel der Feier, auf der die Tuchmacher oder Wollenweber „nach dem Privilegium derselben vom Jahre 1579 der älteren Gewohnheit gemäß, am Jakobstage (25. Juli) nach dem Tuchmachergarten gingen, dort Altmeister und Siegelherren wählten und hiernach das sogenannte Gildebier anzapften". Das Fliegenfest erwähnt er nicht.

10. Adolf Glaßbrenner, Unterhaltungen = Berlin wie es ist und — trinkt, Heft 12 (Berlin^2 1842), 6f.: „Die Tuchscheerer und Raschmacher feiern im Sommer das ‚Mottenfest' im Dorfe Lichtenberg, die Leineweber das ‚Fliegenfest' in Pankow und die Kammacher das ‚Läusefest'. Da miethen sich die heitern Gesellen große Wagen zu fünfzehn bis sechszehn Personen, nehmen ihre, der Küche geraubten Liebsten mit, die Alle schneeweiß angezogen sein müssen, setzen vorn zum Kutscher zwei ihrer ältesten Kollegen in bunter morgenländischer Tracht, geben ihnen lange Fahnen in die Hand, und während diese schon in der Stadt lustig geschwenkt werden, jubeln und singen die fröhlichen Handwerker, daß Gott so viel

---

[1]) Über ihn Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840, 2, 506f.; doch stimmt das dort angegebene Geburtsdatum (1780) nicht. Nach der Zs. Die französische Colonie 1890, Nr. 2 = Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1890, 48 lebte Angely vom 31. Januar 1789 bis 16. November 1835. Diese Daten stammen aus den Kolonieakten.

Ungeziefer werden ließ. Draußen aber im Orte selbst kochen die schneeweißen Liebsten sehr dünnen Kaffee[1]), winden Kränze aus blauen und roten Kornblumen, schmücken die Hüte ihrer Courmacher, spielen gemütliche Spiele, schäkern und kosen und sind gar nicht so spröde, wie sie aussehen, obgleich sie gar nicht spröde aussehen. Abends aber geht die ‚Keilerei' unter den männlichen Gliedern der Gesellschaft los. ‚Keilerei muß sind!' ‚Holz muß et jeben!' Ohne Prügel kennt der Berliner Geselle gar kein echtes Vergnügen, und wenn nicht beim Nachhausegehen mindestens sechs Individuen mit verbundenen Köpfen im Wagen sitzen, so hat der längstersehnte Tag den Erwartungen nicht entsprochen." Das klingt etwa wie eine in Prosa umgesetzte Schilderung unseres Liedes.

11. J. P. Kux, Berlin (1842), S. 203f.: „Das Mottenfest in Lichtenberg und das Fliegenfest in Pankow im Juli und August; letzteres beschränkt sich eigentlich nur auf die Tuch- und Raschmacher, beide werden jedoch fast von allen Volksklassen sehr zahlreich besucht."

12. Friedrich Sass, Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung (Leipzig 1846), S. 131: „Der Stralauer Fischzug, von dem so viel Wesens gemacht ist und den man so gerne zu einem originellen Volksfeste stempeln wollte, ist bedeutend im Rückschritt. Dagegen haben verschiedene Corporationsfeste, wie z. B. das Fliegenfest, das Mottenfest usw. sich eine große Teilnahme des Volkes erworben."

13. Julius Berends, Vorträge über Vergnügen und öffentliche Feste. Gehalten im Berliner Handwerker-Verein (Berlin 1846), S. 154: „Es strömen an solchen [Fest-] Tagen eine Menge Menschen hinaus ins Freie, aber der eigentliche Charakter des Gewerkes und der Zunft ist verloren. So ist das Fest, welches das Tuchmachergewerk früher im Tuchmacherparke, jetzt in Lichtenberg am Jacobitage, dem 25. Juli, feiert und jetzt das Mottenfest heißt. Ebenso sind das Fliegen- und Mückenfest noch Reste solcher Gewerksfeste. Aber schon der mehr spottende Name zeigt an, daß das Volk nicht die geschlossenen Zunftfeste mehr haben will. So ist auch bei diesem Feste jedem gestattet hinauszuziehen. Jeder aber amüsiert sich auf seine Hand, und an ein gemeinsames Vergnügen ist gar nicht zu denken. Früher waren besonders die Feste der Bäcker und Maurer zu Pfingsten bedeutend. Die Bäcker waren immer eine reiche Zunft, ihre Umzüge besonders glänzend, und vorauf der Fahnenträger auf seinem Rößlein, so gings durch alle Straßen der Stadt." (Freundlicher Nachweis von Herrn Kurt Brockerhoff.)

14. Ludwig Löffler, Berlin und die Berliner = Webers Illustrierte Reisebibliothek (Leipzig 1856), S. 108: Im Juli Fliegenfest der Leineweber und Mottenfest der Kürschner und Raschmacher.

15. A. Merget, Heimathskunde von Berlin und Umgegend (Berlin 1858), S. 299: „Verschiedene Stände Berlins feiern während des Sommers vier Volksfeste: das Mottenfest, das Fliegenfest, den Stralauer Fischzug und die Erinnerung an die Schlacht von Großbeeren. Die ersten beiden sind nichts als erweiterte Quartalsfeste, welche die Gesellen des Tuchmacher- und Raschmachergewerks in Lichtenberg und Pankow begehen. Die Häupter und Vertreter dieser Gewerke fahren dann mit Musik vermittelst Thorwagen und Droschken, zum Theil in phantastischem Kostüm, mit ihren Fahnen und Gewerkskleinodien nach jenen Dörfern hinaus, halten dort einige Umzüge, essen und trinken und belustigen sich mit Tanz und andern Vergnügungen, woran natürlich die übrigen Gewerksgenossen Theil nehmen. Es strömt aber alsdann auch viel anderes Publikum nach jenen Örtern. Man findet Buden aufgeschlagen, wo Erfrischungen feilgeboten werden, aber auch Veranstaltungen zu Glückspielen um Glas, Porzellan und andere Waren getroffen sind; zugleich sieht man Seiltänzer und Gaukler, auch Affen, Bären und Kamele; Caroussels sind aufgestellt und Bänkelsänger haben schauerliche Gemälde aufgehängt, welche sie nicht sowohl singend als in Form der Erzählung erklären, bei dem Allen fehlt es nicht an

[1]) Zu dem noch heute bestehenden Berliner Brauch „Hier können Familien Kaffee kochen", der sich bis um 1800 zurückverfolgen läßt, vgl. Kügler in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1930.

rauschender Musik, die an verschiedenen Orten erschallt, und so unterhält sich die Volksmenge ganz leidlich und ohne erhebliche Excesse."

16. C. Riesel, Das romantische Spreeland (Berlin 1869), 2, 17, Anm. *: Mottenfest in Lichtenberg, Fliegenfest in Pankow; nur allgemeine Redensarten.

17. Heinrich Roller, Humoristische Erinnerungen aus dem alten Berlin. Berlin [1881]; ich kann nur nach der 4. verbesserten Auflage [1888], S. 35—40 zitieren: Die Wollenweber oder Raschmacher feierten das Fliegenfest in Pankow, die Tuchmacher das Mottenfest in Lichtenberg, „zwei vor den nördlichen [! Lichtenberg liegt im Osten Berlins] Toren Berlins gelegenen Dörfern". Beide Feste verliefen in gleicher Weise. Er schildert das Fliegenfest. „Gleich nach Tische erschienen dann die Herren Gesellen in Equipagen und nach mittelalterlicher Art als Ritter und Knappen kostümiert, in langen Wadenstrümpfen und weiten Pluderhosen, Schnallenschuhen und Dreimastern oder Barets, teilweise mit langen Krötenspießen[1]), Dolchen oder Schlachtschwertern. In Equipagen, die im Innern den reichsten Damenflor bargen, oder richtiger zeigten, die Meister in blauer oder grüner ‚Leibklinke' mit blanken Knöpfen oder doch wenigstens im dreißigjährigen Hochzeits-, nunmehr Sonntags-Nachmittags-Ausgehe-Rock, und die verkleideten Gesellen als eine Art Leibjäger hinten auf den Kutschen, die damals alle noch ein breites Trittbrett für zwei Diener hatten, ging der Festzug von statten. Das war ein bunter Korso, der sich so gegen 2 Uhr nachmittags zum Schönhauser Tor nach Pankow hinauswälzte; der als Affe verkleidete Diener auf dem letzten Wagen deutete schon mit einer gewissen Bonhommie untrüglich an, was das Ende vom Liede bei diesem Feste untrüglich sein werde." Das „Fahnenspielen" schildert er eingehender als Rellstab und Glaßbrenner: „... Das Fahnenspielen oder Fahnenschwenken — eine Kunst, die wohl wert wäre, in unseren Turnhallen wieder aufgenommen und zu dem Zwecke solch froher Volksbelustigungen fortgepflanzt zu werden. Ein gleichfalls in Schnallenschuhen, Wadenstrümpfen, Kniehosen etc. steckender Athlet — damals ein schlanker Töpfergeselle aus der Steingasse [seit 1862: Steinstraße] — manövrirte mit einer oder zwei Fahnen, deren Schaftstangen etwa 4 bis 5 Fuß lang und $1^1/_2$ Zoll dick waren, schwang dieselben mit beiden Händen nach rechts und links zugleich oder auch abwechselnd wie Windmühlenflügel um seine Handgelenke herum, was ein wunderschönes Farbenspiel gewährt, rollte dann eine derselben fest auf und warf sie mit immenser Kraft kerzengerade hoch, hoch in die Luft, sie beim Weitermarschieren im Falle immer wieder mit präziser Sicherheit auffangend und gleich wieder andere Kunststücke damit aufführend. Dieses Fahnenspiel übte er sowohl im Festzuge beim Marschiren wie im offenen Wagen aus, und nie kam es vor, daß er die oft haushoch geworfene Fahne nicht wieder fing. Er wußte sie genau so zu werfen, daß er beim Niederfallen stets mit ihr zusammentreffen und sie unfehlbar an ihrem unteren, zur Handhabe dienenden Ende wieder ergreifen mußte. Dieses Fahnenspiel übte eine große Anziehungskraft aus, und Tausende versammelten sich in den Lokalen und um dieselben, wo der Fliegenfestzug hielt, um die Fahnenschwenker — denn oft waren es ihrer mehrere — in ihren außerordentlichen Productionen zu bewundern." Die Jugend versuchte es nachzumachen. Die Schönhauser Allee glich einer Feststraße: Guirlanden, Kränze mit Inschriften, Triumphbogen und Ehrenpforten empfingen den Festkorso überall, bis hin zu Linder in Pankow, „wo das unvermeidliche Familien-Kaffeekochen zur Sättigung der Kleinen und Tanz, Gesang, Bänkelsängerei, Fahnenspiele und allerlei Belustigung nebenbei zur Erheiterung der Großen losging."

18. Emanuel Mai, Berliner Momentbilder 1816—1896 (nach Flugblättern). Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vom 13. September 1896: Mottenfest der Tuchmacher in Pankow [!] mit Bänkelsängerlied des Heinsius; Fliegenfest

[1]) Auf S. 2 sagt Roller: „... wo der Nachtwächter noch nicht mit einer Art von Schutzmannsmontour bekleidet wurde, sondern im kragenreichen Pelerinenmantel statt des nutzlosen Säbels einen sogenannten Krötenspieß trug, mittels dessen er den flüchtig werdenden Übeltäter und Verbrecher wie mit einem Gänsehaken sich angeln oder festhalten konnte."

der Raschmacher in Lichtenberg [!] — offenbar Verwechslung, wie sie aber auch früher gelegentlich vorkam. Über Heinsius vgl. meine Nachträge zum „Stralauer Fischzug" in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1929, Heft 3. Ein Lied, wie er es auf dem Mottenfest vor 1840 sang, sei hier mitgeteilt:

Die Berliner duhn wirklich sehr stolz und spinöse,
Der Eene spielt Grieche, der andre Chinese;
Doch wenn det ooch Schmuck und Pretiosen drägt:
Se haben ja doch blos 'n Pump anjelegt.
Un da singen wir uns ein fröhliches Tirallerallala,
Und scherzen beim heitern Gesang, ja, ja, ja!

Die Bären sind jetzt sehr beliebte Tiere,
Sie brummen ja fast vor jeglicher Düre;
Denn mancher junge Laffe macht vielen Rumor
Und hat doch mehr Schulden als wie 'n Major. Und da singen usw.

Man hat alleweile verschied'ne Jeschmäcker:
Der schleppt sich da mit 'n gewaltigen Höcker,
Und jener is von de altdeutsche Art,
Sonst hätt' er nich so'n strohgelben Bart.

In der Tat, die Trachten sind jetzt sehr kommode,
Denn mancher sieht aus wie 'ne ufgeplatzte Schode;
Doch muß man ooch sagen, wat sich gebührt:
Die Säcke, die werden zu stark forschirt.

19. In einem Volkslied aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, vielleicht um 1840, auf einem Neuruppiner Bilderbogen (gedruckt in meinem zu Eingang erwähnten Aufsatz über den Stralauer Fischzug, Anm. 10) werden beide Feste erwähnt. Die Bogen scheinen aber keine Abbildung der Feste zu enthalten — wenigstens nicht in der umfangreichen Sammlung, die das Märkische Museum verwahrt und die die vollständigste ist.

20. Nach Dora Meyer, Das öffentliche Leben in Berlin im Jahr vor der Märzrevolution. Schriften des Vereins f. d. Gesch. Berlins 46 (1912), S. 103, Anm. 97, hat das Fest seinen Namen von Mottum, einem verstorbenen Tuchmacher und großen Wohltäter des Gewerks; aber das sei vergessen worden, so daß man geglaubt habe, es werde zu Ehren der Motten gefeiert, die den Tuchmachern Arbeit verschaffen. Eine Quelle für ihre Behauptung gibt sie nicht an.

21. In Driesen in der Neumark wird noch das „Mottenfest" gefeiert, aber als eine Rundfahrt der städtischen Körperschaften durch die Feldmark im Juli oder August. Nach der Zeitschrift „Brandenburg", Eberswalde 1927, S. 244 soll der Name von den Versammlungen der Tuchmacher, die die größte Innung am Orte hatten, übernommen worden sein. Wann das geschehen ist und seit wann das Fest gefeiert wird, ist leider nicht gesagt. Der 1847 dort geborene Dichter Otto Franz Gensichen schrieb mir: „Seit mein Vater im Mai 1865 aus Driesen versetzt wurde, habe ich meine Vaterstadt nie wiedergesehen. . . . Von einem Fliegenfest und Mottenfest in Driesen habe ich nie das Leiseste gehört. . . . In den nunmehr 65 Jahren, die ich in Berlin hause, habe ich nie ein Wort davon vernommen." Soeben aber schrieb mir auf meine Bitte der Bürgermeister der Stadt, Herr Dr. Albers: „Bis zu Beginn des Krieges wurde hier alljährlich das ‚Mottenfest' in weitem Rahmen gefeiert. Unmittelbar vor den Sommerferien der Schulen lud der Magistrat die Behörden und die Bürgerschaft, soweit sie auch nur ganz entfernte Berührungspunkte mit der Stadtverwaltung hatte, zur Teilnahme ein. In Wagen fuhr man durch die umfangreichen stadteigenen Ländereien, um den Stand der Feldfrüchte und der Wiesen zu besichtigen. Von da ging es in den Stadtwald, wo in einer Lichtung, der sogenannten Magistratslaube, Tische und Bänke für diese Veranstaltung aufgeschlagen waren. Mit einem Tusch wurden die Teilnehmer dort empfangen. Bei launigen Reden und

frohen Klängen der Musik wurde bis zur einbrechenden Dunkelheit pokuliert. Auch für Abendessen war hinreichend gesorgt. Unter Vorantritt der Musik wurde dann in lustigem Zuge der Heimweg angetreten, und die wenigsten Teilnehmer fanden dann schon den Weg nach Hause. — Mit dem Namen hat es folgende Bewandtnis. Vor 100 Jahren stand hier das Tuchmacherhandwerk in hoher Blüte, bis es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verkümmerte. Wie alle Innungen feierte das Gewerk alle Vierteljahr sein ‚Quartal‘. Mit launigem Spott nannte man dieses in der Bürgerschaft das ‚Mottenfest‘. Nachdem das Tuchmachergewerk aufgelöst war, hat sich der Name erhalten, und er wurde auf das jährliche Fest des Magistrats übertragen, weil es hierbei nicht minder hoch herging wie vordem bei den Festen des Gewerks. — Der Ernst der Nachkriegszeit, der sich hier besonders auswirkt, weil wir als östlichste Stadt der Provinz Brandenburg nur noch 8 km von der neuen polnischen Grenze entfernt sind, hat der harmlosen Fröhlichkeit, die vordem bei festlichen Veranstaltungen für unsere Bevölkerung kennzeichnend war, starken Abbruch getan. Wirtschaftliche Nöte, die in erster Linie durch die neue Grenzziehung und den dadurch bedingten Verlust des Hauptabsatzgebietes entstanden sind, werfen ihre Schatten und lassen eine frohe Stimmung nicht mehr recht aufkommen. So ist aus dem alten lustigen ‚Mottenfest‘ eine mehr ‚sachliche‘ Veranstaltung geworden, an der fast nur noch die Mitglieder der städtischen Körperschaften teilnehmen, und bei der Scherz und Humor nicht mehr zu ihrem Rechte kommen. Hoffen wir im Interesse eines Wiederauflebens der alten Bräuche, daß im Laufe der Jahre auch hierin ein Wandel eintreten möge.“

22. Nach Art von Glaßbrenners Schilderungen des Berliner Volkslebens ist die Stimmung auf dem Fliegenfeste, nicht eigentlich dieses selber, in einer „Scene“ festgehalten, deren nicht genannter Verfasser ganz ausgezeichnet beobachtet und die Berliner Mundart in recht sauberem Druck wiedergegeben hat. Ich werde das Stück in der Zeitschrift „Brandenburgia“, Berlin 1929 abdrucken. Im Katalog der „Bibliothek Gotthilf Weisstein“ (Staatsbibliothek in Berlin) wird es Bd. 2, Nr. 6376 verzeichnet und um 1850 datiert; doch glaube ich bestimmte Anhalte dafür zu haben, daß es bald nach 1840 anzusetzen ist. Alles Nähere in meinem Neudruck. Vielleicht ist es die Fortsetzung von Nr. 8 und hat denselben Verfasser.

Berlin.

Die Christkindlspiele in der „Schwäbischen Türkei“.

(Mit 2 Abbildungen.)

Von Rudolf Hartmann.

Wenige hundert Kilometer von Budapest donauabwärts liegt auf dem rechten Stromufer, eingekeilt durch die Sumpfniederungen des Donau-Drau-Winkels, die größte deutsche Sprachinsel Rumpfungarns, die „Schwäbische Türkei“. Mit ihren 170000 „Schwaben“ — zu denen noch 13000 gezählt werden müssen, die seit dem Trianoner „Vertrag“ zu Jugoslavien gehören — übertrifft sie die Heanzen am Neusiedler See, die ärmlichen deutschen Siedler im Bakonywald, die tüchtigen Schwaben der Ofener Berge und die reichen Bauern der nördlichen Batschka, die die Serben noch ihren magyarischen Nachbarn überlassen haben. Bisher von Forschern und Reisenden merkwürdig vernachlässigt, bietet die „Schwäbische Türkei“ — vielleicht gerade deshalb — ein dankbares Forschungsgebiet für den Volkskundler. Trotz beginnenden Eindringens städtischer Zivilisation in den Großgemeinden hat doch das Dorf in konservativer Kraft noch seine

alten Traditionen aufrechterhalten. So haben wir das Glück, heute noch mit unseren Augen im gesamten Siedlungsgebiet bäuerliches Leben beobachten zu können, wie es im Reiche — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — schon seit Generationen erloschen ist.

Das durch die Türkenkriege verwüstete und durch Pest und Hungersnot fast ausgestorbene Land zwischen Donau und Drau wurde nach dem Karlowitzer Frieden von 1699 den siegreichen kaiserlichen Feldherren und anderen verdienten Männern zum Eigentum überwiesen. Diese neuen Landherren bemühten sich, die entvölkerten Gebiete wieder mit Arbeitskräften für ihre Besitzungen zu besiedeln. Vor allem im ersten und zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts strömten von Nord und Süd die Menschen herzu. Die Art ihrer willkürlichen Ansiedlung zeigt sich noch heute: neben den sauberen Schwabengemeinden finden sich rein ungarische und kroatische oder auch gemischte, in denen auch noch Serben, Reste slavischer Stämme und Zigeuner wohnen. Wahrhaftig, ein buntes Durcheinander von Sprachen und Trachten! Trotz enger Berührung auf den Märkten usw. hat doch jeder Volksstamm seine Eigenarten bewahrt. Die Vorfahren der heutigen Schwaben, meist Bauern und vereinzelt Handwerker, stammen vorwiegend aus Baden, Hessen, Nassau und dem Rheinland.

Die sehr harte Arbeit der Rodungs- und Bodenkultur, die die ersten Generationen leisten mußten, das zeitweise drückende Abhängigkeitsverhältnis von den Gutsherren — die Leibeigenschaft wurde erst 1848 aufgehoben — und der weiter anhaltende echt bäuerliche Fleiß im Streben nach neuem Land, nach „Sach", ließ den Schwaben wenig Zeit, sich um ihre Umwelt, ja selbst um ihre nächsten Nachbargemeinden zu kümmern. Auf ihre gesamte politische und geistige Lage blieb das nicht ohne Einfluß: Generationen lebten ruhig und unbekümmert als unermüdlich tätige Bauersleute dahin, entwickelten nur langsam ihre geistigen und kulturellen Bedürfnisse und blieben so treue Sachwalter auch des ererbten Volksgutes ihrer Vorfahren; viele Sitten und Bräuche, die in der Urheimat längst erloschen sind, erhielten sich bis auf den heutigen Tag[1]). Für die Volkskunde ist diese Tatsache von besonderer Bedeutung. Es besteht die Möglichkeit, von hier aus wesentliche Züge des gesamten Brauchtums einzelner süddeutscher Landschaften aus der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zu rekonstruieren. Das Eigenleben jeder Dorfgemeinde wurde noch durch die geographisch-morphologische Eigenart der Landschaft[2]) und die schon angedeutete Isolierung durch nicht deutsche Siedlungen besonders entwickelt. So kommt es, daß Tracht, Mundart und Liedvorrat von Gemeinde zu Gemeinde verschieden sind, daß Bräuche, wie Scheibenschlagen und Pfingstkorbumfahren, noch bis heute geübt werden, daß die strenge Schei-

---

[1]) Der Krieg hat allerdings auch hier seine Wirkungen spüren lassen. Die allgemeine Unruhe, die Abwesenheit der Männer, deren Berührung mit nichtbäuerlichen Kreisen hat in das „von alters her" bestimmte dörfliche Leben eingegriffen: die Tradition von Bräuchen beginnt sich zu lockern.

[2]) Die langen Straßendörfer schließen sich gegenseitig durch die zahllosen, parallellaufenden Täler voneinander ab.

dung zwischen den einzelnen Spinnstuben, die Schichtung in Kameradschaften Selbstverständlichkeiten und auch alte Volksschauspiele (Paradeis-, Samson-, Genovefa-, Herodes-, Dreikönig- und Weihnachtsspiele) in den verschiedensten Wandlungen lebendig sind. Den Spuren älteren Volksgutes auf diesem für seine Erhaltung so günstigen Gebiet nachzugehen, war ein Zweck meiner Studienreisen in den Jahren 1925—1928.

Hier soll nun einiges über die Christkindlspiele mitgeteilt werden. Und zwar nicht von älteren Formen, die vielleicht noch in der Erinnerung einiger weniger Dörfler haften, sondern von den lebenden, die der heutigen Generation gegenwärtig sind und von ihr noch als lebendiger Besitz gewertet, geachtet und getragen werden.

Die Christkindlspiele sind dialogisierte biblische Geschichte; ihr Ahne ist das geistliche Drama, sie sind gesunkene Kunstdramatik. Seit Generationen haben sie sich fortgeerbt, die mündliche Überlieferung hat ihre Formen vielfach gelockert, verhörte oder nicht verstandene Ausdrücke wurden zu sinnlosen neuen Worten geprägt oder werden als unverstandene Verballhornungen weitergeführt[1]). Ganz selten wird einmal jemand sie im Dorfe aufgeschrieben haben: es besteht ja gar keine Notwendigkeit dafür, denn jeder Dörfler kennt sie, viele haben in ihrer Jugend selbst mitgespielt, und „Arie“ und „Gsätzel“ haften noch bis ins hohe Alter hinein. Als eine unliterarische, volkläufige Dichtungsgattung lebt das Christkindlspiel als gemeines Volksgut. Und Pfarrer und Lehrer? Durch eine betonte Trennung der sozialen Schichten läßt die „Intelligenz“ das deutsche Volk ziemlich gewähren, wenn man nicht sich bemüht — was gar nicht selten ist — diese Ausprägung alter deutscher Volkskultur durch Verbot, Lächerlichmachen usw. zu hintertreiben oder durch „Vorstellungen“ ähnlicher Art im Gasthaus ihren tatsächlichen Charakter zu verbiegen und dem Herkommen das Wasser abzugraben.

Aus der Pflege der Spiele auf einen besonderen religiösen Sinn zu schließen oder durch die zahlreichen Textverschiedenheiten ein bewußtes Gestalten am biblischen Stoff festzustellen, scheint mir nicht richtig. Genau so, wie sich der schlichte Dörfler keinen Betrachtungen hingibt, weshalb man denn eigentlich die Geburt Christi im Spiel veranschaulicht, wie man gegebenenfalls peinlich genau darauf achtet, daß keine „nicht guten“ Verse gesagt werden, ebenso ist es andererseits möglich, daß auch neue Texte oder Lieder, die man irgendwo einmal vernommen hat, eingefügt werden. In den zahllosen Gesprächen, die ich über die Spiele mit Alt und Jung hatte, wurde es immer wieder von neuem deutlich, daß der Gehalt des Spieles einem ganz bestimmten Geiste, eben dem der dörflichen Gemeinde, dem Herkommen, der Sitte, der „Modi“, angemessen und dessen Ausdruck ist. Die Formung aber kann aufs verschiedenste gestaltet sein, wenn sie nur nicht dem gemeinsamen Empfinden widerspricht. Aus-

[1]) Der Gesamtcharakter des Spiels und sein religiöser Gehalt wird dadurch nicht angetastet. Mir ist nirgends ein Spiel zu Gehör gekommen, das, seines ernsten Sinnes beraubt, etwa in einer Verwilderung zur Einführung einer Narrenfigur gekommen wäre. (Vgl. Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde² [1929], S. 112ff.)

sprüche wie „annersch ist's“ bei einer Satzveränderung oder „m'r kann auch an annersch Gsätz nehmen“, oder wenn über das Spiel gesagt wird, „'s gehärt halt amal zum Christtag“ machen das einem immer wieder klar.

Der inhaltliche Kern der Spiele ist meist derselbe: Die Verkündigung an die Hirten, die Herbergsuche und die Anbetung, allerdings mit den verschiedensten Einschiebungen, Umstellungen und Veränderungen. So sind am auffälligsten die Einschiebungen von Bruchstücken aus Paradeisspielen. In Lovász Hetény und mehreren anderen Orten z. B. eine Szene zwischen Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradies. Auch kommt es vor, daß bestimmte Figuren ihren Charakter verändern, daß z. B. der Erzengel Gabriel oder die Mutter Anna in Rollen erscheinen, die ihren Überlieferungen nicht entsprechen. Oft steht am Anfang die Frage, „obs Christkindl nai dierf?“ oder eine prologähnliche Einführung, die von allen Spielern oder einem einzelnen (meist dem Wirt) vor dem eigentlichen Spielbeginn vor der Tür gesungen wird.

In Nyomja z. B. singen alle:

„Ihr lieben, lieben Engelein,
Wo wird heut nacht unsre Herberg sein?
Zu Bethlehem wohl in der Stadt,
Da grüßen wir das Kindelein,
Maria rein.“

Oder in Mucsi:

„Hört, ihr Christen, bleibt's nur stehn,
Hört, wie die Engelein singen schön.
Singen alle Gloria, Gloria,
Heiligste Maria.“

Und dann erst beginnt das eigentliche Spiel nach dem Hereintreten mit den stereotypen Worten: „Wir treten herein in aller Ehr“, oder:

„Da komm ich's herein getreten,
Hätt ich's ein Pferd, so käm ich's geritten.“

Der Schwerpunkt der Handlung liegt bei Maria und Joseph, den zwei „vierdernen“ Engeln und dem Christkindl. Die Nebenrollen betätigen sich vornehmlich im Chor: einige weitere Engel, zwei Himmels- oder Stern-„traër“, der Wirt und die Hirten. In dem von mir gesammelten Material — 34 verwertungsfähige Fassungen — finden sich ziemlich streng strophisch gegliederte „Gsätzl“ der einzelnen Sprecher (Nagy Manyók) bis zu ganz aufgelockerten Formen (Rácmecske). Paarweise gereimte Verse sind vorherrschend. Der Text, der die einzelnen ausgeführten Szenen verbindet, wird von der gesamten Spielschar gesungen. Trotz der mannigfaltigen lokalen Verschiedenheit der Spiele kehren einige besonders eindrucksvolle Stellen — meist in feststehender Form — in fast allen Fassungen wieder. So die Stelle:

„Lauf lauf nur, Maria, brings Wiegel daher,
Das Kindlein drein leget, es zittret so sehr.“



Abb. 1.



Abb. 2.



Oder:

Maria: „Joseph, liebster Joseph mein,
Helf mir wiegen das kleine Kindelein.“

Joseph: „Wie kann ich dir helfen das Kindelein wiegen,
Ich kann mein alten Buckel selbst nicht biegen.“

Und auch das Singen aller:

„Lasset uns das Kindelein wiegen,
Das Herz zum Krippelein biegen.
O Jesulein süß, o Jesulein süß.“

In der Sprache herrscht selbstverständlich der Dialekt des betreffenden Dorfes. Die historisch-geographischen Ursachen für die Mundartenverschiedenheit, die für die „Schwäbische Türkei“ typisch ist, sind oben bereits angedeutet[1]. Mir ist nicht bekannt geworden, daß man sich etwa an besonderen Stellen, oder eine bestimmte Person sich bemüht, „nach der Schrift“ zu sprechen. Nicht mehr verstandene Worte werden umgedeutet oder ohne Bedenken unverstanden weitergeführt. Im Bewußtsein der Bauern spielen solche logischen Fehler nur eine untergeordnete Rolle, dringen also gar nicht in eine höhere Bewußtseinslage — in der sie störend empfunden würden — vor. Einige charakteristische Beispiele seien angeführt.

Beichtet auf bis auf die Knie (Spiel 11)	Beicht (beugt) das Haupt bis auf die Knie
Laufet alle zum Gemahl zum gefreidireich in Stall (21)	Laufet allezumal zum gefreudereichen Stall
Tropflament (11)	Kompliment
Geboren guti Wald (13)	Geboren heuti nacht
Duts Aich andrieren (12)	Duts Aich (Euch) bald rühren
Ham sie lose Hände empfangen (23)	Ham sie lose Händel angefangen
Wollet Ihrs sain Gaist un Spräch un Härn (27) Wollet Ihrs ein geistlich sprechenden härn (31) Wollet Ihrs ein geistiges Gesprächen (8)	Wollet Ihrs ein geistliches Gespräch anhörn?
Das Kindlein drai regen (6)	Das Kindlein drein legen
Scharwalle (8)	Schalmeie
In aller Ärd (25)	In aller Ähr (Ehre)
Da glänzen von ferne als wie ein Kristall (25)	Da glänzen zwei Sterne als wie ein Kristall.

Das Sprechen selbst wird nicht im geringsten gepflegt. Man leiert die „Gsätzl“ in rasender Eile herunter, und eine starke Teilnahme, ein Mitleben der Spieler ist kaum zu verspüren. Das mag z. T. am jugendlichen

[1]) Von hier aus etwa der Herkunft der Spiele nahezukommen, ist kaum möglich. Denn für das Reich fehlen uns gerade für die Auswanderungsgebiete genauere Nachrichten über solche Spiele. Hingegen ist der umgekehrte Weg, die frühere Verbreitung in Süddeutschland festzustellen, schon eher möglich. Denn die Mundart ist schon mit Erfolg angewendet worden, das Auswanderungsgebiet bestimmter Gemeinden festzustellen. (Vgl. Adam Kling, Sonntagsblatt, Budapest 1924, Nr. 11, S. 8 und Heinrich Schmidt, Die deutschen Mundarten, in: Das Deutschtum in Rumpfungarn, herausgegeben von Jakob Bleyer, Budapest 1928, S. 1ff.) Ein bodenständiges Wachstum dünkt mir ganz unwahrscheinlich.

Alter der Spieler liegen (in früherer Zeit gingen Ältere, jetzt ist bei den „Menschern“ so etwas wie ein Gefühl des Genierens da) oder auch am Zwang, in möglichst vielen Häusern zu spielen und sich deshalb zu beeilen. Man darf nun nicht mit einer ästhetisch überfeinerten Kritik, etwa von moderner Kunstdichtung aus gesehen, ein Urteil fällen. Diese Volksdarstellungen liegen auf einer anderen Ebene und müssen auch von da aus gewertet werden. Schlichte Menschen geben sie an schlichte Menschen weiter; das einfache Bauernvolk will hören und schauen, will fühlen, was da in der Weihnachtsgeschichte vor sich geht. Die Äußerungen, das Erzählen, die Berichte über ein Spiel bewegen sich deshalb immer auch nur in „äußerlichen“ Dingen.

Das gleiche gilt für das Musikalische. Die Melodie ist ganz einfach und schlicht; durch häufige Wiederholungen wirkt sie bisweilen eintönig, zugleich aber auch eindringlich. Besonders tritt das letztere bei den Stellen hervor, in denen eine Unterstreichung des gesprochenen Wortes durch den musikalischen Ausdruck geschieht. Zum Beispiel im akzentuierten Tempo des



oder im stillen, sanften Schweben des

Beim Singen nun zeigt sich — wie überhaupt im neueren Volkslied — ein Hinneigen zum Sentimentalen. Der Gesang ist meist einstimmig; da, wo tüchtige Sänger mehrstimmig einsetzen, ist dies ausschließlich eine der ersten Stimme angepaßte Begleitung, die sich vorwiegend in Terzen bewegt. Die ungeschulten Stimmen klingen oft hart, rauh und derb, ja in den Höhenlagen schrill, fast schreiend. Der gesungene Text ist schwer zu verstehen. Das wird z. T. durch das Eiltempo hervorgerufen. Ist mir doch z. B. von Pécsvárad berichtet worden, daß dort das Spiel an einem Tage (1925) über hundertmal gespielt worden sei, vom frühen Morgen bis Mitternacht.

Wer sind nun die „Spielleiter“? In den weitaus meisten Fällen ist es eine bestimmte Frau im Dorf, „die die Mäderje und Buwe abricht“. Aber auch Männer, schlichte Bauern oder Handwerker, nie Pfarrer und Lehrer, sind vereinzelt richtige Lehrmeister für die Jugend. Die Spieler — 12—14jährige Kinder „mit 15 Jahr kenne se a noch geh“, der älteste Schul-

jahrgang (die spätere „Kameradschaft“), aber auch 10 oder 18 Jahre alte, „wie halt die Modi is“ — finden sich 3—4 Wochen vor Weihnachten allabendlich im Hause des „Einstudierers“ zusammen, um dort zu proben. Da ist zuerst einmal die manchmal recht schwierige Rollenverteilung zu treffen. Denn die Maria, die zwei „vierdernen“ Engel, oder die „Himmelstraër“ möchte natürlich jedes gern sein! Der Wirt, die Figur, die bisweilen zum Komischen neigt, ist auch begehrt. Aber mancherorts findet sich nur sehr schwer jemand, der das „Christkindje“ spielt, „weil gespottet wird“. Das Christkindl ist unser Knecht Ruprecht, der den Kindern Pfefferkuchen, Äpfel und Nüsse, den „Schlimmen“ aber die Rute bringt[1]). Warum eigentlich über das Christkindl oft gespottet wird, ist nicht recht klar. Ob Spottabwehr der einzige Grund ist, weshalb das Christkindl in verschiedenen Orten verschleiert geht, oder ob nicht Rudimente alter Vorstellungen mitspielen, mag dahingestellt sein; jedenfalls muß sich oft ein Bub dazu hergeben, wenn die Mädchen sich weigern. Ist die Auswahl der Spieler getroffen, so geht es ans Lernen und Üben und an die recht wichtig genommene Frage der Kleidung. Hierin hat nun jedes Dorf seine Eigenheiten, und es soll bei den am Schluß veröffentlichten Spielen näher darauf eingegangen werden. Der Haupttag der Aufführung ist der Tag „Adam und Eva“, der 24. Dezember. In einigen Gemeinden gehen die Spieler auch noch an einem anderen Tage ins Nachbardorf. Gewöhnlich beginnt man am frühen Vormittag, besucht fast ein jedes Haus und spielt dort in den Stuben mit kurzer Mittagspause fast ununterbrochen bis spät abends, vielfach auch bis 12 Uhr nachts zur Mette, wo sich dann die Spieler am Altar aufstellen oder dort zum letztenmal ihr Spiel aufführen. Die Spenden, die jetzt als ziemlich wesentlich angesehen werden, erhält der Wirt in seine Büchse. Am Schluß werden sie unter die Mitspieler verteilt — nur von einer Gemeinde weiß ich, in der Altarkerzen dafür gekauft werden — und jeder kann sich zum nächsten Markttag einen Herzenswunsch erfüllen, sei es nun ein „Kopfdiechel“, ein „Gesangbiechel“, Gewandstoff, ein Schmuckstück oder auch ein großes Lebkuchenherz.

Die Christkindlspiele sind über das gesamte Gebiet der „Schwäbischen Türkei“ verbreitet, doch finden sie sich nur in katholischen Dörfern, die allerdings zwei Drittel der deutschen Siedlungen ausmachen. Unter den 120 Orten mit absoluter deutscher Mehrheit, die ich besuchte, fanden sich 1928 noch über 70, in der die Spiele gespielt wurden bzw. die Erinnerung daran noch lebendig war.

Der natürliche Feind der Spiele ist die städtische Zivilisation, die sich — von den Großgemeinden ausgehend — immer weiter vordrängt. Und so sind die kleinen, etwas abseits vom Verkehr liegenden Dörfer die getreuesten Erhalter dieser alten Sitte. Wenn dann die alte dörfliche Kultur — „die Modi“ — brüchig zu werden beginnt, sterben diese doch recht naiven Volksschaustücke zuerst ab.

[1]) Bisweilen (z. B. in Keskend-Kosarac, S.H.S. Baranya) ist an das Rutenschlagen noch die alte Zauberbedeutung geknüpft, daß krank wird, wer nicht geschlagen wird.

Viele Dörfer vermochten nach dem Kriege nicht mehr an die alte Tradition anzuknüpfen. Mitunter war es schon jetzt schwierig, noch Frauen ausfindig zu machen, die genau über die „Christkinderje" Auskunft geben konnten oder die im Text noch ganz fest waren. Doch eine ganze Zahl Ortschaften hat die alte Sitte wieder aufgenommen, und so ist zu hoffen, daß die Spiele noch weiterhin lebendig bleiben. Allerdings ist klar, daß die seelische Verbindung des Volkes mit den Bräuchen, als eine Auswirkung des Krieges auf die Heimat, allmählich gelöst wird. Die naive Selbstverständlichkeit ist bedroht und damit die Grundlage für organisches Weiterwachsen entzogen. Wohl ist wahrscheinlich, daß durch die neu auflebende deutsche Bewegung, deren Hauptziel das Bewahren und Pflegen der deutschen Kultur in jeder Beziehung ist, dem alten Volksgut steigende Beachtung zugewandt wird — aber schon durch dieses bewußte Handeln wird sein ursprünglicher Sinn umgebogen, und gerade ein seltsamer Reiz geht verloren, der heute den Volkskundler so beglückend anzuziehen vermag.

Aus der Fülle der aufgezeichneten Spiele einige charakteristische Beispiele auszuwählen hat seine Schwierigkeit. Die Auswahl wurde nach drei Gesichtspunkten getroffen: einmal nach der Verschiedenheit der einzelnen Fassungen, dann nach möglichster Unverderbtheit des Textes und lebendiger Fortführung des Spiels, die auch noch für die Zukunft gesichert scheint.

Der Wortlaut der folgenden Spiele ist unverändert — so wie sie an Ort und Stelle aufgezeichnet wurden — beibehalten und der Dialekt nach Möglichkeit angedeutet.

Christkindlspiel in Kakasd.

Kakasd ist ein rein deutsches Bauerndorf in der Gespanschaft Tolnau mit über 1100 deutschen Einwohnern. Vom Spiel berichteten mir die vier Kinder Eva Baumann, Marie Rickert, Magdalene Hepp und Bärbel Maier, die zu Weihnachten 1925 „mitgegangen" waren. Die Spieler sind acht Mädchen: sechs Engel, Maria und das Christkindl und fünf Buben: Joseph, Wirt und drei Hirten. Die Engel haben ein weißes Gewand an, den Rock mit Bändern und Sternen geschmückt, tragen einen Kranz auf dem Kopf und halten „Glöckeln un en Appel mit Rosmareinsträuß" in der Hand. Die „Maria geht weiß und schuckelt die Wiege". Das Christkindl trägt einen Christbaum und hat das Sonntagskleid an: „grad so wie die Menscher". Die Buben gehen in ihrem schwarzen Anzug. Joseph trägt einen Papphut in Form einer Mitra, und die Hirten, die sich auf ihre mit Glöckchen und Bändern geschmückten Stecken stützen, haben Sträuße auf ihrem schwarzen Hut. Der Wirt hat eine schwarze Schürze vorgebunden.

Alle singen vor der Tür: 1 In der stillen Mitternacht,
Als ich bei mein' Schäflein erwacht,
Heer ichs in der Luft ein Schall.
Bin ichs der Gestalten abgelassner Wald[1])
5 Jai, jai, jai, jai, jai, jai
Liegt das Kindelain auf der Strai.
Heerts maine Buibe[2]), bleibts nur stehn,
Heerts, wie die Engelain singen scheen!
Singen alle Gloria, Gloria
10 In excelsis deo!

[1]) völlig unverständlich gewordener Text. [2]) Buben.

Zwei vordere Engel: Wir treten herein in aller Hehr[1]).
Wollet Ihrs main gaistliches Gespräch anheern,
Von Joseph und Maria rain?
Von Gott sind wirs geschickt herain.

Zwei mittlere Engel (singen): 15 Wir treten herain in aller Hehr.
Wollet Ihrs main gaistliches Gespräch anheern,
Von Joseph und Maria rain?
Von Gott sind wirs geschickt herain.

Alle treten ein: Ergfrait Aich, all Ihr Christenlait,
20 Der Himmel ist Aich schon berait.
Gloria in excelsis deo!
Gloria in excelsis deo!

Zwei vordere Engel: Komm rain, komm rain, main liebes Jesulain,
Die Kinder beten alle Groß und Klain:
25 Dun ihn' [1]) etwas geben.

Christkindl: Wenn die Kinder fleißig beten und singen,
Wär ich ihnen Äpfel und Nisse bringen.
Wenn sie aber nicht fleißig beten und singen,
Wär ich ihnen aine scharfe Rute bringen!
(Christkindl schlägt mit der Rute.)

Wirt: 30 Wenn die Kinder aus der Schule gehn,
Bleiben sie auf der Gasse stehn,
Gaffen alle Haiser an
Und lernen nicht ihre Lexion.

Christkindl: Heerts, Ihr klaine Kindelain,
35 Es geht aine große Klag ieber Aich:
Ich wär Aich nix geben!

Vordere Engel: O Gott, du liebes Jesulain,
Erbarme dich ieber die klaine Kinderlain:
Dun ihn'[2]) etwas geben!

Alle singen: 40 Ain Kindelain das wird geboren
Haiti Nacht, wenns zwelfe lait'.
In sainem Stamme des hailigen Kraiz[3]),
Drum gfrait Aich all Ihr Christenlait.
Gloria in excelsis deo,
45 Gloria in excelsis deo.

Joseph: Maria, der Kaiser August ließ den Befehl ausgeben,
Daß ain jeder Bürger in saine Haimat zurückkehren soll
Und[4]) sich ainschraiben zu lassen.
Gehst a mit, Maria?

Maria: 50 Ja, Herr Joseph.

Joseph: Wir reisen ieber Berg und Daal
Draißig, vierzig Mailen wait.
Gehst a mit Maria?

Maria: Ja, Herr Joseph.

Joseph: 55 Wir sehn den Herrn Wirt danebn stehn
Und bitten um aine Herberg.

---

[1]) Hehr = Ehr. [2]) Tu ihnen.
[3]) Sinn nicht ganz klar (das hailige Kraiz?). [4]) Und = Um.

Wirt: Um was bittst Du?

Joseph: Um ain klaines Winklain in Airem Haus
Fier mich und Maria.

Wirt: 60 Hast Du Geld zum zehrn?

Joseph: Nain, wir bitten um die Herberg allain.

Wirt: Ja eben darum, so gehts mir alle Daag und alle Stund!
Ain jeder Bettler will bei mir ainkehrn,
Hat niemals kain Geld zu zehrn.
65 Packts Aich hinaus vor main Dor,
Dort findet Ihr ain Geschpor[1]),
Ain Hirtlain[2]), ain Stall,
Wenns Aich hält oder gefällt
Vor Regen und Schnee unterzustehen.

Joseph: 70 Da kannst Du hingehen!

Alle singen: Groß Dank, groß Dank, main lieber Herr Wirt,
Den Stall habn wir uns erwählet.
Von Willen Gottes sind wirsch geschickt,
Joseph hoch in der Hehe[3]).

Maria: 75 Joseph, liebster Joseph main,
Hilf mir wiegen das klaine Jesulain.

Joseph: Wie kann ich Dir helfen das kleine Jesulain wiegen?
Ich kann main' alten Buckel selbst nicht mehr biegen!

Wirt: Haha, jetzt sin sie draußen!
80 Sie werdn brav erfriern.
Es geht ain kiehler Wind,
Er läßt sich nicht lang fexiern![4]) Aha!

Zwei Engel: Ihr Hirten, staiget[5]) fraidig auf
Und opfret Aire Gabe auf,
85 Ihr werdet große Fraide haben!

Erster Hirt (kniet, mit „Gickel"): O Gott, Du liebes Jesulain,
Wie liegst Dus hier im Krippelain!
Hätt ichs frieher an Dich gedacht,
Hätt ich Dir mehr mitgebracht.
90 So hab ich nur den ainzigen Hahn,
Der kräht Dich ain wenig an.
Den will ich Dir schenken,
Daß Du mainer wirscht gedenken! (Steht auf.)

Zweiter Hirt (kniet, mit Schaf): O Gott, Du liebes Jesulain,
95 Wie liegst Dus hier im Krippelain!
Hätt ichs frieher an Dich gedacht,
Hätt ich Dir mehr mitgebracht.
Da hab ich main ainzigs Lamm,
Das will ich Dir schenken,
100 Daß Du mainer wirscht gedenken! (Steht auf.)

---

[1]) Spur. [2]) Hüttlein.
[3]) unklar. (Analogon zu: Ehre sei Gott in der Höhe?)
[4]) d. i. der Wind wird nicht lang mit sich spaßen lassen. [5]) stehet.

Dritter Hirt (kniet, mit Apfel):

O Gott, Du liebes Jesulain,
Wie liegst Dus hier im Krippelain!
Hätt ichs frieher an Dich gedacht,
Hätt ich Dir mehr mitgebracht.
105 So hab ich nur den ainzigen Apfel,
Den will ich Dir schenken,
Daß Du mainer wirscht gedenken! (Steht auf.)

Alle singen:

Auf auf, auf ihr Hirten und schlafet nicht lang,
Dud Aich nur bald richten, kommet ailig zusamm.
110 Fraid ailig zum[1]) geschwind,
Fraid ailig zum geschwind.
O Gott, Du liebes Jesulain,
Du seliges Kind,
Du zitterest vor unser,
115 Vor Kälte und geschwind[2]).
In ainem alten Stall,
In ainem alten Stall.
Es glänzet ja von Ferne
Glaich ainem Kristall.
120 Gloria in excelsis deo!
Gloria in excelsis deo!

Zwei vordere Engel:

Haiti Nacht in der Still
Hat michs ain großer Schlaf ieberfiehrt[3]);
Es war als wie ain Engels Traum.
125 Er fiehret mich nach Bethlehaim,
Nach Bethlehaim wohl in den Stall,
Wo Ochs und Eslain war,
Hai aus dem Kripplain fraß.
Was tragt Maria auf ihrem Schoß?
130 Ain Kind, das war ganz nacket und bloß.
Die Engel heert man singen,
Vom hochen Himmel herunter klingen.
Heert Ihr mich an, was ich Aich sag:
Die Nacht war heller als der Tag!
135 Was sprechen wir vom Herrn sain Tisch,

Alle singen:

Vom Herrn sain Tisch, Herr Jesu Christ.
Gloria in excelsis deo!
Gloria in excelsis deo!

Ein Engel[4]):

Ihr Hirten,
140 Ich verkindige Aich aine große Fraide:
Haiti Nacht ist in der Stadt Bethlehem
Der Hailand der Welt geboren!
Gehet hien und betet ihn an.

Alle singen:

Laufet ihr Hirten, laufet alle zugleich.
145 Nehmet Schalemaien und Pfaifet mit Aich.
Laufet all auf ainmal
Nach Bethlehem in' Stall,
Zum Kindelain, zum Krippelain
In Stall, in Stall.

---

[1]) und.
[2]) zersungen; muß heißen: Du zitterest vor Hunger, Vor Kälte und vor Wind.
[3]) überfallen.
[4]) Die Verkündigung und das Hirtenlied müßten sinngemäß hinter der Wirtszene eingefügt werden (nach 81).

150 Wir habens gesehn wie ain Engelain so scheen.
Dabai auch ain alter Vater dort[1]) stehn,
Aine Jungefrau so zart,
Wie die himmelische Art.
Da soll sich ergfraien
155 Ganz himmlisch bai Nacht, bai Nacht[2]).
Lasset uns den Gaist ergfraien,
Das Kindelain gebenedaien.
O Jesulain sieß, o Jesulain sieß.

Das Mucsinger Christkindl (Mucsi, Tolnau).

Die deutsche Gemeinde Mucsi, mit über 2000 Einwohnern, gehört zu den wenigen „Stiffuler" (Stift Fulda) Dörfern. Das Christkindlspiel wird jedes Jahr von zwölfjährigen Mädchen, die meist aus einer Kameradschaft sind, gespielt. Den Text schrieb ich nach den Worten der alten Frau Elisabeth Bernhardt, die die Kinder „abricht", auf; sie ist Abb. 2 links im Hintergrund mit aufgenommen worden. Für die Kleider vergleiche man die Abbildungen.

Spieler: Zwei große Engel, zwei kleine Engel, zwei Sternträger, Maria, Christkindl.

Alle singen draußen:

1 Herts, ihr Christen, bleibts nur stehn,
Herts, wie die Engelein singen scheen!
Singen alle Gloria, Gloria
Heiligste Maria.

Zwei große Engel:

5 Ich tritt herein in aller Ähr,
Gott der Vater hat uns geschickt dahär.

Zwei kleine Engel:

Ich tritt herein in aller Ähr,
Wollet ihr ein geistliches Gespräch anhern,
Von Joseph und die Hirten allein
10 Mit ihrem schensten Jesulein?

Alle vier Engel:

Kommet rein, ihr Engelein,
Kommet rein und stellts eich ein.
Kommet rein und bitt' fier mich,
Daß sich Gott erbarmet sich.

Zwei Sternträger:

15 Erfreiet eich, ihr Christenleit
Der Himmel ist eich schon bereit!
Ein Kindelein ist geboren,
Heite Nacht um zwelfe leit's[3]).
Mit seinem Stand das heilige Kreiz[4]),
20 Drum erfreien wir uns, ihr Christenleit.

Alle, die drin sind, singen:

Tritt herein, tritt herein
Joseph und Maria rein
Mit eirem schensten Jesulein.

Joseph und Maria:

Ich tritt herein in aller Ähr,
25 Gott der Vater hat uns geschickt dahär.

Alle, die drin sind, singen:

Tritt herein, tritt herein
Herzliebes Jesulein,
Die Kinder beten groß und klein.

Christkindl:

Ich tritt herein in aller Ähr,
30 Gott der Vater hat mich geschickt dahär.

---

[1]) tut. [2]) unklar.
[3]) wohl richtiger: wenn's zwölfe läut'. [4]) unverständlich.

Maria } knien
Joseph }

Liebster Joseph, hilf mir das kleine Kindelein wiegen.
Wie kann ich dir das kleine Kindlein helfen wiegen?
Ich kann mein' Buckel selbst nicht biegen!
Liebster Wirt, ich mecht bitten um ein kleins Winklein
35 Fier mich und Maria.

Ein Engel: Hast du auch Geld zum zehren?

Joseph: Nein, ich mecht nur bitten um die Herberg.

Engel: Eben so geht mirs alle Dag und alle Stund:
Jeder Bettler will bei mir einkehren
40 Und hat niemals kein Geld zum zehren.

Alle singen: Großer Dank, mein lieber Herr Wirt!
Den Stall wirs auserwählen.
Den Willen Gottes, den Willen Gottes
Den wirs gespielt[1])
45 Joseph in dieser Höhle[2]).

Maria: Wie die Kinder aus der Schule sind gegangen,
Ham sie lose Hände empfangen[3]):
Ham die Blätter aus den Biechern gerissen,
Ham sie einander vor die Fieße geschmissen!

Christkindl: 50 Herts, ihr liebe Kindelein:
Es geht eine große Klag ieber eich.
Ich wer' eich nix geben!

Maria: Ei du liebes Jesulein,
Erbarme dich doch ieber die kleine Kindelein:
55 Tu ihnen doch etwas geben!

Christkindl: Wenn die Kinder fleißig beten und singen,
So wer' ich ihnen eine große Gabe bringen.
Wenn sie aber nicht fleißig beten und singen,
So wer' ich ihnen eine scharfe Rute bringen!

Alle singen: 60 Weihnacht, Weihnacht in der Still,
Daß uns kein Schlaf nicht ieberfiel[4]).
Weihnacht, Weihnacht in der Still,
Daß uns kein Schlaf nicht ieberfiel.
Es war, als wie ein Engel kam,
65 Der fiehrte uns nach Bethlehem.
Es war, als wie ein Engel kam,
Der fiehrte uns nach Bethlehem.
In Bethlehem in einen Stall,
Darinnen Ochs und Eslein warn,
70 Hai aus der Krippe fraßen.
Herts ihr Engel, was ich eich sag:
Die Nacht scheint heller als der Tag.
Die Engel her ich singen,
Vom hochen Himmel runter klingen.
75 Da neigen wir uns vorm Herrn sein Tisch,
Vorm Herrn sein Tisch Herr Jesu Christ.

Kommts, ihr Hirten, und laßt eich sagen,
Was sich neies hat zugetragen:
Eine Jungfrau keisch und rein

---

[1]) haben wirs gespielt (?). [2]) Vgl. Kakasder Spiel 74.
[3]) verballhornt; muß heißen: habn sie lose Händel angfangen.
[4]) unverständlich.

80 Hat geboren das Kindelein,
Zwischen Ochs und Eselein.
Zwischen Ochs und zwischen drin
Und da lag ja das kleine Kind.
Zwischen Ochs und Eselein
85 Lag das Kind im Krippelein.
Ai ai ai, ai ai ai,
Lag das Kindelein auf der Strai.
Zu Bethlehem geboren
Ist unser Kindelein.
90 So schön ist auserkoren,
Sein Eigen will ich sein.
Heio, heio, sein Eigen will ich sein.

Nur auf auf, ihr Hirten,
Und schlafet nicht lang.
95 Tut eichs bald richten
Kommet alle zusamm.
Gleich alle so geschwind,
Gleich alle so geschwind.
Seid ihr es nicht von Fernelein
100 Der Stern verbrennt[1]).
Der heiligste Joseph der kniet auf bloßer Ärd,
Maria die Jungfrau den Heiland gebärt.
Ei du liebes Jesulein, du seliges Kind,
Die Hitte is vor unser, vor Kälte und vor Wind[2]).
105 Gloria in excelsis deo,
Gloria in excelsis deo!
Wir habens gesehen ein Engel so scheen
Bei seinem himmlischen Vater dort stehn.
Eine Jungfrau so zart,
110 Die himmlische Nacht[3]).
Wir haben uns bedrauret
Nur einmal im Jahr, im Jahr[4]).
Gelobt sei Jesus Christus!

Szeged.

[1]) vielleicht: Seht ihrs nicht von Ferne, Ein Stern der brennt?
[2]) Heißt richtig: Du zittrest vor Hunger, vor Kälte und vor Wind.
[3]) Wie himmlische Art (?) oder Die himmlische Magd (?).
[4]) gänzlich unklar.



Abb. 1.



Abb. 2.



Kleine Mitteilungen.

Eiserntefest.

(Mit 2 Abbildungen.)

Ein merkwürdiger Brauch besteht in Osterode, Ostpr. Schon in der Ordenszeit blühte hier das Gewerbe der Mälzenbrauer, und bis in die heutige Zeit besteht eine Brauerei, daneben zahlreiche Bierverleger, die alle erhebliche Mengen Eis verbrauchen. Sie zu versorgen, war die Aufgabe der Eisunternehmer. Dieser mußte sich verpflichten, den Firmen bestimmte Mengen Eis zu liefern. Als Kaution für Innehaltung seiner Verpflichtungen hinterlegte er ihnen bedeutende Summen Geldes. Es ist aber, wie die Sage meldet, nie vorgekommen, daß er sein Geld verlor. In milden Wintern war die Besorgung von Eis allerdings nicht ganz einfach, zuweilen sollen sogar vom Boot aus Eisschollen aufgefischt worden sein, um die nötigen Mengen Eis zu liefern. Heute versorgen sich die Firmen selber, pachten auf dem dicht bei Osterode gelegenen Drewenzsee eine bestimmte Fläche, von wo sie das Eis losschneiden und auf Lastkraftwagen abfahren lassen.

Da die Eisversorgung von der Witterung abhängt, die Arbeit auf den schlüpfrigen Eisschollen nicht ungefährlich ist und die Gesundheit hart angreift, so ist es selbstverständlich, wenn seit alten Zeiten der glückliche Abschluß dieser Tätigkeit besonders gefeiert wird.

Nach dem Kriege drohte der alte schöne Brauch einzuschlafen. 1927 wurde er jedoch wieder eingeführt: Sind die letzten Eisschollen losgeschnitten, so wird an einer Stange ein ordentlicher Strohwisch aufgestellt, der dauernd mit Wasser begossen wird, bis das gefrierende Wasser ihn völlig überdeckt und das Ganze eine pyramidenartige Form annimmt. Dann werden bunte Papierbänder daran befestigt, die die Eigenschaft haben müssen, abzufärben. Nun wird das Ganze abermals mit Wasser besprengt, die Farben laufen aus, färben Krone und die sich bildenden Eiszapfen, die bald in allen Farben spielen und in der Sonne prächtig glitzern (Abb. 1).

Die Krone, die übrigens bis 180 Pfund wiegt, wird auf die letzte Fuhre gebracht und nach einer Umfahrt in der Stadt oben auf dem Eishaufen der betreffenden Firma aufgestellt (Abb. 2). Hier versammeln sich Firmeninhaber und Arbeiter. Einer von diesen trägt bei der einen Firma folgenden selbstgedichteten Eisspruch vor:

Ein Richtfest ganz seltener Art, das heute wir begehen,
Um unsere gute Firma Stein muß sich heut' alles drehen.
Wir alle wissen ganz genau, wie wohl wir hier geborgen,
Verständnis wurde uns gezeigt, auch bei den heutigen Sorgen.
Vieles ist zu reden wohl, doch fehlen mir die Worte.
In Qualität zählt Firma Stein zur Menschheit bester Sorte.
Das heutige Richtfest ist ein Sporn, der Firma nachzustreben,
Denn treue Pflichterfüllung hier, das adelt unser Leben.
Drum wünschen wir ein Fäßchen Bier, das uns die Firma wohl wird geben.
Drum hoch die Firma, hoch hurra!
Sie wird bestehen noch viele Jahr!

Wie es scheint, liegt hier eine Verbindung von Richtfest und Erntedankfest vor.

Osterode, Ostpr. Friedrich Baumhauer.

Eine Scherzpredigt aus Franken.

Evangelium beim Hanß Barth am letzten Capitel. Es war einmahl ein reicher Mann, der hatte zwey Heuser; das eine war lehr, das andere war niemand drin. Daß, wo niemand drin war, da giengen zwey Männer herauß gantz nackent und bloß und trugen Käß und Brod in Busen. Und da giengen sie miteinander ahn das galliläische Meer, da fanten sie zwey Schieff; daß eine war lehr, das andere hat keinen Bothen. Da setzen sie sich darein und fuhren über das galliläische Meer; und wie sie hinüber kamen, da fanten sie einen sehr großen höltzernen Stein. Da sprach einer zu dem anderen: Wie, ist das nicht ein so großer höltzerne Stein? Wenn mann dießen Stein thäte nemmen und thäte ihn in das Wasser werfen, wie würde es einen Pflumfer thuen! In dem giengen sie miteinander auf einen sehr hohen Berg, da troben war eine Cartabanische Kirch, in der war ein Luterischer Pfaff und ließ eine Breusische Meeß; so viel seind Würst in diesen Keßel gelegen.

Die Prätig. *Mirum Mirum supra Mirum, Muntia percussit virum, Verum Narum loque non est verum.* Die Güttigkeit des Kochs, die Gnad des Kellermeisters, die Mitwürckung des Beckers seye und verbleibe bey uns jederzeit, damit wir weder hungrig noch durstig werden die gantze Wochen! Die hertzbrächente Wort, so ich kurtz und gut aus meinem leckerigen Futerkorb hab herausgeschüttelt, hab ich mit allen Kreften genommen aus dem Buch Märcabro. Wem sol den dießer erschröckliche Sentenst nicht daß inerste Cavinet über einen Haufen werfen! — Propositio, wovon ich in geliebte Kürtze etwas meres sagen werde, euer Lieb und Andacht werden die Ohren auf und die Goschen zu thuen und auf meine vorgetragene Wahrheiten sich zweifels mit denen jungen Wölfen zur Berßerung fortfahren lassen. — Also fahre ich fort, wie ich angefangen, Confirmation, und zwar erstlich ist es gewiß, ein Beltz ohne Lauß, ein Scheuer ohne Mauß, ein Bock ohne Barth seind 3 Ting wieder die Natur und Arth. Es bezeuget dieses gar schön der hocherleuchte gallbitter Doctor Lutero in seinen Sentschreiben von der Geißblerren am letzten Capitel, da er also ganzlet: *Vanitas vanitatum et omnia preter amorem puetas,* auf Teutsch: Es ist alles eitel, ausgenommen welches uns beschreibt der gluge Eulenspiegel, da er also redet: Kaum, o Mensch, bist du gebohren in einer Stunt, betracht es doch, sterben must du wie ein Butelhunt; du griegst ein Bret vor das Loch. — Von dergleichen worden [l. wäre] etwas meres vorzutragen; weilen aber ein solches nit geschehen kan ohne sonderbahre Aufmerksamkeit, so bitte ich, Sie wollen die Ställ außmisten und die Schweislöcher der Ohren eröffnen, damit meine Worte hier Platz finden. So fahre ich fort mit dem Schubkarnn. *In nomine Pix-Pachy,* wann ich mit meinem treyspitzigen, hochdurchläuchtesten und weit von fern spatzirenten Verstant den Ertbothen etwas weiters durchwühle, so finte ich nichts anderes als einen forn aufgeschobenen und hinten buckleten Diogenem mit seiner Latern, worin ein Pfennings-licht gesteckt, und auf dem Markt gienge und gefragt wurde: *Quid queris,* Was suchest du neugebohrner Vantasey König? *Et respondebat*: *Quaero hominum* [!], und er gabe zur Antword: Ich suche Menschenkinder. *Et barbare* [!] *eius inventa est in flumina* [!] *portonis,* Und sein Barth ist gefunden worden im Fluß Jordan auf der Schnietzelbank. *Non sicut asat spectiva, hocerent sei sup stantinus* [?], dann gleichwie gepulferter Maußtreck gar oft unter den Pfeffer gemischet wird, also ist auch das Graut nicht guth ohne 16 Pfd. Schweinesfleisch. Dieses hat gar wohl begreftiget jener *Suactemus,* da er spricht: Der erste Trunck ist der beste, und wann mann auch das beste Wasser hätte, *quot sum honceris,* so soll man Bier und Wein nicht stehen lassen, sondern die Zunge ein wenig in die Schweme reiten. Ein schönes Exempel hat uns hinterlassen unser numero abgelebte Mitbruder Eulenspiegel, da er einstens seiner Frau Höfelspähn für Salat aufgesetzet hatte. Waß hat er damit anzeigen wollen? Nichts anders als dieses, daß die Beltz noch warm halten und einstens die Hultzel Biern gewessen. *Et helg et digitum est.* In höchsten ist es zu verwundern, das eine Frau ihren Mann mit einem Holtzschlegel hat zu Toth gekützelt. *Et retentus est in fernum,* und er hat sich das lincke Nasenbein entzwey gebrochen und ist seelig worden. Ich kehre aber wieder zurück zu meinem alten Diogenem mit seiner Latern. Dann wan ich frage:

Quit queris? so thut er mir gleich antworten: *Quero hominum*, daß ist auf Teutsch: Ich suche meinen alten Esel. Hast recht wohl geantwortet, mein lieber Dioginem. Mit dir stümmet auch übereins jener Sentens, nemlich die Zwieffel und der Knobloch nahe Blutsfreund sein. Es ist leicht zu errathen, Amen stramen, der Blinde schlug den Lamen. Kurtzweil muß man treiben, sagte Dios und kurtzweilte seine Frau mit der Mistgabel. *Varietas delectat*, sagte die Katz und sasse bey dem Schmerhaften. Omen, das Birnschütlen. Darum lese ich in den Hohen Liedern Epicur am ersten Rückblat am fünfften Kestelholtz, allwo die Brauth also spricht: *Dereliquit me etas mea*, auf Teutsch: so geth es uns armen Dienstmägten, alle Jahre ein Kind und keinen Mann. Darum ruft mir zu aus dem Buch Mercalva ein entkästenter Jüngling mit folgenten Worden: *Dicorum auctum cataria factum*. Striegel Sauriegel, hinter der Thür steth der Diegel. Seind daß dann nicht erbärmliche Zustänt, wan man nicht einmahl nachlassen will der Sündenbüchsen loß zu schießen? Diese Wahrheiten klärlich erscheinen aus der erschröcklich und Fästung glaubigen Histori, so der hocherläuchtester und höchst berühmter Mutter thut ihr beschreiben in seinen Buch von den Unkosten des erbauten Babilonischen Thurns: Als der Wunderthurn (so seine eigene Worth) schier biß ahn des Himmels Gehäuß fortgefürth worden, ist ohngefehr einem Handwercksmann ein Hamer aus der Hand gefallen. Dieser Hamer springt von erstgemelten Thurn, ist zwey und vierzig Jahr gefallen, biß er auf den Ertbothen gekommen ist — und was noch das größte ist, so ist der Stihl im wehrenten Fallen völlig in den Hamer verfaulet, bis er auf den Erdboten kommen ist. Hierüber glossiret gar schön der tiefsinnige Sinticus, da er also spricht: *Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas;* Spielt eßt und trinckt, nach dem Tott sehe, wo du hinkömst.

Derowegen (Epilogus) liebwerteste Zuhörer, berede doch daß Serviet eures Verstandes, auf das damit doch der Thau meiner so bald geschlossenen Bredig darauf falle! Lasset doch die Fassel meiner austrücklich und höchstwerthafften Worden in eure Hertzensbüsche einwurtzlen! Also wird geschehen, daß wir gantz getrost mit jener Stutzhenne bitten können: Ach liebste Mutter, ach bitte doch für uns arme Stutzhünner, das wir auch Schwentz bekommen wie andre Hünner, Amen. — Morgen Nachmitag wird ein gewönliches Zeichen gegeben werden mit den großen Wein- und Bierkrügen und dabey das löbliche Trieschackspiel gemacht werden, wozu Sie alle und jede höfflich eingelaten sein, solcher ehrsamen Companie beyzuwohnen. Amen.

Den 10. Appril pro 92 [d. h. 1792].

Aus einer fränkischen Liederhandschrift vom Ende des 18. Jahrh. (Münchner Cod. germ. 5290, H, S. 43). — Über ähnliche Predigtparodien vgl. ZfVk. 19, 175 und Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimms Märchen 3, 116. Ferner W. Oehl, Hochzeitsbräuche in Ostböhmen 1922, S. 131. Schweizer Archiv 20, 18. Revue des trad. pop. 24, 65.

Auf S. 77 derselben Handschrift steht eine ältere Variante der bei Oehl S. 132 gedruckten 'Litanei auf die bösen Weiber': „Du ungestimte Orgel besere dich...".

Berlin. Johannes Bolte.

Pfälzisches vom Alp oder Drückemännchen.

Als bei der Sammelarbeit für ein pfälzisches Mundartwörterbuch neben dem Namen Drückemännchen auch noch Drückermännchen und Mahr auftauchte, galt es die Frage zu klären, wo oder wie weit jene Formen verbreitet sind und ob noch andere Namen für die gleiche Sache gebraucht werden. Daher fragte der nächste Fragebogen auch: „Was erzählt man sich vom Drücke- oder Drückermännchen (Alpdrücken)?" um aus solchen Berichten Klarheit über das Wesen und seine Benennung zu erhalten. Aus genau 100 Orten — in über 400 waren die Bogen ausgesandt — der heutigen Pfalz und des zum Saargebiet geschlagenen Pfalzteiles wußte man etwas zu melden, oft nur einen Namen und seine Bedeutung, oft aber auch ausführliche Angaben über Wesen und Tätigkeit des Alps und über Mittel zu seiner Vertreibung, vielfach auch

Geschichten über bestimmte Fälle. Hier sei einmal zusammenfassend darüber Bericht erstattet. Zunächst gebe ich ein paar

Geschichten

wieder, wie sie von den Einsendern mitgeteilt wurden.

1. Meine Nachbarin erzählte: Als sie ihr erstes Kind bekam (vor rund 25 Jahren), sagte ihre Schwiegermutter: „Gib nur acht, 's G.-Nette (eine alte Frau, die ich noch sehr gut kannte und die als Hexe galt) wird das Kind bald unter ihren Krallen haben." Und wirklich hängerte (= wimmerte) das Kind die ganzen Nächte. Da ließ sie sich eine Osterkerze (= Kerzenrest der in der Kirche zu Ostern verbrannten Kerzen) holen. Die wurde dem Kinde in einem Säckchen auf die Brust gebunden. In der Nacht um zwölf Uhr sah sie dann selbst mit eigenen Augen, wie die Tür, die nur sehr schwer ging, sich auftat, dann aber mit großer Wucht zugeschlagen wurde. Gesehen hat sie aber niemand. Zugleich schrie die Ziege im Stall ganz fürchterlich. Von da an hatte das Kind aber Ruhe. (Mitgeteilt von Otto Blinn, Landwirt in Wiesbach.)

2. Gestern fragte ich meine Großmutter, was Alpdrücken wäre. Da erzählte sie mir: „Wenn man Alpdrücken hat, kommen kleine Männchen in die Stube. Die fliegen in dem Zimmer herum. Dann setzen sie sich auf die Brust des Schlafenden und drücken so fest, daß man nicht mehr atmen kann. Wenn sie es so ein Weilchen gemacht haben, gehen sie wieder durch das Fenster hinaus. Es sind Männlein mit einer langen Nase und langen Krallen, Krallen aber nur an der rechten Hand. Mit diesen Krallen kratzten sie mich und rührten das Blut im Leibe. Nach einer Weile kratzten sie wieder, bis noch eine halbe Stunde vergangen war. Dann gaben alle einen Schrei aus und verschwanden in der dunkeln Stube." (Mitgeteilt von Oberlehrer Nida in Zeiskam.)

3. Im Jahre 1875 lebte hier eine Frau, die vom Mahr befallen wurde. Das Alpdrücken kam oft am hellen Tage vor, und dann mußte sich die Frau ins Bett legen. Sie hat dann einen „schwarzen Butzen" gesehen, der auf sie zuflog, sich auf ihre Brust setzte und sie fast totdrückte. Mit Wasser und Wein wurde die Frau abgewaschen, damit sie wieder atmen konnte. Die Frau war bei vollem Verstande während des Anfalles, jedoch wie gelähmt und konnte kein Wort herausbringen. Die Alten sagten: „Der Mahr drückt." (Mitgeteilt von Lehrer Heinrich Cherdron in Ruppertsecken.)

4. Ein Kind erzählt mir, was es von seiner Großmutter über das Drückmännchen gehört hat. Ich gebe den Bericht fast wörtlich wieder:

a) Im Schlafhaus in B. logierte ein Mann, der auf der Hütte beschäftigt war. Als er von der Schicht kam und ins Schlafheim eintrat, merkte er schon, daß das Drückmännchen an ihm war. Er legte sich ins Bett und bat einen Kameraden, er möge sich zu ihm legen. Der tat es, legte sich hinten ins Bett, spürte aber vom Drückmännchen nichts. Als das Drückmännchen den armen Mann immer mehr plagte, wechselten sie um. Der Geplagte legte sich an die Wand, sein Kamerad vorn hin. Aber das böse Drückmännchen wich nicht; dem Armen tat es auf der Brust sehr wehe. Einige Augenblicke lang gab es wohl Erleichterung, nämlich dann, wenn das Drückmännchen zum Schlüsselloch hinausschlüpfte. Das dauerte aber nie lange; gleich kam es wieder, und die Qual des armen Mannes ging von neuem an. Da nahmen sie ein Leintuch, ein Zwirnröllchen und eine Schnur und machten so eine Art Vorhang über der Tür. Einer hielt die Schnur in der Hand. Ließ er sie gehen, so fiel das Leintuch herunter, dicht hinter dem Schlüsselloch. Als das Drückmännchen wieder zum Schlüsselloch hereinkam, ließen sie den Vorhang fallen. Da wurde das Drückmännchen davon bedeckt und war tot. Dann schmissen sie es zum Fenster hinaus. Da war es eine schwarze Katze. Als es morgens Tagglocke läutete, war es die Nachbarsfrau.

b) Der Bauer N. J. kam einmal abends spät heim von der Wirtschaft. Aber seine Frau hatte die Haustüre fest verschlossen und machte nicht auf. Da legte er sich in eine Ecke und schlief ein. Auf einmal bekam er keine Luft mehr und fing an, schrecklich zu schreien. Da machte seine Frau auf. Von da an ging er keinen Sonntagabend mehr fort, und auch an Werktagen sah man ihn nicht mehr in der Wirtschaft.

c) Aber nicht bloß Menschen quält das Drückmännchen. Ein Bauer hatte ein Füllen von einem Jahr, das ganz allein in einem Stalle war. Deshalb wurde es auch nicht angebunden, konnte sich also im Stalle frei bewegen. Oft, wenn der Bauer morgens in den Stall kam, stand das Tier zitternd und schweißtriefend da. Flecken weißen Schaumes klebten am Fell, und im Stall sah es aus wie in einer Reitbahn. Das Drückmännchen hatte das Füllen die ganze Nacht im Stall im Kreise herumgeritten bis zur völligen Erschöpfung. Regelmäßig waren dann auch die Mähnenhaare zu unzähligen kleinen Zöpfchen verflochten oder, besser gesagt, verfilzt und waren mit Striegel und Bürste fast nicht mehr auseinanderzubringen. (Mitgeteilt von Lehrer Henrich in Niedergailbach.)

5. Vom Drückemännchen wird aus zweierlei Anlaß gesprochen: einmal wenn im Schlaf, insbesondere beim Liegen auf dem Rücken, diese beklemmenden Angstzustände mit Atemnot auftreten, und dann, wenn einem nachts an irgendeiner im Volksmund verrufenen Stelle dieses Drückemännchen auf den Rücken springt und würgt und erst nach einer gewissen Zeit wieder abspringt.

a) So soll an der Kaiserstraße von Limbach nach Homburg nachts zwischen 12 und 1 Uhr in der Nähe der Bliesbrücke eines auf einem Randstein sitzen, das dem einsamen nächtlichen Wanderer auf den Rücken springt und wie ein ungeheueres Gewicht ihn beschwert und drückt. An der Bliesbrücke springt es übers Geländer mit teuflischem Gelächter in die Flut. Dieses Drückemännchen soll die Seele eines Bauaufsehers sein, der zur Zeit Napoleons I. beim Bau der Kaiserstraße hier den Brückenbau leitete und die Arbeiter mit unmenschlicher Grausamkeit behandelte.

b) In meiner Heimat Herschweiler-Petersheim spielt das Drückmännchen in einer Sage vom Goldfeuerchen eine Rolle, wo ein in der Nacht Heimkehrender über einen weit vom Dorf entfernten und etwas im Geruch des Unheimlichen stehenden Gemarkungsteil kam. Er hätte schon gern ein Pfeifchen angesteckt, wenn er Feuer gehabt hätte. Da sieht er an einer Stelle Glut leuchten und denkt: „Es wird der Rest von den Hirtenbuben ihrem Feuerchen sein.“ Er stopft sein Pfeifchen und geht zur Stelle, um sich ein Stückchen Glut aufzulegen. Da merkt er erst, daß rund um das Feuerchen kleine Geistermännchen sitzen. Er nimmt aber, ohne ein Wort zu sagen, ein Bröckchen und will weitergehen. Da springt ihm ein Männchen auf den Rücken, und er läuft ohne zu schreien rasch los, so gut es geht, bis das Männlein wieder abspringt. Daß er nicht gesprochen und geschrien, war sein Glück, sonst hätten ihm die Kobolde oder der Kobold den Hals umgedreht. Zu Hause legt er sein Pfeifchen in die Tischschublade. Am nächsten Morgen ist im Pfeifchen ein Goldbröckchen. (Mitgeteilt von Oberlehrer Fell in Einöd-Ingweiler.)

6. a) Es gingen einmal Herr K. und Herr S. aus N. von Bobenheim am Berg nach Hause. Als die beiden die Kühtrift heraufschritten, fing Herr K. an zu stöhnen und zu keuchen. Sein Begleiter fragte nach der Ursache. Der andere erwiderte nur: „Ach, ich hab' so schwer ze trage!“ und seufzte weiter. Am Ende des steilen Bergpfades angelangt, setzte sich K. nun erleichtert auf den Boden und fragte seinen Genossen: „Hast du nicht den Mann gesehen, den ich auf meinem Rücken den Berg herauf tragen mußte?“ Der andere sagte: „Nee(n)“, und sah mit Schrecken, wie K. abgehetzt und erbleicht zur Erde fiel. Entsetzt eilte S. zur nahen Wirtschaft, holte einige Männer zur Hilfe. Sie rieben den schon steif gewordenen Mann, doch ohne Erfolg. Sie trugen ihn zur nahen Wirtsstube und setzten ihre Versuche ihn ins Leben zurückzurufen fort, doch vergebens. Noch in derselben Stunde war K. eine Leiche. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

b) Eines Abends ging ein Pastor in Begleitung eines Leiniger Bürgers die Kühtrift herauf. Der Pastor fing bald an zu stöhnen und zu ächzen wie eine Dampfwalze, so daß sich sein Begleiter besorgt nach seinem Befinden erkundigte. Doch der Pastor blieb jede Antwort schuldig und stöhnte den Weg entlang weiter. Endlich am Ende blieb er stehen, atmete erleichtert auf und fragte seinen Begleiter, ob er den „Mann“ nicht gesehen hätte. Auf dessen erstauntes „Nein“ sagte der Pfarrer: „Ich habe den ganzen Weg entlang einen schweren Mann auf den Schultern getragen.“

c) Wenn jemand früher vom Nackterhof nach Neuleiningen ging, so sprang den Leuten ein Mann auf die Schultern. Diesen mußten sie bis an den Siebenmorgenweg tragen. Dort verschwand er wieder. (Mitgeteilt von Lehrer Sprißler in Neuleiningen.)

7. In Trippstadt im Oberdorf am obersten Brunnen haben einmal Leute gewohnt, zu denen jeden Abend das Drückmännchen kam. Und wenn sie zu Nacht essen wollten und es war noch nicht da, hieß es jedesmal: „Wir können noch nicht essen, das Drückemännchen ist noch nicht da." Auf einmal saß es auf dem Tisch; es war keine Katze, es war kein Kind; man kann nicht richtig beschreiben, wie es aussah. Wenn es dann mitgegessen hatte, war es auf einmal wieder hinweg, ohne daß man gemerkt hätte, wo es hingekommen wäre. Aber dann konnten die Leute ruhig schlafen gehen. (Von mir selbst in Trippstadt aufgenommen.)

Faßt man zusammen, was nicht bloß aus diesen Erzählungen sondern allen Einsendungen über

Wesen und Entstehung des Alptraumes und verwandter Erscheinungen

mitgeteilt wird, so ergibt sich zunächst einmal ungefähr das typische Bild des Alptraumes (vgl. „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" 1,281): der in Atemnot befindliche Schläfer glaubt sich von einem Wesen in tierischer oder menschlicher oder dieser nahekommender kobold- oder hexenhafter Gestalt auf der Brust gedrückt, belastet oder am Halse gewürgt bis zur Erstickungsgefahr, vermag sich aber zunächst nicht zu rühren oder einen Laut von sich zu geben, bis endlich eine Bewegung oder ein Aufschrei oder auch die Nässe des aus dem geöffneten Mund ausfließenden Speichels zum Erwachen oder zum traumlosen Weiterschlafen führt. In jenem beklemmenden Zustand fühlt man hochgradige Angst und erwacht daher oft ganz schweißgebadet und mit emporgesträubtem Haar. Auch Ächzen, Stöhnen, Umsichschlagen, das man an anderen Schläfern beobachtet, wird dann als Anzeichen der Alpeinwirkung gedeutet.

Ursache der Atemnot kann eine das Atmen behindernde Lage sein, z. B. auf dem Rücken mit zurückgebeugtem Kopf oder Beengung durch Betteile oder Kleidungsstücke, auch Krankheit wie Asthma oder Herzleiden, endlich Magendruck infolge Überladung oder die kurz vor dem Schlafen eingenommene Mahlzeit.

Besonders bemerkenswert ist aber — so in den Erzählungen Nr. 3, 4a, 5a b, 6a b c

1. daß bei dem, der an den Alp glaubt, auch asthmatische Anfälle am hellen Tage und bei vollem Bewußtsein entsprechende Vorstellungen und Visionen auslösen können und

2. daß auch die beim Bergangehen auftretende Atembeengung als Wirkung des Alps aufgefaßt wird, der hier den Rücken, die Schultern oder das Genick des Geplagten belastet; in Erzählung 6a endigt dies mit dem Tode des Betroffenen durch Schlagfluß. Mindestens die Hälfte aller Mitteilungen bezieht sich auf diese Tätigkeit des Alps.

Benennung der Erscheinung.

Neben ganz unbestimmten Namen wie „'s Dricke" (das Drücken), „'s Herzdricke" (das Herzdrücken) für den Zustand, oder Mann, Männchen für den Alp, treten besonders zwei Namen weitaus am häufigsten auf, „Drick-, Dricke- oder Drickermännche oder -männel" (Drücke- oder Drückermännchen oder -männlein) in der westlichen und nördlichen Pfalz und Alpdrücken in der Ost- oder Vorderpfalz, wenn auch im Grenzgebiet oft beide Namen nebeneinander oder ineinander eingreifend erscheinen; die Grenze verläuft ungefähr als eine Gerade von Südwest nach Nordost und liegt in ihrem Südteil östlich von Pirmasens, in ihrem Nordteil westlich von Bad Dürkheim, um sie nach bekannteren Orten anzugeben. Ganz im Norden gegen die pfälzisch-hessische Grenze hin tritt „Mahr" auf, im äußersten Südwesten Erd- oder Erdenmännchen, in der Vorderpfalz endlich noch „Bibermännel", d. i. -männlein (in Herxheim bei Landau), Wiedenmännlein (mundartlich „Wiedemännel", in Wollmesheim bei Landau) und „Schlätzel" (als Neutrum, in

Rheinzabern zwischen Germersheim und elsässischer Grenze). Bibermännlein dürfte wohl zu deuten sein als Männlein, das so haarig ist wie der Stoff Biber, Wiedenmännlein als Männlein, das einem mit einer Wiede, d. i. einem aus Reisern gedrehten Strang, die Kehle zuschnürt — im Kreise Saarlouis heißt nach der „Saarländischen Volkskunde" von Fox bloß der Kobold so, der sich dem nächtlichen Wanderer auf den Rücken setzt — und das „Schlätzel" als Schletzlein, von ahd. slezo (= incubus).

Wer ist der Alp? Wie sieht er aus?

Zumeist wird er, wie schon die vorwiegenden Namen besagen, als Mann oder Männchen gedacht, selten werden nähere Merkmale angegeben, etwa alt, eine lange Nase, Krallen an der rechten Hand. Oft heißt es nur allgemein, das Drückemännchen sei eine Person, häufig eine als Hexe verschriene, meist schlechtweg: eine Hexe. Auch kann hinter dem Männchen ein schon verstorbener Mensch stehen, wie in Erzählung 5a ein Bauaufseher aus der Zeit Napoleons I. Doch können solche Menschen auch Tiergestalt annehmen, etwa die einer schwarzen Katze oder eines großen schwarzen Hundes. Auch als ein nicht näher bezeichnetes „Tier" wird der Alp aufgeführt oder als Teufel, böser Geist oder Gespenst, die nicht näher beschrieben werden, oder noch vager als „schwarzer Butzen" (Erzählung Nr. 3); endlich kann die verstorbene Geliebte in ihrer leiblichen Gestalt den schlafenden Geliebten drücken, oder das Wesen erscheint als etwas, das nicht Katze und nicht Kind und überhaupt nicht näher zu kennzeichnen ist.

Das Tun und Treiben des Alps.

Er kommt gern in den Nächten von August bis März, wenn die Nebel im Tale ziehen, besonders vor Eintritt von Regenwetter; am häufigsten sucht er jüngere Leute, ferner Wöchnerinnen und ältere Frauen heim. Meist geht er durchs Schlüsselloch ein und aus, aber auch durchs Fenster, fliegt zuweilen erst eine Weile im Zimmer umher, ehe er sich an sein Opfer macht, kriecht einmal langsam über die Bettdecke heran, packt ein andermal den Schläfer ganz unerwartet an, setzt oder legt sich ihm auf die Brust oder die Kehle oder würgt den Schlafenden am Hals, macht ihm auf jeden Fall „eng" (d. h. verursacht Atemnot), kratzt dabei manchmal mit den Krallen und „rührt damit das Blut im Körper", daß man in Schweiß gerät, bis das „Herzwasser" aus dem Munde läuft oder der Kobold sonst merkt, daß der Schläfer aufwacht; dann verläßt er auf dem schon genannten Wege das Zimmer oder schrumpft bis zum Nichts zusammen — daher in Herxheim die Redensart „zammeschrumble wie e Bibermännel" (zusammenschrumpfeln wie ein Bibermännlein) — oder er wird von dem Dunkel spurlos verschluckt.

Aber der Alp hängt sich auch, vorzugsweise in der Nacht, doch auch am hellen Tage, besonders an verrufenen Stellen und auf bergan führenden Wegen, dem Wanderer auf den Rücken oder setzt sich ihm auf die Schultern oder ins Genick und schnürt ihm den Hals zu oder macht sich so schwer, daß das Schleppen dieser Last Keuchen und Ringen nach Luft und Schweißausbruch zur Folge hat, oft gar den Tod durch Herzschlag. Während bei einem Anfall im Schlafe ein Schrei Erlösung bringt, hat hier Schreien oder Sprechen möglicherweise die Folge, daß der böse Geist seinem Opfer den Hals umdreht.

Der Nachtalp plagt vielfach auch kleine Kinder, so daß sie wimmern oder keuchen und am Morgen blaue Flecken haben, oder er saugt ihnen an den Brüstchen, daß sie aufschwellen. Besonders gefährdet sind unbewachte Kinder, die noch nicht getauft sind.

Endlich reitet er Nächte lang Pferde im Stalle, daß man sie am Morgen völlig erschöpft, schweißtriefend und zitternd antrifft, dazu mit zu unzähligen Zöpfchen verflochtenen oder gänzlich verfilzten Mähnen, die kaum zu entwirren sind.

Gegenmittel.

Sorgfältiges Schließen und Verstopfen von Türen und Fenstern, insbesondere auch des Schlüsselloches, Anmalen eines Kreuzes oder Drudenfußes an die Tür verwehrt dem Plagegeist den Zutritt zum Schlafraum. Dadurch kann man ihn sich

günstig stimmen, daß man ihn an der Abendmahlzeit teilnehmen läßt. Ist er an einen Schläfer geraten, dann soll man diesen beim Namen rufen oder Licht machen — daher stellte man früher gern eine brennende Kerze unter einen umgestülpten Tonkrug, um gleich Licht zu haben — oder der Befallene soll durchaus versuchen sich nur einmal zu regen oder zu schreien. Bei Anfällen, die erfahrungsgemäß länger dauern oder rasch aufeinanderfolgen, bringt Abwaschen mit Wasser oder Wein Erleichterung; kleine Kinder rückt man vor die geöffnete Tür, damit sie Luft bekommen und sich wieder erholen. Bindet man den Rest einer zu Ostern in der Kirche verbrannten Kerze auf die Brust, dann scheucht das den Alp zurück; auch der Segen des Priesters kann Heilung bringen, und ein über den Alp geworfenes Leintuch tötet ihn. Gelingt es, ihm den Austritt aus dem Raume zu versperren, dann vermag man ihn auch zu schlagen oder gar umzubringen und so Ruhe zu erhalten.

Bringen diese Ergebnisse einer Umfrage auch nicht viel wesentlich Neues, so sind sie doch für die Pfalz wahrscheinlich die erste zusammenfassende Darstellung. Auf jeden Fall behalten sie dadurch ihren Wert, daß sie zu einer Zeit Material zusammentrugen, wo — das betonen die meisten Einsendungen — die heutige Generation nicht mehr an das Drückemännchen glaubt, ja zumeist nicht einmal mehr etwas von ihm weiß.

Kaiserslautern. E. Christmann.

Ein Mittel, Schätze zu entdecken.

(Mit 2 Abbildungen.)

In einem der französischen apokryphen Albertus-Bücher, den „Secrets merveilleux de la magie naturelle et cabalistique du Petit-Albert, traduits sur l'original latin intitulé: Alberti Parvi Luici Libellus de mirabilibus naturae arcanis; enrichis de figures mystérieuses avec la manière de les faire. Nouvelle édition, corrigée et augmentée; in —18, 176 pages. Lyon (Paris), chez les héritiers de Beringos fratres, à l'enseigne d'Agrippa, S. D." steht folgendes Mittel (révélé par Cardan) zur Entdeckung verborgener Schätze[1]): „Il faut, dit-il, avoir une grosse chandelle composée de suif humain[2]), qu'on se procure dans les amphithéatres des hôpitaux où l'on étudie l'anatomie, et qu'elle soit enclavée dans un morceau de bois de coudrier fait en la manière

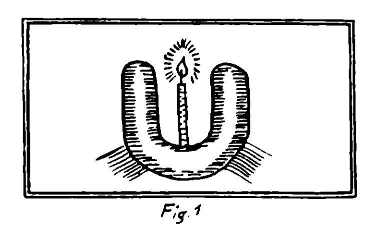


Fig. 1

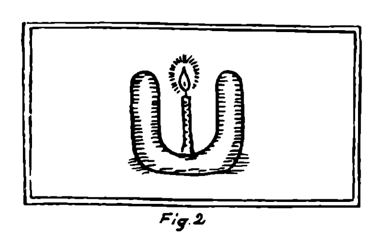


Fig. 2

qui est représentée dans la figuré suivante, et si la chandelle étant allumée dans le lieu souterrain, y fait beaucoup de bruit en pétillant avec éclat, c'est une marque qu'il y a un trésor en ce lieu, et plus on approchera du trésor, plus la chandelle pétillera, et enfin elle s'éteindra quand on sera tout à fait proche. Il faut avoir d'autres chandelles dans des lanternes, afin de ne pas demeurer sans lumière. Quand on a des raisons solides pour croire que ce sont des hommes défunts qui gardent les trésors, il est bon d'avoir des cierges bénits au lieu de chandelles communes, et les conjurer

[1]) Ch. Nisard, Histoire des livres populaires (1864) 1, 170; J. Collin de Plancy, Dictionnaire infernal (1850) S. 128; Ducret, Le breviaire du devin et du sorcier (Paris, Garnier Frères) S. 94f.

[2]) Bei Ducret: Suif rouge.

de la part de Dieu de déclarer si l'on peut faire quelque chose pour les mettre en lieu de bon repos, et il ne faudra jamais manquer d'exécuter ce qu'ils auront demandé."

In der Tat gibt Hieronymus Cardanus, der bekannte Mailänder Arzt des 16. Jahrh., der sich viel mit magischen Experimenten beschäftigte, dieses Mittel[1]): „*Thesaurorum inventio.* Primi generis est, quod referunt candelam ex seuo humano accensam, delatamque loco ubi thesauri reconditi sint, strepitu illos detegere, inde etiam dum proxima fuerit extingui. Quod si uerum est, ex sympathia contingit: seuum enim ex sanguine, sanguis autem sedes animae atque spirituum, quae ambo cupiditate auri et argenti, dum homo uiuit, tenentur, et ob id etiam sanguinem perturbant. Itaque uelut in coriis arietis atque lupi antipathia uiget, quanquam mortuis: ita hîc sympathia." Doch fehlt hier die Figur. Diese steht seltsamerweise in ganz anderem Zusammenhang[2]) (Fig. 2):

„*Vitrum uas duplicatum.* Jucundum etiam est uas duplici uitro conficere, ut a latere uides: in medio candela ardet: inter uitri superficies, aqua aut humor uarius ac perspicuus ponitur: ita et splendor duplicatus, et mira colorum uarietas interlucet. Quidam autem in medio pisciculos inter uitri superficies collocarunt, auicula modo pisciculos mirabatur, modo rostro petere nitebatur. Licet multiplices candelas, et lumina, et uasa, humoresque iungere, ut res fiat."

Der Sachverhalt wirft ein interessantes Licht auf die unverfrorene Art, mit der die Zauberbücher fälschen. Aus dem Doppelglas Cardans, das einem harmlosen optischen Kunststück dient, ist ein Stück Haselholz geworden, eine Wünschelrute in der Form des Zwieselzweigs, an die der Fälscher bei Cardans Abbildung offenbar erinnert wurde. Er hat dann die beiden Anweisungen einfach vertauscht, die gar nichts miteinander zu tun haben, und die Figur zu dem anderen Text gestellt.

Luxemburg. Adolf Jacoby.

Eine baskische Variante zum Märchen von der goldenen Gans.

Der schriftstellerisch eifrig tätige Pfarrer Mr. Barbier zu St.-Pée-sur-Nivelle im laburdischen Sprachgebiet — selbst allerdings aus dem niedernavarrischen stammend — trägt seit Jahren, besonders in der Zeitschrift 'Gure Herria' (= Unser Land), auch volkstümliche Erzählungen, Märchen usw. unter dem Titel: Ichtorio Michterio vor, wobei ichtorio natürlich das romanische Lehnwort, michterio eine im Baskischen beliebte Doppelung mit anlautendem m- ist, die der Anklang an das Wort mystère noch geeigneter zum Titel einer Märchensammlung macht (wie mir das Herr Barbier selbst andeutete). Eine Sammlung ist nun endlich in Buchform erschienen (Bayonne 1919. VIII, 86 Seiten), die erste größere Sammlung volkstümlicher baskischer Prosatexte seit Cerquands nie genanntem, wie es scheint, völlig, aber sehr mit Unrecht vergessenem, freilich auch sehr seltenem Buche. Da sie mit französischer Übersetzung versehen ist, brauche ich nicht näher auf ihren Inhalt einzugehen; sie ist, auch durch ihre sorgfältige Zeichensetzung, ein sehr empfehlenswertes Hilfsmittel für die Erlernung der Sprache. Das Märchen, das ich hier ins Deutsche zu übersetzen versuche, ist in einem kleinen baskischen Kalender für 1929, Gure Almanaka (ohne Druck- und Verlagsort), S. 29—33, natürlich da ohne französische Übersetzung, erschienen, unterzeichnet J. B., unter der Überschrift Ichtorio Michterio. Der Text bietet, wie die meisten baskischen Texte, nach meinem Eindruck manche Schwierigkeiten; doch wird die Übersetzung annähernd richtig sein, zumal ich für dunkle Ausdrücke mir auch Rat bei geborenen Basken holen konnte. Allerdings von der Mannigfaltigkeit des Wortschatzes in den verschiedenen Mundarten kann man sich schwer eine Vorstellung machen; und sie zu bewältigen, gibt es meines Wissens kein Mittel.

---

[1]) De varietate rerum (Edit. Basel 1581) S. 1038.

[2]) a. a. O. 1012.

Dic lachende Prinzessin[1]).

Einmal war des Königs Tochter krank, und niemand konnte sie heilen. Alle Ärzte, Wahrsager und Hexen gingen ärgerlich, weil immer vergebens, wieder fort. Es gab kein Heilmittel für das Mädchen. Und alle Tage mehr bekümmert, niemals lachend, immer betrübt, wanderte sie erschöpft dem Grabe zu.

Da ließ der König, da er nicht mehr wußte, woran sich halten, verkünden, er würde seine Tochter mit dem verheiraten, der dieses Mädchen einmal zum Lachen bringen würde.

In einer kleinen schlechten Hütte lebten drei Brüder. Als sie die Aufforderung des Königs erfuhren, faßten sie den Entschluß, sie müßten doch sehen, ob sie nicht auf irgendeine Weise die Kranke zum Lachen bringen könnten.

Der Älteste nimmt also einen Korb mit ganz roten Äpfeln gefüllt mit sich und zieht los. Wie er so auf dem Wege geht, sieht er eine alte Frau, eine Hexe, die in ein Hexenloch gefallen, auf keine Weise aus diesem Loche herauskommen konnte. Die Alte schrie nach ihm, indem sie um Hilfe bat. Unser Bursch beachtete sie nicht im geringsten und geht seines Weges. Er tritt in das Schloß des Königs; man führt ihn vor die Kranke. Die Kranke betrachtet die schönen Äpfel und wirft sie sogleich mit beiden Händen fort, indem sie noch betrübter als sonst immer ist.

Der zweite Bruder nimmt einige sehr schöne Blumen und bringt sie zum Schloß. In demselben Hexenloch sieht auch er die Alte. Aber er beachtet sie nicht mehr als der älteste und geht seines Weges. Wie er im Schloß ist, bietet er seine schönen Blumen der Kranken an. Aber ohne sie auch nur im allergeringsten zu beachten, wirft die junge Prinzessin sie sogleich weg.

Ohne irgend etwas mit sich zu nehmen, macht sich dann der jüngste Bruder auf den Weg. Wie sie aus dem Hexenloch um Hilfe bittet, sieht er die Alte und zieht sie sogleich heraus. Ganz vergnügt, beginnt zu ihm die Hexe: „Welchen Lohn soll ich dir jetzt dafür geben? Du willst dein Glück machen?“ „Will ich das etwa nicht? Ich bin deshalb vom Hause fortgegangen mit der Absicht, die Königstochter zum Lachen zu bringen, um sie dann zu heiraten.“ „Da nimm also dies schwarze Lamm. Nimm es mit dir und halt es immer fest, tausche es gegen nichts ein und laß es nicht ein einziges Mal aus den Händen!“

Sein Lamm in den Armen, wandert also der junge Bursche und kommt abends in ein Gasthaus in der Stadt des Königs. Er bittet um ein Bett, um die Nacht dort zu verbringen. Aber man antwortet ihm, daß man keinen Platz habe, und daß er zum Haus des Herrn Pfarrers gehen solle, wo er alles, was er brauche, haben würde. Er geht also in demselben Aufzug zum Hause des Pfarrers und, wie gesagt, nimmt ihn die Köchin des Pfarrers sehr gut auf: an Streu und Futter würde das Lamm alles Nötige haben, sie würden es in den Schweinestall sperren, und ihm selbst ein Zimmer geben. Er sagt: „Nein; er müsse das Lamm bei sich haben.“ Der gute Priester erstaunt, aber unserBursche ist hartnäckig. Schließlich, da er ein bißchen dumm schien, billigten sie ihm alles zu, und jeder geht in sein Zimmer, der junge Bursche immer mit seinem Lamm in den Armen.

Gegen Morgen indessen hielt es der Herr Pfarrer nicht mehr aus und wollte etwas Neues von dem geheimnisvollen Lamm wissen. Zuerst sah er durch das Schlüsselloch, aber er konnte nichts sehen. Leise, leise, ohne das geringste Geräusch geht er dann in das Zimmer. Der Bursche schlief gut, sein Lamm immer in den Armen. Der Pfarrer griff dem Lamm nach einem Ohre. Das Tier fängt an zu blöken, der Bursche erwacht, der Priester erschrickt und will die Flucht ergreifen. Aber — er kann das Ohr des Lammes nicht loslassen. „Komm, komm!“ schreit er da heftig. Auf dies Geschrei erwacht und kommt schnell die Köchin, die Haare noch in Unordnung, ein großes Loch mitten in dem in der Eile angelegten schlechten Rock. In der Absicht, ihrem Herren zu helfen, faßt sie nach dem anderen Ohr des Lammes

---

[1]) Vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den KHM. 2, 93. Nr. 64 'Die goldene Gans'.

und kann es nicht mehr loslassen. Der Bursche zieht an dem Lamm, an dem Lamm ziehen auch der Pfarrer und die Köchin, und alle drei gehen zusammen hinaus. Wie sie durch den Garten gehen, nimmt die Köchin, über sich beschämt, ein großes Kohlblatt und legt es auf ihre Rückseite, um das Loch des Rockes zu bedecken. Und sie ziehen voller Stolz durch die Stadt zum Schlosse. Und da bemerken drei Ziegen, die auf dem Rande des Weges zu ihnen kommen, das Kohlblatt und haben Verlangen danach. Kaum haben sie es berührt, so bleiben sie daran hängen und ziehen dann stoßend mit, mit Köchin, Priester, Lamm und Burschen. Weiter, da gerade ein Bäcker aufgestanden war und dort an der Tür stand, schreien sie ihm zu: „Komm bitte und mache uns los!“ Der Bäcker kommt und hängt selbst fest. Sie sehen einen Schmied in seiner Schmiede und kommen zu ihm und rufen: „Du bist ein starker Mann, komm uns losmachen!“ Der Schmied kommt schnell und hängt auch selbst fest. Etwas weiter, die Besen in den Händen, klatschen zwei Frauen. Wie sie diese ganze Kavalkade lärmend kommen sehen, fangen die beiden alten Weiber an zu lachen. Die Köchin ruft ihnen zu: „Anstatt so zu lachen, tätet ihr besser, wenn ihr kämet uns loszumachen.“ — „Losmachen? Da! Da!“ Und mit ihren Besen fangen sie an, die lange Schnur von Menschen und Tieren zu schlagen. O je! Die Besen hängen beim ersten Schlag fest und ihre Herrinnen dann an den Besen. An einer Ecke kam, hinter einem Hunde und an ihn festgebunden, ein Blinder. Wie der Hund zornig an unserer Tanz-Kette vorüberkommt, fängt er an zu bellen, nach den alten Weibern schnappend. Sogleich hängt er da auch fest, und der Blinde dann mit ihm. Und so wälzen sie sich immer näher zu dem Schlosse des Königs.

Da die Königstochter nicht schlafen konnte, war sie schon lange aufgestanden. Wie immer betrübt, befand sie sich halb liegend hinter einem großen Fenster des Schlosses. Wie sie jene aneinander festhängend in einem stampfenden Schnur-Tanz kommen sieht, den jungen Burschen, das Lamm, den Priester, die Köchin, das Kohlblatt, die Ziegen, den Bäcker, den Schmied, die beiden Weiber, den Hund, den Blinden, fängt die arme junge Königin an sehr zu lachen. Und sie kann nicht mehr aufhören zu lachen, wie eine Tolle lacht sie immerfort. Der König stürzt herbei, zuerst war er vergnügt, das erstemal seine Tochter so lachen zu sehen, anstatt wie früher. Aber dann wieder erschrak er voll Furcht, daß sie nicht mehr aufhören könnte zu lachen. Und er geriet schnell in roten Zorn gegen die Leute, die immer vor dem Schlosse herumstampften, weil sie seine Tochter verrückt gemacht hätten. Er gab den Befehl, alle zu töten, und die Soldaten kamen schon schnell, die Säbel in der Faust. Mit einem Male machte der junge Bursche plötzlich halt, und alle, die schnell hinter ihm kamen, stolperten übereinander, waren aber dann auch voneinander getrennt. Und dann befahl er mit lauter Stimme der Königstochter: „Damit genug!“ Das Lamm fing an zu blöken, und die Königstochter hörte mit ihrem blöden Lachen sogleich auf. Mit einem Male war sie für immer gesund und sehr lieb.

Noch vor Ablauf eines Monats heiratete, wie der König versprochen hatte, die Prinzessin den jungen Burschen, und sie hatten viele Kinder.

Bidarray (Basses-Pyrenées). Ernst Lewy.

Ein Flachssegen.

E. Schnippel berichtet in dieser Zeitschrift (37, 31) aus Meseritz in der Ostmark, daß die Burschen beim Fastnachtsspießlaufen einen Spruch aufsagen, der dem Flachs hohes und schönes Wachstum wünscht. Auch einen Segen für das Gedeihen des Flachses, der bei uns Haar heißt, bedeutet ein Brauch in Südtirol um die Weihnachtszeit.

In den Seitentälern Antholz und Gsieß im Pustertal wird am Vorabend vor Dreikönig ungefähr um 4 Uhr nachmittags das traditionelle „heilige Mahl“ mit der Hausräucherung gehalten. Wenn die ganze Familie und die Gäste in der Stube beisammen sind, kommt der Hausvater mit der Glutpfanne; alle halten der Reihe nach Hut oder Kopftuch zuerst dicht über die rauchende Glut und dann hoch empor.

Die Erwachsenen heben die Kinder auf, daß diese mit dem Kopf am Oberboden anstoßen, und indessen rufen alle: „Haar lang, Haar lang, hoch auf, hoch auf, so lang muß der Haar wachsen!" Wenn dann die Hausräucherung und das „heilige Mahl" vorbei sind und die Nacht gekommen ist, beginnt das „Haar-lang-Fahren". Die Männer nehmen einen großen Schlitten, der älteste Sohn des Hauses oder der Großknecht hat die Führung. Vor Zeiten gingen auch die weiblichen Hausleute mit, und die Wanderung führte zwei Stunden weit auf den Berg. Heute ist der Weg kürzer, aber immer noch wird in größter Eile heruntergefahren und dabei laut gerufen: „Haar lang, Haar lang, noch länger, noch länger!" Je eiliger die Fahrt und je lauter das Rufen, um so besser wächst nach dem Glauben der Leute der Flachs.

In der Gemeinde Pfalzen bei Bruneck besteht das „Haar-lang-Fahren" auch noch am gleichen Tag, aber das Rufen ist seit ungefähr 50 Jahren nicht mehr im Brauch. In Stilfes bei Sterzing am Brenner ist das „Haar-lang-Fahren" am Dreikönigstag selbst. Das Rufen unterbleibt, doch auch dort tun Erwachsene mit, die sonst nie mit dem Schlitten fahren[1]).

Bressanone-Brixen. Hermann Mang.

Das St. Peters-Spiel.

(Mit 1 Abbildung.)

Unter den merkwürdigen schwedischen Runenkalendern oder Primstäben des 17. und 18. Jahrhunderts enthalten viele, und zwar meist neben (d. i. am quergehaltenen Stabe über oder unter) dem üblichen Täfelchen der Sonntagsbuchstaben im 28 jährigen Zyklus, eine auf den ersten Blick sehr auffallende Reihe von senkrechten Strichen und liegenden Kreuzen, seltener Punkten, die mit dem Kalender oder auch nur mit der Zeitrechnung im allgemeinen, den bäuerlichen Jahresbeschäftigungen, dem Kirchenjahr usw. offenbar gar nichts zu tun hat[2]). Die meisten skandinavischen Erklärer des alten Bauerngerätes lassen jedoch gerade mit Bezug auf diese Reihe im Stich, nur der gelehrte Professor Samuel Krook in seinem Swenskt åg Runskt Calendarium, Upsala 1690, und der Mathematiker Martin Strömer, Underwisning, ebda. 1748, tun derselben kurz Erwähnung, wonach denn auch G. Stephens sie als ein auch sonst nicht unbekanntes altes Rätsel- oder Abzählspiel und Lieblingsspiel der schwedischen Bauern, nämlich das St. Peters-Spiel (schwed. Sankt Päders Lek, dän. auch den partiske benaadning, d. h. die parteiische Begnadigung, engl. Saint Peter's lake) bezeichnet.

Es wird folgendermaßen eingekleidet: St. Peter fährt eines schönen Tages zur See; es erhebt sich jedoch ein heftiger Sturm, und schließlich erklärt der Steuermann, es müsse die Hälfte der dreißig Passagiere über Bord geworfen werden, um das Schiff und die übrigen Passagiere zu retten. Nun sind auf dem Schiffe 15 Christen und 15 Juden, und Petrus, ein ebenso guter Christ als Rechner, sucht daher die Sache so einzurichten, daß seine Glaubensgenossen beim Überbordwerfen verschont bleiben. Man verabredet, daß alle sich in einer Reihe aufstellen und dann jeder neunte Mann über Bord geworfen und mit dem Zählen am Schluß jedesmal von vorn angefangen werden soll, bis nur noch die Hälfte übrig ist. Und richtig, Petrus bringt es fertig, Juden und Christen in solcher Reihenfolge aufzustellen, daß schließlich alle Christen glücklich am Leben bleiben! Es fragt sich nunmehr: wie hat er Christen und Juden geordnet?

---

[1]) Vgl. H. Mang, Unsere Weihnacht. Innsbruck 1927, S. 119. 124.

[2]) S. u. a. G. Stephens, The Old-Northern Runic Monuments etc. London and Köbenhavn, 1866ff., Fol., p. 872ff.; E. Schnippel, Über einen Runenkalender des Großherzoglichen Museums zu Oldenburg, 1883 (auch als Heft IV der Berichte des Oldenburg. Landesvereins für Altertumskunde erschienen), S. 54f. u. Taf. II, und H. F. Morland Simpson, The Southesk and other Rune Prime-Staves, Edinburgh 1892 (Procedings of the Society of Antiquaries of Scotland, vol. XXV), p. 286f. u. Fig. 1, p. 257, 4 p. 289, 5 p. 297, letzterer mit der Zeichnung

Die Lösung, die immerhin einigen Scharfsinn erfordert, ist enthalten in dem versus memorialis

„Populeam virgam mater regina ferebat,“

in welchem nämlich die Vokale a e i o u ihrer alphabetischen Reihenfolge gemäß = 1 2 3 4 5 gesetzt werden — wenn man jedesmal abwechselnd eine Anzahl Christen und Juden, angedeutet durch Kreuze und Striche, so aufstellt, wie die Vokale jenes Spruches diesem Zahlenwerte entsprechend angeben. Man erhält dann nach den Vokalen

o u e a i a a e e i a e e a

zuerst 4 ×, d. h. 4 Christen, dann 5 I, d. h. 5 Juden, 2 ×, 2 Christen, 1 I, 1 Juden usw., zusammen

× × × × I I I I I × × I × × × I × I I × × I I I × I I × × I,

mithin 15 Christen und 15 Juden: die Probe lehrt, daß Petrus richtig gerechnet hat. Daß die Kreuze Christen, die Striche Juden bezeichnen, beruht wohl von Haus aus auf der Anlehnung an griechisches X und I (Χριστιανοί und Ἰουδαῖοι); nachdem der ursprüngliche Sinn vergessen war, ward jedoch die Bezeichnung auch gelegentlich vertauscht, so daß die Christen durch Striche, die Juden durch × gezählt wurden. Als deutscher Merkvers erscheint mehrfach die Zeile

„Gott schuf den Mann in Amalek, der (oder den) Jsrael bezwang“

mit der gleichen Reihenfolge der Vokale wie oben.

Denn auch in Deutschland läßt sich das Spiel bis in neuere Zeit hinein nachweisen: vgl. u. a. A. Sammler, Studierlampe, 2. Aufl., Leipzig, Franke, o. J., S. 58, wie es denn nach M. Simpson, a. a. O. S. 287, einst in ganz Europa bekannt war und in alter Zeit und noch vereinzelt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in England mit Karten gespielt ward! Letzteres wird ebenso aus Deutschland berichtet, wo man zur Veranschaulichung 30 Karten benutzte, die abwechselnd offen und verdeckt auf den Tisch gelegt wurden.

Bemerkenswert ist, daß das Spiel schon aus dem Mittelalter stammt. Im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Nürnberg 1877, S. 248, teilt nämlich W. Loose, Döbeln, unter der Überschrift „Zählspiel“ aus Sebald Tuchers Gült- und Zinsbuch vom Jahre 1497 im Freiherrlich Tucherschen Geschlechtsarchiv die folgende Stelle mit:

> Von den juden czum czelen, die in einem schiff saßen und über mer furen, waren 15 kristen und 15 jüden, daß man albeg den zehnten hinaußwerffen soll. Die Strichlein sen kristen und die O juden. stel sie bie (d. h. wie) hernach stet:

I I O I I I O O O O O I I O O I I I I O I O O O I O O I I O

6 11 13 9 1 4 15 7 2 5 12 10 14 8 3

wobei also der h. Petrus noch unbeteiligt ist und nicht der neunte, sondern jedesmal der zehnte Mann ausgeschaltet wird, auch die Christen bereits durch Striche bezeichnet werden.

Nach Sammler, a. a. O. S. 59, gibt es sogar noch verschiedene andere Variationen des Spiels, wonach der 7. oder der 11. Mann unter 30, oder der 12. unter 32, nämlich 17 Christen und 15 Juden, über Bord geworfen werden soll, letztere mit der Stellung

I I O O I I O O I O O O I I I O O I I I I I O O O O I I O O I I

15 3 10 8 12 6 1 14 4 9 2 11 7 13 5

auch dies ein Zeichen von der Beliebtheit, deren sich das Spiel einst erfreute. Ob es wohl noch jetzt irgendwo bekannt ist[1])?

Berlin-Lichterfelde. Emil Schnippel.

[1]) Von Erwähnungen des alten Zählspiels in der Literatur sind mir noch die folgenden bekannt geworden, die ein gewisses Interesse haben dürften. In dem Werke „Das Einmahl Eins cum notis variorum“, Dresden und Leipzig 1703, S. 253ff., findet sich eine Beschreibung des Spiels mit Anführung der Quelle „Joh. Heidfeld,

Nachtrag.

Die von Herrn Prof. E. Schnippel zusammengetragenen Belege über das St.-Peters-Spiel sind bereits in einigen früheren Untersuchungen verwertet worden; ich nenne nur H. Gaidoz, Le jeu de Saint-Pierre (Mélusine 3, 273. 307. 332. 429. 528. 1886—87), J. Bolte, Die fünfzehn Christen und fünfzehn Türken (Euphorion 3, 360. 1896) und ganz besonders W. Ahrens, Mathematische Unterhaltungen und Spiele, 2. Aufl., 2, 118—169 (1918): Das Josephsspiel.

Ahrens gibt nicht bloß die von H. Schubert, E. Busche und anderen Gelehrten gefundenen Lösungen des mathematischen Problems ausführlich wieder, sondern geht auch der Geschichte des Spiels gründlich zu Leibe, das 1539 von dem italienischen Mathematiker Cardano als 'ludus Joseph' bezeichnet wird. Flavius Josephus berichtet nämlich in seiner Geschichte des Jüdischen Krieges (3, 8, § 7), daß er bei der Eroberung der Stadt Jotapata im Jahre 70 durch Vespasian mit 40 anderen Juden in einen Keller flüchtete und daß diese sich, um nicht den verhaßten Römern in die Hände zu fallen, gegenseitig töteten; er selber sei mit einem Genossen durch einen glücklichen Zufall oder die Vorsehung Gottes' übriggeblieben. Die Legende aber schrieb ihm das mathematische Kunststück zu, durch Abzählen der in einer Reihe aufgestellten Juden jedesmal den dritten zur Tötung zu bestimmen und selbst übrigzubleiben.

Auch der jüdische Gelehrte Abraham ben Esra (gest. 1167) wird als Erfinder des Kunststückes genannt, bei einer Seefahrt 15 leichtfertige Gesellen über Bord zu werfen und seine 15 Schüler zu retten. Allein schon ein lateinisches Epigramm, das spätestens im 10. Jahrhundert entstand (bei A. Riese, Anthologia latina 1, 2, 184. 1870), erzählt, wie zwei Abteilungen europäischer und afrikanischer Soldaten unter den Führern Candidus und Niger abends in dasselbe Quartier kommen, und wie Candidus, als Wachen ausgestellt werden sollen, vorschlägt, den neunten Mann dazu zu bestimmen; und da er die 15 Schwarzen und die 15 Weißen klüglich gemischt hat, trifft beim Abzählen das Los keinen von den Seinen.

In einem Meisterlied der Kolmarer Handschrift (S. 500 ed. Bartsch) handelt es sich um 15 Juden und 15 Christen, die übers Meer fahren, in einem Meisterlied und Spruchgedicht des Hans Sachs vom Jahre 1547 (Dichtungen ed. Goedeke 1, 239; Werke ed. Keller 2, 335) dagegen um ebenso viele Türken und Christen. Für die Aufstellung der 30 Personen wird im 15. Jahrhundert der Merkvers

non dum pena minas a te declina degeas

zitiert, wobei die Vokale a, e, i, o, u die Zahlen 1—5 bedeuten. Später erscheinen die Verse:

Populeam virgam mater regina ferebat

oder:

Mort, tu ne falliras pas,
En me livrant le trépas.

Deutsch: So du etwan bist gfalln hart,
Stehe widr, Gnade erwart,

oder Gott schlug den Mann in Amalek, den Israel bezwang.

Sphinx theologico-philosophica, Herborn 1604, C 31, p. 666 ex Relatione Dni Wilh. Zepperi" und dem Zusatze „Die Nullen bedeuten die Jüden, so als nichtswürdige Kerlen ins Wasser fallen". Am Schlusse heißt es „Auf diese Art soll sich Joseph in der Höle erhalten haben, davon Josephi Jüdische Geschichte zu lesen", was ich aber leider nicht mehr habe verifizieren können. Dagegen findet sich in dem angeführten Werke noch die handschriftliche Eintragung des Pastors Haccius in Lemgo vom Jahre 1703 zu dem Zählspiel „Kriegsgefangene, 15 Frantzosen und 15 Teutsche, und bei J. N. Martius, Unterricht in der natürlichen Magie, hrsg. von J. Chr. Wiegleb, Berlin und Stettin 1782, einem einstmals sehr berühmten Buche, S. 352, ebenso der Zusatz „30 Deserteure, von denen 15 zu begnadigen".

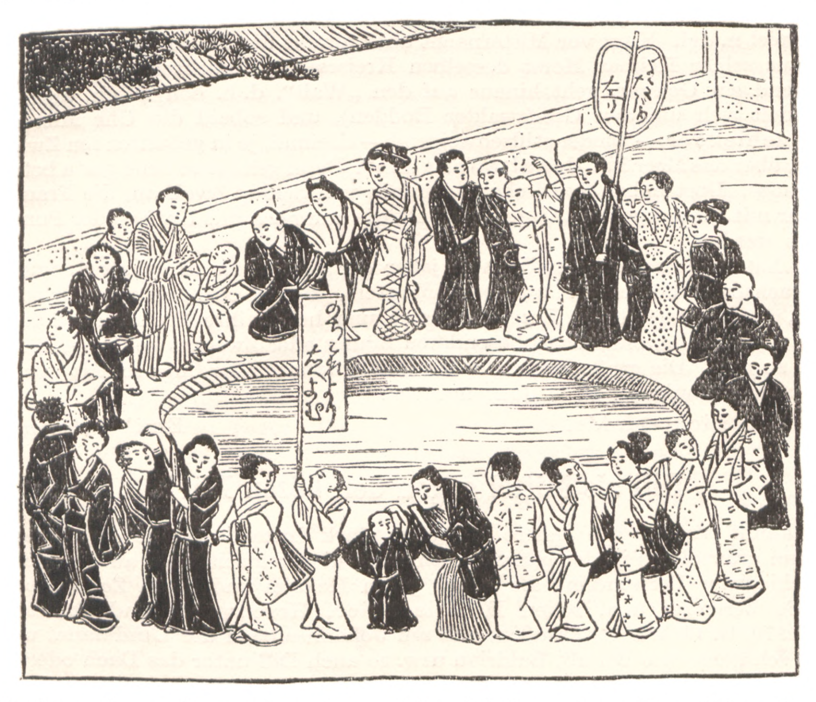
||||·····||·|||·|··||···|··||·

Englisch: *From members' aid and art*
Never will fame depart.

Italienisch: *On tu ne dai la pace ei la rendea.*

Eine andere Einkleidung des Abzählspiels, die zuerst 1565 in dem Rechenbuch des Simon Jacob von Coburg erscheint, erzählt von 12 Zechgesellen, die auf diese Weise ermitteln, wer von ihnen die gesamte Zeche bezahlen soll.

Auch im Orient kommt die Geschichte vor. Von den ins Meer geworfenen 15 Ungläubigen berichten die arabischen Schriftsteller Ṣalāḥaddīn as-Ṣafadi (gest. 1363) und Ahmed el-Qalyubi (gest. 1659). Zwei Versionen aus Ceylon stehen in The Orientalist 2, 177 (1885). Eine eigentümliche Weiterbildung findet sich bei den japanischen Mathematikern Yoschīda (1627), Seki (gest. 1708) und Araki (gest. 1718). Hier sucht die zweite Frau eines reichen Gutsbesitzers, der aus erster Ehe



15 Kinder und aus der zweiten ebensoviel erzielt hat, einem ihrer Söhne das Erbe zuzuwenden und schlägt ihrem Manne vor, die 30 Kinder in einer gewissen Ordnung im Kreise aufzustellen und beim Abzählen jedesmal den Zehnten auszuscheiden und den zuletzt Übrigbleibenden zum Erben zu ernennen. Als bei der Ausführung zunächst 14 ihrer Stiefkinder ausgeschieden sind, fängt sie aus Unachtsamkeit bei dem übriggebliebenen Stiefkinde von neuem an zu zählen, jedoch in umgekehrter Richtung. Und nun ergibt sich das überraschende Resultat, daß alle 15 leiblichen Kinder der Mutter vom Lose getroffen werden und das eine Stiefkind zum Erben bestimmt wird. Dies stellt eine 1808 veröffentlichte Mathematiklehre von Matuoka im Bilde vor (Congrès international des Orientalistes, Paris 1873. Compte-rendu 1, 295; s. obige Abbildung). Die weiß gekleideten Personen sollen die Kinder erster, die schwarz gekleideten die zweiter Ehe sein. Auf dem Banner des schwarzen Bannerträgers steht zu lesen: „Von hier aus nach links."

Zu diesen aus Ahrens' Abhandlung entlehnten Angaben trage ich noch ein paar Zitate nach. Eine indische Rätselaufgabe in Gujarātī bei G. A. Grierson, Linguistic survey of India 1, 2, 459 (1908): 15 gute Leute und 15 Diebe zählen sich

durch Ausstoßen des neunten Mannes ab, bis der letzte eine Rupie erhält. — E. Wolgemuth, 500 Haupt-Pillen 1669, 3, Nr. 25 (Populeam virgam ...). Das Einmahl Eins cum notis variorum 1703, S. 253 (Rex Angli cum gente bona dat signa serena). — Witzfunken und Lichtleiter 3, 1 (Leipzig 1819). — Tromholt, Streichholzspiele 1892, S. 7, Nr. 2. — Niedersachsen 19, 503 (1914. Mort tu ne trahiras ...).

Berlin. Johannes Bolte.

Das alte Jahr wird abgeschossen.

(31. Dezember 1928.)

Ein hübscher alter Brauch wird mir aus Vorpommern berichtet. In Leist, Kr. Greifswald, kommen am Silvesterabend Jahr für Jahr bei dem 60jährigen Schuhmachermeister M. einige gute Freunde zusammen und vertreiben sich die Zeit mit Kartenspiel u. dgl. Kurz vor Mitternacht aber nimmt der Hausherr, der darin einer alten, aus seiner Heimat Horst desselben Kreises mitgebrachten Sitte folgt, stillschweigend ein Gewehr, geht hinaus auf den „Wall", d. h. den Deich, an der See (es handelt sich um den Greifswalder Bodden), und sobald die Uhr Mitternacht schlägt, schießt er — wieder stillschweigend — dreimal, je in gebührenden Zwischenräumen, über das Meer hin, das alte Jahr „ab". Dann geht er re bene gesta befriedigt nach Hause. Dort haben inzwischen, ebenfalls von Schlag Zwölf an, die Frauen das alte Jahr mit Pfannkuchen „abgebacken", die nun noch mit Kaffee oder Punsch (!) verzehrt werden.

So hat in derselben Familie von jeher der Hausvater es gehalten, und auch die erwachsenen Söhne des wackeren Meisters, die in benachbarten Ortschaften wohnen, tun es dort ihrem Erzeuger gleich und haben ihre Freude an dem alten Brauch, freilich alle, ohne eines besonderen Sinnes oder Zweckes bei ihrem Tun sich bewußt zu sein. Die große Mehrzahl der Dorfbewohner allerdings schläft auch dort bereits stumpfsinnig ins neue Jahr hinüber!

Berlin-Lichterfelde. Emil Schnippel.

Dill als Mittel gegen den bösen Blick.

Bekannt ist, daß wie andere besonders stark duftende Kräuter auch der Dill (Anethum graveolens) in der ganzen Ostmark und vereinzelt wohl auch anderwärts in verschiedener Verwendung als Mittel gegen Hexerei und bösen Zauber benutzt wird. So berichtet u. a. schon H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann, Berlin 1870, S. 11, aus Ostpreußen, daß am Johannisabend der Landmann, um das Vieh zu schützen, wie Beifuß, Baldrian usw. so auch Dill unter das Dach oder in die Pfosten des Stalles steckt, P. Sartori, Sitte und Brauch, Leipzig 1910, 1, 82, führt den Dill unter den Kräutern an, die Brautleute am Hochzeitstage, um sich gegen böse Mächte zu sichern, am Leibe oder in der Kleidung tragen, und nach H. Marzell, Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch, Leipzig 1922, S. 44 u. 108f., sicherte sich die Braut in der Mark Brandenburg die Herrschaft im Hause dadurch, daß sie sich vor der Trauung Dill in die Schuhe streute und kennt man in Schlesien noch den Spruch:

„Taste[1]), Dill und Dauerrong[2])
Ist der Hexen Widerstand."

Ein lehrreiches Beispiel dafür, daß der Dill nach dem Volksglauben insbesondere gegen den bösen Blick „gut ist", wird mir aber auch noch ganz neuerdings (1929) aus der Grenzmark Ost, und zwar aus der Gegend von Meseritz, mitgeteilt, was zugleich bezeichnend dafür ist, wie stark jener Glaube beim Landvolke noch verbreitet ist. „Als die Hühner", so wird mir berichtet, „auf dem großen Gute P. absolut nicht

[1]) D. i. Dosten, auch Wohlgemuth oder „bruner Daust" genannt, Origanum vulgare.
[2]) Dorant, Gentiana Pneumonanthe, aber auch Antirrhinum Orontium.

legen wollen, während die der Inspektorsfrau ihre Pflicht redlich erfüllen, ist Marie, die alte Gutsmagd, sofort darüber im klaren, daß die Inspektorsfrau, die den bösen Blick hat, aus Mißgunst die Gutshühner am Legen zu hindern sucht. Was tut sie? Sie bestreut die letzteren mit — Dill, und siehe da! nun legen dieselben sofort ebenso tapfer wie die andern!"

Die gute Marie nennt dabei übrigens das Kraut stets „Dille", und das ist auch sprachlich nicht uninteressant. Denn der — etymologisch dunkele — Name, der zu den allerältesten germanischen Kräuternamen gehört[1]), lautet schon im Ahd. beständig tilla oder tilli (ags. dile, ndl. und ebenso mnd. dille, vgl. Graff, Ahd. Sprachschatz, u. Schade, Wb. u. d. W.), so daß sich hier also eine sehr altertümliche Form erhalten hat.

Berlin-Lichterfelde. Emil Schnippel.

Zum „Schwabenstreich".

In Heft 2 des 37. Jahrganges (1927) der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde hat Franz Harder † eine beachtenswerte Zusammenstellung besonders mittelhochdeutscher Belege für das Motiv des „Schwabenstreiches" gegeben. Aus meinen Aufzeichnungen kann ich einen weiteren Beleg — und zwar aus neuerer Zeit — liefern. Er findet in dem „Decameron des Franz Argelati, aus dem Italienischen übersetzt", und zwar im zweiten Bande dieser Übersetzung, der 1784 in Wittenberg und Zerbst erschienen ist. In diesem Werke Argelatis (1712—54), das 1746 unter dem Titel „Decamerone cognominato Filarete" erschien, werden in einer ähnlichen Einkleidung wie in dem von Argelati kopierten Decamerone des Boccaccio während zehn Tagen je zehn Geschichten erzählt, die, wenn sie auch nicht die kunstvollen Novellen des großen Vorbildes erreichen, dennoch mehr Beachtung verdienen, als ihnen bisher zuteil geworden. Fast keiner dieser durchaus geschickt, aber ein wenig breit erzählten Geschichten kann man den Vorwurf der Verfehltheit machen. Neben neuen Motiven finden sich auch manche ältere, die aber durchweg eine neue reizvolle Einkleidung gefunden haben, so etwa das Motiv des Schneekindes in der sechsten Geschichte des ersten Tages oder das Motiv des Schatzes des Rhampsinit in der sechsten Erzählung des zweiten Tages. Das Eigentümliche des Werkes jedoch ist, daß der Dichter in jeder seiner Geschichten je eine unglaubwürdige Behauptung von größtenteils zeitgenössischen Naturwissenschaftlern oder Historikern usw. als Höhepunkt der Handlung — natürlich mit satirischer Absicht und deshalb der Beiname „Filarete" — zur sinnfälligen Darstellung bringt, so daß das ganze Werk eine köstliche wissenschaftlich-satirische Parabase darstellt. In der Erzählung, die uns interessiert — es ist die dritte des dritten Tages, überschrieben „Der Ritter Frakassa empfindet, wie schön sich Urban VI. an ihm zu rächen wuste" (deutsche Ausgabe Bd. II, S. 22ff.) —, ist das Motiv des Schwabenstreiches geradezu der Höhepunkt der Handlung. Die Handlung ist kurz folgende: Die Franzosen haben dem rechtmäßigen Papst Urban VI. einen Gegenpapst Klemens entgegengestellt. Der Streit kann nur mit den Waffen ausgetragen werden, und die Heere treten einander gegenüber; der Hauptheld des Heeres Urbans ist Pepolo, der des gegenpäpstlichen Robert Sanseverino aus Monte Leon in Calabrien mit dem Beinamen Frakassa, der Zerschmetterer. Und nun heißt es (S. 26):

„Als das Zeichen zum Treffen gegeben war, spornte der Ritter Frakassa sein Roß gegen die Soldaten des Pepolo und hieb so unbarmherzig auf die Köpfe derselben

---

[1]) Daß der Dill besonders bei den Angelsachsen zu den bekanntesten Gewürzpflanzen und Küchenkräutern zählte, s. auch bei J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, Straßburg 1905, S. 602. — Sogar aus Berlin teilt noch neuerdings L. C. Im Berliner Lokalanzeiger 1929, 1. September, Nr. 412, Beiblatt, mit, daß gelegentlich die Braut, die auch bei der Trauung dem jungen Gatten gern auf den Fuß tritt, heimlich Salz und Dill in den Brautschuh tut und das Sprüchlein flüstert:

„Ich tret auf Salz und Dill
Und kann machen, was ich will."

Probatum est.

ein, daß der Säbel bis auf den Sattel durchdrang und die todten Körper so in zwei Hälften getheilt vom Pferde herabfielen.“

Diesem Satz hat Argelati eine Anmerkung angehängt, in der er den wissenschaftlichen Beleg für diese seiner Meinung nach ganz unglaubliche Kraft eines Menschen beibringt — so hält er es immer in seinen liebenswürdigen Satiren, daß er den Fundort der von ihm verspotteten Behauptung an passender Stelle mitteilt — und die ich, da sie unsere Kenntnis der Verbreitung des Motivs des „Schwabenstreichs“ erweitert — auch bei Harder findet sich dieser Beleg nicht —, hier anschließe:

„Mariana[1]) sagt davon: Die französischen Schriftsteller sind immer geneigt gewesen, Wunderdinge zu schreiben in der schändlichsten Sicherheit, da auch gute Schriftsteller öfters mit unglaublicher Unverschämtheit eine blasse Tragödie, die ohne alle Beurteilungskraft blos aus dem Geschwätz des Pöbels zusammengetragen war, bestätigen.

Er versetzte ihm mitten auf den Kopf einen solchen Säbelhieb, daß durch die Kraft des Armes unterstützt, die vortrefliche Klinge bis an den Sattel durchfuhr und ihn so zerspaltete, daß in einem Augenblick die beiden Hälften von beiden Seiten herabfielen, sagt Chalon hist. de France[2]).“

Berlin. Kurt Schreinert.

Geburt, Hochzeit und Tod im Volksbrauch und Volksglauben der Kreise Lebus und Beeskow-Storkow[3]).

Abkürzungen: B. = im Kreise Beeskow-Storkow.
Sartori = Sartori, Sitte und Brauch 1—3. 1910—1914.
Wuttke = Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Aufl. 1900.
Samter = Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. 1911.
ZfVk. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin.

Geburt.

Der auch sonst weit verbreitete, aus altem Volksglauben erwachsene[4]) Kinderglaube, daß die Kleinen vom Storch aus Teichen geholt und durch den Schornstein

[1]) Wohl Joh. Mariana (1537—1624), ein geborener Spanier, der in Spanien, Italien und Frankreich lebte und lehrte, Verfasser einer Historia Hispaniae in dreißig Büchern.

[2]) Vincent Chalons (ca. 1642—1694); seine „Histoire de France jusqu'à la fin du règne de Louis XIII“ erschien in drei Bänden Paris 1720.

[3]) Der vorliegende Aufsatz ist aus einem Vortrag erwachsen, den ich im Fürstenwalder Heimatkundeverein gehalten habe. Die naturgemäß von vielen Zufälligkeiten abhängigen Feststellungen, die ich bei der Vorbereitung auf den Vortrag machte, ließen mich erkennen, daß auch in den beiden einander benachbarten Kreisen Lebus und Beeskow noch zahlreiche Bräuche — oft in letzten Trümmern und nur noch bei dem älteren Geschlecht — leben, welche verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, bevor die Alten, die sie pflegen, ins Grab gesunken sind. Durch einen an mehrere Lehrkräfte der beiden Kreise gesandten Fragebogen suchte ich deshalb eine breitere Grundlage für meine Untersuchungen zu schaffen. Obwohl von 52 Lehrern (trotz Wiederholung meiner Bitte) nur 27 auf den Fragebogen geantwortet haben, dürfte doch der daraus geschöpfte Stoff zusammen mit dem Ergebnis der bei zahlreichen anderen Persönlichkeiten eingezogenen Erkundigungen ein ziemlich abgerundetes Bild der auf Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod bezüglichen Volksbräuche und Vorstellungen ergeben. Allen freundlichen Helfern sowie dem Heimatkundeverein, der mich durch Übernahme der Druck- und Portokosten unterstützte, sei noch einmal der herzlichste Dank ausgesprochen!

[4]) Brunner, Ostdeutsche Volkskunde S. 144; Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche² S. 80f.

ins Haus geworfen werden, ist fast in jedem Ort anzutreffen: Aus dem Dorfpfuhl (früher aus dem Trebuser See, Beerfelde), aus Sümpfen (Berkenbrück), aus einem großen Teiche Ägyptens (Buckow), „aus dem Teich, den niemand find't" (Gusow), aus der alten Oder (Quappendorf, dort noch Kinderreime vom Storch), aus dem Rötepfuhl (Groß-Rietz B.), aus dem „Seiken", einem kleinen See (Wernsdorf B.); ausgestorben z. B. in Wolzig B. Mären vom Ursprung der Kinder aus Bäumen oder Steinen lassen sich nirgends nachweisen.

In beiden Kreisen haben sich noch Reste eines alten Geburtsbrauches erhalten: sofort nach der Geburt werden Kinder bisweilen in eine Schürze gehüllt und einige Minuten unter das Bett der Mutter gelegt (Buckow) oder auf die Erde (Neu-Tucheband) oder unter die „Mürbank" (niederd. = Mauerbank, Bank am gemauerten Ofen) (Klein-Schauen[1]) bei Storkow). In Hangelsberg wurde noch vor 40 Jahren vereinzelt das Kind von der Hebeamme dem Vater mit den Worten: „Da haben Sie (hast du) Ihren (deinen) Sohn (Tochter)" überreicht und unter den Tisch gelegt, von wo es der Vater aufhob[2]).

Die großen Gefahren, von denen Wöchnerin und Kind umgeben sind, sucht man auf mannigfaltige Weise zu bannen. Schon vor der Entbindung muß sich die Mutter vor Erschrecken hüten; Erschrecken vor Mäusen, Maulwürfen und dem Feuer erzeugt beim Kinde ein Mal (Neu-Tucheband). Gegenwirkung: Ausspeien[3]), wodurch alles etwa empfangene Schlimme ausgestoßen wird. In Demnitz legt man bisweilen eine Axt unter das Bett der Wöchnerin. In Steinhöfel wurde in einem Falle eine große Emaillemulde („Molle"), mit dem Rande hervorblickend, darunter gestellt zur Verhütung übermäßig starker Blutungen; so oft sie der Arzt mit dem Fuße verschob, wurde sie von der Großmutter sorgsam an den bestimmten Platz gerückt. Arzt und Hebeamme wurden dem Schutz einer Bügelsäge anvertraut, die man auf den Tisch, an dem sie nach der Entbindung ihre Mahlzeit einnahmen, gelegt hatte. Das Neugeborene darf nicht allein gelassen werden, und im Dunkeln muß immer Licht brennen (Rauen B., Gusow). Eine Bibel, unter den Kopf des Kindes gelegt, hält die Gespenster fern (Gusow).

Mehrere Vorbeugungsmaßnahmen[4]) zugleich fand ein Arzt noch in diesem Jahre bei einer Familie in Demnitz in Anwendung. Ein Feuerhaken war unter das Bett gelegt, damit die Entbindung leichter vonstatten gehe, und ein Eimer mit Schweineblut darunter gestellt zur Bekämpfung etwaiger starker Blutungen der Wöchnerin, da Menschenblut und Schweineblut sich nicht miteinander vertrügen[5]). Außerdem lag eine Kohlenschaufel mit weißem Sand darunter, falls die Nachgeburt nicht sogleich ganz zum Vorschein komme und die Blutungen nicht aussetzten. (Gleichfalls zunächst bewußter Abwehrzauber. Traten dennoch starke Blutungen ein, wurden Teile der Nachgeburt, deren Blut der Sand leicht aufsaugt, auf die Schaufel gelegt.)

---

[1]) Mitteilung von Lehrer Richard Paul in Wolzig B. Deutungen des Niederlegens auf die Erde bei Sartori 1, 25. Dieterichs Auffassung von der Weihung des Kindes an die Erde, die gemeinsame Menschenmutter (Mutter Erde S. 6ff.), bekämpft jetzt Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde S. 82. Niederlegen am Herd als Weihung an die dort verehrten Hausgötter: Samter S. 1ff. Die Inbrunst, mit der noch russische Denker der Gegenwart die Erde als ihre „große Mutter" verehren und ihre Mutterschaft erleben, beleuchtet Ehrenberg in dem Aufsatz „Erlöste Erde" (Vossische Zeitung v. 15. April 1927).

[2]) Vgl. die entsprechende altrömische Sitte. Durch das Aufheben erkennt der Vater das Kind als das seinige an.

[3]) Wuttke § 251.

[4]) „Der Mensch einer primitiven Kulturstufe führt die Erschwerung einer Entbindung nicht auf anatomische Hindernisse zurück, sondern auf das Wirken feindlicher Dämonen." Samter S. 21. — Dieselben Maßnahmen einzeln hat Dr. med. Noodt aus Fürstenwalde noch bei vier anderen Familien beobachtet.

[5]) Zauberhomöopathie, die die Wirkung feindlicher Dämonen durch gleichstarke Gegendämonen aufzuheben sucht.

Die Nachgeburt wurde unter allen möglichen „Besprechungen“ sehr tief (in einem anderen Falle 1,13 m!) in die Erde vergraben, wohin Sonnenstrahlen nicht dringen könnten. Daneben wurde noch anderer „Hexenschutz“ (Besprechungen) sorgfältig angewandt.

Der Abwehr feindlicher Geister dienen auch folgende Schutzmittel: In Pieskow B. wird hin und wieder ein Stück Eisen in die Wiege gelegt[1]); in Buchholz in eine Ecke des Bettes zu Füßen der Wöchnerin ein Büschel von Weidenkätzchen[2]); manchmal beleckt die Mutter die Stirn des Neugeborenen, um es gegen „Beschrieenwerden“ zu schützen (Pieskow B.[3]). Angst vor dem „Beschreien“ und „Berufen“ (durch Bestaunen seiner Vorzüge) ist überhaupt allgemein. („Sonst werden sie verzehrt“: Pieskow B.). „Besprechen“ von Kinderkrankheiten ist auch sehr verbreitet. In Neubrück werden drei Kreuze an die Tür der Wochenstube gezeichnet. Um dem Kinde das Zahnen zu erleichtern, hängt man ihm Zahnketten oder Bänder mit einer Feigwurzel um den Hals (allgemein).

Beim ersten Bade legt man in Müllrose für die Hebeamme ein Silberstück (3 M.) ins Wasser.

Um zu ermitteln, ob ein Kind fromm, reich oder fleißig wird, legt man ihm ein Gesangbuch (Bibel), ein Geldstück und eine Schere hin; greift es zuerst nach dem Gesangbuch, so wird es fromm usw. Manche nehmen statt der Schere auch eine Flasche (liederlich). Müllrose. (In Krausnick B. statt der Schere eine Semmel [genußsüchtig]). — Über ein auf der Erde liegendes Kind soll man nicht hinwegschreiten; sonst wächst es schlecht (allgemein). — Im ersten Lebensjahr darf es nicht beregnen[4]) (Steinhöfel). Fast durchweg werden ihm dort auch die Fingernägel abgebissen (nicht abgeschnitten)[5]). — Bis zum ersten Geburtstag dürfen Kinder nicht in den Spiegel[6]) sehen (allgemein); sonst werden sie eitel.

Als „Wochensuppe“ werden der Wöchnerin geschenkt Gries-, Milch-, Grützsuppen, selten ungesalzene Wasser- und Brotsuppen; besonders beliebt sind Taubenbrühe und junge Tauben; oft werden sie ersetzt durch Mürbegebäck, Kuchen und Torten. (In Gusow verbot früher eine Hebeamme denen Genuß von Tauben: wie die Taube in die Höhe fliege, so steige der Wöchnerin die Hitze nach dem Kopf.) In einigen Ortschaften (z. B. Trebatsch B.) kennt man diese Sitte nicht mehr.

Mannigfache Vorsichtsmaßregeln sind von der Wöchnerin zu beachten: Leichen dürfen ihr nicht zu Gesicht kommen (Marxdorf). An einem Sonntag[7]) aufzustehen war früher verboten (Beerfelde). Weil die Geister in der Dunkelheit über Mutter und Kind größere Macht besitzen, darf die Wäsche des Säuglings nicht über Nacht

---

[1]) Samter S. 51.

[2]) In Schwaben in die Ecken des Brautbettes (Hoffnung auf reichen Kindersegen): Buschan, Das Rutenschlagen — ein Fruchtbarkeitszauber, in „Geschlecht und Gesellschaft“, herausgegeben von v. Reitzenstein S. 81 (1921). Neun Besenruten neben das Kind in die Wiege gelegt, damit die böse Trud seine Brustwärzchen nicht aussauge: E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 104. Allgemeines über die Weide bei Reling-Brohmer, Unsere Pflanzen in Sage, Geschichte und Dichtung 3, 80.

[3]) Speichel dient vielfach als feierliche Reinigung. Stemplinger, Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen S. 77, und besonders: Antike und moderne Volksmedizin S. 55. In Böhmen läßt man sogar den Säugling von einem Hunde belecken, damit er gut sehe (!): Wuttke § 172. Daß ein Kind beschrieen sei, merkt man daran, daß es an der Stirn, wenn man daran leckt, sauer oder salzig schmeckt. § 581.

[4]) Wuttke § 600.

[5]) Sartori 1, 44; Wuttke § 600; Wrede, Rheinische Volkskunde S. 129. 153.

[6]) Samter S. 134ff. — In den ersten 7 Jahren der Ehe darf der Spiegel nicht entzweigehen (Wolzig B.). Wenn die oberen Zähne zuerst zum Vorschein kommen, muß das Kind bald sterben (Gusow).

[7]) Wer am Sonntag krank wird, muß sterben (Brandenburg): Stemplinger, Antike und moderne Volksmedizin S. 112.

im Freien hängen bleiben (Beeskow und Umgegend); innerhalb von 6 Wochen darf die Mutter vor Sonnenaufgang das Haus nicht verlassen und muß bei Eintritt der Dunkelheit wieder im Hause sein (Krausnick B.). Die Wäsche der Wöchnerin muß in der Beeskower Gegend ausgeräuchert werden. (Ursprünglicher Zweck: Austilgung der ihr anhaftenden Behexung.)

Bis zur Taufe vermeidet es im allgemeinen die Mutter, sich außerhalb ihres Hauses zu zeigen; in Sachsendorf darf sie in den ersten 3 Wochen nicht über den Weg [1]) gehen; wenn sie in Beeskow gegen diese Sitte verstößt, muß sie ein Faß Bier spenden. Bis zur Taufe darf das Kind auch nicht mit dem Taufnamen genannt werden; sonst lernt es nicht schweigen. (Rauen B. Die Sitte wird von Geistlichen aus anderen Gründen unterstützt. Ursprünglicher Zweck der Verheimlichung des Namens: das Neugeborene soll vor Schaden bewahrt werden)[2]).

Stirbt die Frau im Wochenbett, so wird ihre Wäsche der Hebeamme überlassen (Marxdorf).

Taufe.

Weit verbreitet ist auch in unseren beiden Kreisen die Anschauung, daß die Paten möglichst schnell zur Kirche und ebenso zurücklaufen bzw. fahren müssen, angeblich[3]), damit das Kind schnell gehen lerne (Gusow, Herzberg B., Krausnick B., Wolzig B.). In einigen Dörfern wird ein Knabe von einer Jungfrau, ein Mädchen von einem Burschen getragen (Neuendorf im Sande und Neu-Tucheband, früher in Beerfelde alle Taufkinder von der jüngsten Patin zur Kirche und von der ältesten nach Hause). Nach der kirchlichen Feier wird in Beerfelde geopfert, indem man Münzen in das Taufwasser wirft oder Papiergeld auf den Rand des Beckens legt[4]).

Die Taufe ist eine Wiedergeburt, an die primitive Volksschichten im wirklichen Sinne glauben. Wie „die leibliche Geburt eine Metathese aus der Mutter Erde" ist[5]), so ist das mit der Taufe einsetzende Erwachen und Wachsen der Seele wiederum eine leibliche Geburt. Daher treffen wir Geburtsriten, die sich allerdings nur noch in verschwindend wenigen, abgelegenen Ortschaften erhalten haben, in den Taufriten wieder an, in die sie übernommen worden sind. In dieser Form haben sie — auch in einfachen Schichten der Stadtbevölkerung — ein zäheres Leben bewahrt. So wird in nicht wenigen Dörfern, aber auch manchmal noch in Fürstenwalde und Beeskow, das Kind nach der Taufe schnell unter den Tisch (in Trebatsch B. auch unter das Bett) gelegt[6]). Neuzeitliche Begründungen: In Beeskow und Gusow, damit es demütig und fromm werde; in Wernsdorf B., damit es Gehorsam übe; in Krausnick B., damit es leicht laufen lerne, in Rauen B.[7]) noch kürzlich bei einer Haustaufe in Gegenwart des Pfarrers „der bösen Geister wegen"; in Wendisch Buchholz B. wurde es bis 1920 unter die gedeckte Festtafel gelegt und vom Vater aufgehoben, damit es später über einen großen Tisch herrsche. In Marxdorf sowie in Beeskow und Umgegend muß noch heute der Vater den Täufling unter dem Tisch hervorholen: Ritus der Aufnahme in die Familie. Besondere Beachtung verdient der gelegentlich noch in Lebus beobachtete Brauch, den Täufling auf die Schwelle der Wohnung (ursprüng-

1) In der Pfalz nicht über den Kreuzweg: Wuttke § 576.

2) Stemplinger a. a. O. S. 45.

3) Tatsächlicher Grund ebenso wie beim schnellen Fahren der Hochzeitskutschen und beim Verbot des Umblickens für Brautleute: man sucht das Kind und die Gäste neidischen Geistern zu entziehen. Samter S. 96. 147ff., 153f. u. a.

4) Schullerus, Siebenbürgisch-Sächsische Volkskunde S. 97.

5) Dieterich, Mutter Erde S. 34.

6) Bei Knaben wird dort eine Flasche mit Schnaps und Brot, bei Mädchen eine Kanne Kaffee mit Brot danebengestellt. Hier ist also der Brauch gänzlich zu einem Scherz entartet.

7) Früher wurde dort der Täufling von der Hebeamme unter die Bank gelegt und dann in der Wiege mehrmals um- und umgedreht. Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 430.

lich gewiß auch des Hauses) zu legen. Die Schwelle[1]) ist ein heiliger Ort, an dem allerlei Zauber haftet, und unter ihr wohnen Geister, namentlich die Seelen der Verstorbenen. Die Wiedergeburt eines Vorfahren — denn Geburt ist Wiedergeburt eines Ahnen[2]) — dürfte demnach in diesem (heute natürlich von den Ausübenden nicht mehr verstandenen) Brauch sich versinnbildlichen: seine Seele soll mit dieser Handlung auf das Kind übergehen. In Lebus wird auch noch manchmal der Täufling den Gästen, die an der kirchlichen Feier nicht teilgenommen haben, mit den in vielen Gegenden Deutschlands zur Begrüßungsformel erstarrten Worten vorgestellt: „Einen Heiden[3]) haben wir Euch herausgeholt und einen Christen wiedergebracht.“ (Ähnliche Worte eines Paten in Weißenspring.)

Der „Patenbrief“[4]) und das „Angebinde“ ist heute bereits in vielen Dörfern der nüchternen städtischen Form der Übergabe von Taufgeschenken[5]) gewichen. Doch werden auch jetzt noch Geldgeschenke in dem Briefumschlag des Gevatterbriefes dem Kind ins Taufkissen gesteckt (z. B. in Krausnick B., in Groß-Rietz B. früher schon in der Kirche, in Neu-Tucheband als „Patenknäuel“). In Herzberg B. wurden bis zum Weltkrieg nach Möglichkeit drei Sorten Geld geschenkt: Kupfer, Silber und Gold. In Gusow dürfen Paten, die ihr Geschenk einbinden und überreichen, bis zum Abschluß der kirchlichen Feier kein Wasser lassen, weil ihr Schutzbefohlener sonst an Bettnässen leiden würde. Sind die Paten aus bäuerlichem Stande, so spenden sie Milch und Butter zur Ausrüstung des Taufmahles (Jakobsdorf) — eine der zahllosen Formen, in denen der auch heute noch auf dem Lande recht rege Gemeinschaftsgedanke und die Opferbereitschaft für Nachbarn und Dorfgenossen — zumal an solchen „Gemeinschaftsfesten“[6]) — Ausdruck findet. Wenn auch heute noch — selbst in Fürstenwalde[7]) — die Mutter der kirchlichen Tauffeier nicht selten fernbleibt und sogar in wohlhabenden Bauernfamilien, obwohl ihr ausreichende Arbeitskräfte zur Verfügung stehen und ihre Inanspruchnahme in der Küche bei der Bereitung des Taufmahles überflüssig machen, sich den Augen der Gäste zumeist entzieht, so dürfte dabei die Vorstellung mitsprechen, die in der Taufe mehr ein Gemeinschafts- als ein Familienfest erblickt. — Stirbt ein Kind unter einem Jahr, so wird es, auch wenn es getauft ist, oft (Fürstenwalde, Marxdorf) ohne Mitwirkung der Kirche bei Eintritt der Dunkelheit vom Vater oder einem seiner Freunde bestattet.

Fürstenwalde (Spree). (Fortsetzung folgt.) Karl Ulbricht.

25. Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Berlin.

Am 20.—22. Oktober d. J. fand in Berlin die 25. Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde statt, über deren Verlauf und Ergebnisse, vorbehaltlich eines ausführlichen Berichtes in den „Mitteilungen“ des Verbandes, an dieser Stelle ein kurzer Überblick gegeben sei.

---

[1]) Sartori 1, 113; Samter S. 136ff. 142.

[2]) Naumann, Grundzüge S. 80ff.

[3]) Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde S. 164; Peuckert, Schlesische Volkskunde S. 180.

[4]) Sartori 1, 35. Er muß schnell erbrochen werden, damit das Kind bald sprechen lerne (Gusow).

[5]) Oft erfolgt auch auf dem Lande die Übergabe erst am ersten Geburtstag.

[6]) Naumann a. a. O. S. 78ff.

[7]) Vor 30 Jahren noch blieb sie hier im allgemeinen der kirchlichen Feier fern. — In Siebenbürgen nimmt an mehreren Orten die Mutter, auch wenn sie schon außer Bett ist, am Taufschmaus nicht teil, sondern liegt währenddessen im Bett: Schullerus a. a. O. S. 98. Im Westfälischen hat sich auch der Vater vielfach bescheiden zurückzuhalten: Sartori, Westfälische Volkskunde S. 80.

Die Beteiligung war erfreulich stark; außer zahlreichen Vertretern der reichsdeutschen Verbandsmitglieder konnten solche aus Österreich, der Schweiz, der Tschechoslowakei, aus Danzig und Luxemburg, sowie Teilnehmer aus Ungarn, Siebenbürgen, Rußland und Schweden begrüßt werden. Der Antrieb zur Teilnahme war um so stärker, als im Anschluß an die Verbandstagung die Ausschüsse und die Landesstellenleiter des Atlas der deutschen Volkskunde zu wichtigen Sitzungen einberufen worden waren. Auf einen zwanglosen Begrüßungsabend am 20. folgte am 21. Oktober die geschäftliche Sitzung, in der der Vorsitzende, Prof. Dr. John Meier, über die Entwicklung und Tätigkeit des Verbandes, den Stand der von ihm herausgegebenen Veröffentlichungen u. a. m. berichtete; der soeben erschienene neue Band der Volkskundlichen Bibliographie (1923/24) wurde vorgelegt. Dem Herausgeber, Prof. Dr. Hoffmann-Krayer, sprach der Vorsitzende den wärmsten Dank für seine langjährige selbstlose Arbeit an diesem Werke aus und teilte mit, daß Herr Hoffmann-Krayer infolge seiner Belastung mit den Vorarbeiten für die internationale Volkskundeausstellung in Bern von der Herausgabe der weiteren Bände leider habe zurücktreten müssen, sich aber bereit erklärt habe, seinem Nachfolger, Herrn Dr. Geiger (Basel), mit seiner Erfahrung und seinem Rate zur Seite zu stehen. Von den sonstigen Beratungspunkten dieser Sitzung sei besonders erwähnt die Einsetzung einer Kommission für Deutsche Volkskunst im Anschluß an die im Herbst 1928 zu Prag geführten internationalen Verhandlungen. Der Vorschlag des Vorsitzenden, die künftigen Tagungen des Verbandes zu allgemeinen „Volkskundetagen" auszugestalten, wurde lebhaft unterstützt und einstimmig angenommen. Es wurde beschlossen, die nächste Zusammenkunft im Jahre 1930 zu veranstalten (als Tagungsort wurde Würzburg gewählt), die späteren Tagungen aber nur alle zwei Jahre stattfinden zu lassen, und zwar immer in den Jahren, in denen der Philologentag ausfällt. Der geschäftsführende Ausschuß und die Rechnungsprüfer wurden wiedergewählt. Die Anzahl der dem Verbande angehörigen Vereine usw. beträgt zur Zeit 153.

Die Vorträge der Tagung behandelten die Pflege der deutschen Volkskunde in bestimmten Ländern Osteuropas mit größeren oder kleineren deutschsprachigen Gebieten. Die Vortragenden waren: Pfarrer G. Brandsch (Siebenbürgen), Prof. Dr. G. Jungbauer (Tschechoslowakei), Prof. Dr. V. Schirmunski (Rußland), Prof. Dr. E. v. Schwartz (Ungarn). Die Vorträge werden, wie die der Tagungen von Kiel und Freiburg, in einem besonderen Heft erscheinen; das gleiche gilt voraussichtlich für den bei der Festsitzung gehaltenen Festvortrag von Adolf Spamer „Volkskunde als Wissenschaft". Der Festsitzung, die in der wundervoll wiederhergestellten alten Aula der Universität stattfand, wohnten zahlreiche Vertreter der weltlichen und kirchlichen Behörden, der Universität und der höheren Schulen, wissenschaftlicher Gesellschaften usw., sowie der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft bei. Das auf die Festsitzung folgende Abendessen vereinigte fast 100 Teilnehmer; auf ein bei dieser Gelegenheit an den Reichspräsidenten gerichtetes Telegramm erfolgte tags darauf eine sehr freundliche Antwort.

Über die Eröffnung der Volkskunstausstellung, die in das Programm der Tagung eingegliedert worden war, berichtet weiter unten der Leiter der Staatlichen Sammlung für Deutsche Volkskunde, Dr. Konrad Hahm, der sich zusammen mit seinem Assistenten, Dr. Bramm, um das Zustandekommen dieser kleinen, aber außerordentlich ausdrucksvollen Schau besondere Verdienste erworben hat. Die Berichte der Presse über diese Ausstellung sind ausnahmslos sehr günstig; neben dem Lobe, das sie spenden, halten die meisten von ihnen ihr Befremden über die unwürdigen Zustände nicht zurück, die der Entwicklung der Berliner Sammlung zu einem volkskundlichen Zentralmuseum immer noch im Wege stehen. Man darf in diesen Stimmen der Öffentlichkeit eine wertvolle Unterstützung der Entschließung sehen, die in der geschäftlichen Sitzung einstimmig angenommen worden war und bei der Eröffnung der Ausstellung nochmals verlesen wurde. Der Wortlaut dieser an das preußische Kultusministerium und an den preußischen Landtag gerichteten Resolution ist folgender:

„Während die skandinavischen Länder, wie auch Lettland, Estland, Polen, Rumänien, die Tschechoslowakei, Ungarn, Österreich und Holland große, der nationalen Volkskultur gewidmete Museen längst besitzen, die zu Mittelpunkten für volkskundliche Forschung und Volksbildung geworden sind, fehlt es in Deutschland an einem ebenbürtigen Museum dieser Art, was um so mehr zu bedauern ist, als die Bedeutung der deutschen Volkskunde für Wissenschaft, Schule und Volksbildung immer klarer erkannt wird.

Die Staatliche Sammlung für deutsche Volkskunde, vor 40 Jahren als privates Unternehmen unter der Führung von Rudolf Virchow begründet, bietet durch ihre Bestände und durch ihre Lage in der Reichshauptstadt alle Voraussetzungen, sich zu einem derartigen zentralen Museum zu entwickeln. Sie leidet jedoch unter der Unzulänglichkeit ihrer Räume, wie unter dem fast völligen Mangel an Mitteln: in den 25 Jahren, seitdem das Museum in preußischen Staatsbesitz übergegangen ist, sind im Haushaltsplan der Staatlichen Museen nicht nur keinerlei Mittel für Neuerwerbungen vorgesehen, sondern infolge der schlechten Beschaffenheit der Räume und des Mangels an Hilfskräften droht sogar das vorhandene, heute unersetzliche Kulturgut zu verderben.

Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hält es daher für seine Pflicht, auf den unhaltbaren Zustand dieses staatlichen Institutes hinzuweisen und bittet dringend, zur Sicherung und Mehrung der im Staatlichen Museum vorhandenen Sachgüter und zu ihrer würdigen Aufstellung die erforderlichen Mittel bereitzustellen.“

F. B.

Ausstellung deutscher Volkskunst in Berlin.

Anläßlich der Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Berlin wurde gemeinsam von den staatlichen Museen, der preußischen Akademie der Künste und dem Verband d. V. f. V. eine Ausstellung deutscher Volkskunst aus der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin in den vorderen Räumen der Akademie der Künste veranstaltet. Die Ausstellung wurde am Dienstag, den 22. Oktober 1929, nach einer Ansprache von Prof. Dr. John Meier durch den Generaldirektor der staatlichen Museen, Geheimrat Prof. Dr. Waetzoldt, eröffnet.

Es ist zu begrüßen, daß die Staatliche Sammlung für deutsche Volkskunde diese Ausstellung ermöglicht hat, weil gerade das Gebiet der Volkskunstforschung als ein neuer Zweig der Volkskunde immer stärker hervortritt. Bekanntlich ist auf dem vom Völkerbund veranstalteten internationalen Volkskunstkongreß in Prag 1928 eine internationale Volkskunstkommission gebildet worden, deren Präsident Prof. Lehmann, der Leiter des Altonaer Museums, ist. Im Zusammenhange damit ist eine deutsche Volkskunstkommission zusammengetreten, die in engster Fühlungnahme mit dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde und der deutschen Kommission für geistige Zusammenarbeit arbeiten wird, und deren Büro sich in der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde Berlin, C 2, Klosterstr. 36, befindet. Die Ausstellung zeigte hauptsächlich vom Standpunkte der Volkskunst aus interessante Gegenstände aus dem Gebiete der Volkstracht, der Weberei, Stickerei und des Volksschmucks, weiterhin Keramik, Glas, Metall und Holzarbeiten und eine Auswahl aus dem Gebiete der religiösen Volkskunst und des Volksglaubens.

Es ist zu hoffen, daß diese Ausstellung, die aus den leider meist magazinierten Schätzen der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde bestritten wurde, mit dazu beigetragen hat, den in jeder Hinsicht unhaltbaren Zustand der Sammlung für deutsche Volkskunde durch einen großzügigen Ausbau zu beenden, um so mehr, als sie das einzige Zentralmuseum für deutsche Volkskunde in Deutschland ist und in ihrer jetzigen Verfassung weder für die wissenschaftliche Auswertung die nötige Gewähr bietet noch museumstechnisch den geringsten Anforderungen genügt.

K. H.

Bücherbesprechungen.

Wilhelm Peßler, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland nach eigenen Forschungen und mit eigenen Aufnahmen. Mit 19 Landkarten und 17 Abbildungen. Hannover, Verlag des Vaterländischen Museums 1928.

Von einer guten Dissertation kann man bekanntlich sein ganzes Leben lang zehren. Peßlers wissenschaftliche Leistung bestätigt selten nachdrücklich diesen Satz. Vor rund fünfundzwanzig Jahren verfaßte er seine schöne Promotionsschrift über die Ausbreitung, besonders die Grenzen des Niedersachsenhauses; und wie seine ganze seitherige Arbeit auf diesem Grunde steht und Gedanken ausgestaltet, die aus diesem Boden gekeimt sind, so knüpft auch seine letzte Veröffentlichung unmittelbar an jene Erstlingsstudie an. Damals schon hat Peßler in über 100 niederdeutschen Dörfern die Sachbezeichnungen für etwa 75 Teile des Niedersachsenhauses gesammelt und ist dabei auf einen unerwarteten Synonymenreichtum gestoßen. Das sehr zuverlässige, weil aus unmittelbarer Beobachtung an Ort und Stelle geschöpfte Material hat er zu wortgeographischen Karten verarbeitet, und die 18 ergiebigsten von diesen Karten legt er in seinem Atlas vor, — der etwas ausschweifende Titel des Werkes läßt also nicht recht erkennen, worum es sich handelt.

Die Arbeit zeigt alle Kennzeichen eines ersten Wurfes. Das Beobachtungsnetz ist nicht nur an sich zu locker, sondern vor allem auch zu ungleichmäßig; am empfindlichsten ist die große Lücke im äußersten Westen: die westliche Hälfte von Westfalen muß sich mit ein paar peripheren Aufnahmen begnügen, was gerade bei diesem wichtigen Übergangsgebiet nicht angeht; so bleibt denn dem Verf. hier gelegentlich nichts anderes übrig, als einfach die Waffen zu strecken. Auch das technische Verfahren hat seine Mängel: Peßler greift in der Hauptsache zu (wie mir scheinen will: unnötig groben) Strichelungen, um die verschiedenen Synonymengebiete möglichst plastisch voneinander abzuheben. Das ist an sich zu loben; aber diese Strichelungen ziehen sich unbedenklich auch über die weiten Gebiete, aus denen keine Belege vorliegen, und so präjudizieren sie viel zu viel. Der Kommentar weiter, der mit tastenden Deutungen die Karten begleitet, rührt viele Dinge an, ohne doch irgendwo ernsthaft zuzugreifen; und die „Zusammenfassung der Ergebnisse" am Schluß zeigt mit ihren Allgemeinheiten vollends, daß es zunächst einmal gilt, die Fragen richtig zu fassen, die das Material stellt, und sich zu überlegen, wo und wie man weiter arbeiten muß, um dieser Fragen Herr zu werden.

Diese Unfertigkeit ist das Schicksal solcher Arbeiten, wie des Peßlerschen Atlasses; der Verf. selber sieht im Hintergrunde ein größeres, vollkommeneres Werk. Fassen wir die Lehren in Kürze zusammen, die sich unmittelbar aus den vorliegenden Karten für eine Fortsetzung der geographischen Arbeit ergeben, — Peßler deutet sie zum Teil selber an. Vor allem: das Beobachtungsfeld muß verbreitert werden; der „niedersächsische Kulturkreis" verträgt mitnichten die Interpretation aus sich selbst. Gewiß hat die Erfüllung dieser Forderung insofern ihre Schwierigkeiten, als eben ein besonderer, nur in Norddeutschland verbreiteter Haustypus das Material der Befragung hergegeben hat. Aber so wertvoll es methodisch ist, wenn Peßler ein geschlossenes Sachgebiet zu wortgeographischen Bildern verarbeitet hat, man wird fürs erste doch vielleicht darauf zu sehen haben, möglichst weit verbreitete Gegenstände abzufragen; auch

das Peßlersche Material enthält übrigens eine Reihe geeigneter Begriffe wie *Brunnen, Fach, Traufe, Einfahrtstor.* Hat man auf weiträumigen Karten die allgemeinen Gesetze wortgeographischer Schichtung und Gruppenbildung gelernt, so kann man mit größerem Gewinn auch begrenztere Karten auslegen. Vor den Peßlerschen Skizzen hat man den ungefähren Eindruck, als wenn ein alter niedersächsischer Wortbestand vor allem in der Richtung von Südosten nach Nordwesten überflutet und verjüngt wird; daneben wird ein alter West-Ost-Stoß spürbar, der besonders Bezeichnungen lateinischen Ursprungs vorgetrieben hat; jüngere Einflüsse wirken von der Wasserkante her. Wer aber über dies Ungefähr hinausstrebt und die Gründe für die Aufsprengung der Südzone des beobachteten Gebietes erfahren will, kann eben den Anschluß nicht entbehren. Daß das Nebeneinander von niederrheinischem *Gebund* und mecklenburgisch-vorpommerischem *Gebind* für das Fach im Bauernhause sich auf dem Wege der Kolonisation erkläre, ist vorläufig Vermutung; die Gesamtkarte könnte Gewißheit geben. Nicht zuletzt sind es auch die lateinischen Eindringlinge im Westen, *Pütt* für Brunnen, *Posten* für Dielenständer, *Porte, Kamer,* die das Bedürfnis nach einem weiteren Überblick wecken. Hier fehlt vor allem das Niederländische schmerzlich; wir wissen vom Sprachatlas her längst, daß es sprachgeographisch einfach nicht zu entbehren ist. Aber sehr mit Recht betont Peßler bei Gelegenheit der Brunnenkarte, daß das wortgeographische Bild seinen vollen Ertrag erst abwirft, wenn das Blickfeld über das ganze germanische Sprachgebiet gedehnt wird. Das sind die Stellen, wo die Wortgeographie Aufschlüsse über große Kulturbewegungen verheißt für Zeiten, in denen andere Überlieferung noch gar nicht oder nur sehr undeutlich spricht.

Aber sie hat mehr zu leisten, als nur allgemeine Kulturströmungen und -ablagerungen festzustellen. Es geht, nicht zuletzt durch romanische Vorbilder genährt, heute auch durch die deutsche kulturgeographische Forschung ein Zug, der sie dem Studium der „Großbewegungen" ein besonderes Augenmerk schenken läßt. Es muß indes unser Ehrgeiz bleiben, weiterzukommen. Unsere Wortgeographie muß einen Grad von Dichtigkeit erstreben, der auch bei kleineren Wortgebieten wenigstens einigermaßen brauchbare Grenzziehungen erlaubt. Man sehe sich auf Peßlers Karten einmal den Norden der Rheinprovinz und die östlich anstoßenden Gebiete an: ein, wie wir wissen, kulturgeschichtlich und demzufolge auch wortgeographisch so zerklüftetes Gebiet läßt nur bei schärferer Grenzführung Deutungen zu. Aber auch größere Gebiete rufen danach. So fällt z. B. bei Peßler des öfteren auf, wie eine Bezeichnung im heutigen Westfalen und nördlich davon ein größeres Gebiet bedeckt (vgl. die Karten 7, 8, 9). Aber um das deuten zu können, um zu erkennen, ob etwa das Bistum Münster als eine Art von Kulturprovinz die Ausdehnung einer Bezeichnung beeinflußt hat oder ob und welche andere regionalen Bildungen und Bedingungen im Spiele sind, bedarf es eben schärferer Bilder. Die deutsche Sprachgeographie hat wohl einmal den Grad der Abhängigkeit sprachlicher Räume von Herrschaftsgrenzen und Verwaltungsräumen überschätzt. Aber ein wirkliches wissenschaftliches Ausschöpfen der wortgeographischen Tatsachen wird sich immer auf den Versuch angewiesen sehen, die Wortbezirke mit anderen räumlichen Phänomenen in Beziehung zu setzen; da kann denn nur die Übereinstimmung der Grenzen die Richtigkeit der Parallelisierung sichern. Mag fremde Forschung auch unser Bemühen um die Grenzen sprachlicher Räume zweifelnd betrachten, wir dürfen davon nicht lassen. Und mag er vorläufig noch so undeutlich sein, methodisch richtig ist der Weg doch, wie ihn etwa Frings und Nießen in ihren Untersuchungen zur Geographie und Geschichte von *Ostern, Samstag* und *Mittwoch* im Westgermanischen gehen (Indogerm. Forsch. Bd. 45). Dort wird vor allem bei *Paschen* für Ostern sehr lehrreich der Versuch gemacht, die Ausdehnungszone des Wortes auf die Kölner Kirchenprovinz zu beziehen. Merkwürdig übrigens, daß Ähnlichkeiten zu bestehen scheinen zwischen den Frings-Nießenschen Karten von *Paschen* und *Satertag (Saturni dies)* und den Peßlerschen von *Pütt, Posten* und *Kamer.* Jedenfalls sind es kulturgeographische Aufschlüsse, die die Karten hier wie in anderen Fällen versprechen; Peßler sollte nicht von der „Fülle von Erkenntnissen volkstumsgeographischer Art" sprechen, die der Atlas bereits vermittelt. Seine alte Liebe, der Gedanke der Ethnogeographie, gibt ihn nicht frei.

Höchst wichtig ist sodann die Forderung der Wortbedeutungskarten neben den Sachbezeichnungskarten; hier ist eine Lücke zu füllen, die die Wortgeographie bislang nicht deutlich genug empfunden hat. Zu der Brunnenkarte etwa, die im Westen eine Zone mit *Pütt* (lat. *puteus*) aufweist, gehört als notwendige Ergänzung eine andere Karte, die uns zeigt, wo *Pütt* (resp. *Pfütze*) in anderen Bedeutungen erscheint; sie wird gut tun, auch die ans Deutsche grenzenden romanischen Gebiete einzubeziehen. Es liegt auf der Hand, was eine solche Ergänzung für die Feststellung des Gesamtumfanges eines Wortbezirkes und die verschiedenen Arten seiner Veränderungen, für die Frage von Reliktgebieten u. dgl. bedeuten kann. Darin liegt rein methodisch vielleicht das größte Verdienst von Peßlers Arbeit, daß er wenigstens an zwei Beispielkarten klarmacht, wie wertvolle Hilfe der Synonymenkarte von der Wortbedeutungskarte kommt.

Eine letzte Forderung endlich ist die nach einem möglichst großen Reichtum von wortgeographischen Aufnahmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Wortgeographie auf der einen Seite und auf der andern die Lautgeographie, wie sie die Karten des Deutschen Sprachatlas im wesentlichen zum Gegenstande haben, uns vor eine verschiedene Situation stellen: bei den lautgeographischen Karten vertritt das in seinen lautlichen Unterschieden veranschaulichte Wort unter Umständen eine Fülle anderer, die dieselben Laute enthalten (was für *Stein* gilt, gilt im Regelfalle auch für *Bein* usw.); bei den wortgeographischen Karten dagegen ist die einzelne in viel höherem Maße individuell. Wer nur anderthalb Dutzend von Wortkarten vor sich hat, wie Peßlers Atlas sie bringt, steht deshalb vor einer verwirrenden Buntheit der Bilder. Vermutlich sind Hunderte von Karten nötig, ehe sich die großen Gesetzmäßigkeiten mit Sicherheit fassen lassen, die dann wieder in die Einzelkarte Licht bringen. Der Grundgedanke Peßlers ist sehr gesund, der, von der Sache ausgehend, eine größere Zahl wortgeographischer Fragen an dasselbe Objekt knüpft; aber die Arbeit muß vervielfältigt werden.

Peßler ordnet seinen Wortatlas vollbewußt in den größeren Zusammenhang volkskundlicher Arbeit ein. Das ist der Rahmen, in dem die wortgeographischen Studien am fruchtbarsten zu werden versprechen, wobei man freilich die Volkskunde in der neuen kulturmorphologischen Perspektive sehen muß, wie es der Eingangsaufsatz des vorigen Heftes dieser Zeitschrift andeutet. Peßler spricht mehrfach von dem Ausbau der von ihm in Angriff genommenen Arbeit, aber nicht ganz widerspruchslos. Und fast scheint es, als wenn das Ideal, das ihm vorschwebt, eine größere Zahl volkskundlicher Einzelatlanten aus den verschiedenen deutschen Landschaften ist, deren Zusammensetzung das große Kartenwerk Deutschlands und seines Volkes ergeben solle (S. 8). Hier muß ich widersprechen, — vielleicht mehr um der Benutzer des Buches, als um seines Autors willen, der heute hoffentlich nicht mehr an dieser überholten Meinung festhält, nachdem er selbst in die Front des deutschen Volkskundeatlas eingetreten ist. Das große volkskundliche Kartenwerk des deutschen Volksbodens ist nutzlos ohne Gleichartigkeit nach Idee, Stoff und Form; und diese Gleichartigkeit ist niemals durch Aneinanderreihung landschaftlicher Sonderwerke zu gewinnen. Also ja keine wissenschaftliche Kleinstaaterei! Zunächst müssen wir alle Kraft sammeln für das große Gemeinwerk; das gilt für die wortgeographische Arbeit ebenso wie für die Geographie volkskundlicher Gegenstände; und gerade von den Wortführern der neuen Forschungsrichtung darf jetzt keiner mehr aus der Reihe tanzen. Daneben soll ganz gewiß Raum bleiben für landschaftlich begrenzte Sonderarbeit; aber erst vor dem Hintergrunde der umfassenden Übersichtskarten wird sie voll fruchtbar werden.

Man hat so oft den Geist und das Leben in der Volkskunde hinter der Fülle der Materialsammlung vermißt; und es wäre nicht ganz unverständlich, wenn dem Fernerstehenden verstärkte Bedenken nach dieser Richtung hin kämen, der von solchen Forderungen weitgespannter Sammelwerke hört, Sammelwerke, in denen auch das fürs erste noch versinken soll, was seitheriger volkskundlicher Sammelarbeit so oft die liebenswürdige Entschuldigung gab: die Hingegebenheit an heimatliche, landschaftliche Volksart. Aber die Zukunft wird lehren, daß gerade diese Aufnahmearbeit im großen den Geist und das Leben in der Volkskunde befreien hilft.

So läßt also die Peßlersche Arbeit mit ihren Lücken und Vorläufigkeiten vielen Wünschen Raum; dennoch bleibt es eine Leistung, die hohen Lobes wert ist. Und fast beneidet man den Verfasser um den frischen Zugriff, mit dem er eine halbfertige, aber gute Sache einfach auf die Füße stellt, um die Unbekümmertheit, mit der er sich frank und frei auf dem unvertrauten und nicht ungefährlichen Boden von Nachbarwissenschaften bewegt. Hier gilt wirklich einmal die alte Weisheit, daß die Hälfte mehr sein kann als das Ganze. Hoffentlich beschert uns Peßler neben der ersten Auswahl seiner 75 Karten bald noch eine zweite!

Berlin-Lichterfelde. Arthur Hübner.

Joseph Lefftz, Märchen der Brüder Grimm. Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Ölenberg im Elsaß herausgegeben. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung 1927. 180 S. Kart. 6 M.

Die 1924 erschienene Ausgabe der Märchen der Brüder Grimm in der Urform der Handschrift durch Franz Schultz (zweite Jahresgabe der Frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft) stützt sich nicht auf die Urschrift, sondern auf eine Abschrift derselben aus den Jahren 1910/11 und enthält neben schwerwiegenden Irrtümern viele Ungenauigkeiten in der Wiedergabe. Deshalb hat sich Joseph Lefftz ein großes Verdienst um die Grimmforschung erworben, daß er dank dem Entgegenkommen der Abtei Ölenberg im Elsaß die Märchen nach der lange verschollenen Urschrift der Brüder Grimm in wortgetreuer, sorgfältiger Wiedergabe erneut herausgegeben hat, und zwar, wie er selbst im Vorwort betont, „um den Schaden abzuwehren, den jene übereilte, auf einer mangelhaften Handschriftenkopie beruhende Publikation mit ihren vielen Ungenauigkeiten und schweren Irrtümern in der Grimmforschung anzurichten vermag,“ besonders aber, „um Jakob Grimm zurückzugeben, was ihm dort zu Unrecht genommen worden ist“.

Im September 1810, als Wilhelm Grimm für einige Wochen in Marburg weilte, um bei einer alten Frau im dortigen Elisabethen-Hospital Märchen zu sammeln und um sich von seinem Hausarzt Professor Conradi behandeln zu lassen, hatte Clemens Brentano an die Brüder nach Kassel geschrieben und um vorübergehende Überlassung ihrer Märchensammlung gebeten, um sie mit einer von ihm geplanten Sammlung von Kindermärchen zu vergleichen. Da Wilhelm Grimm die Märchen mit nach Marburg genommen hatte, konnte ihm sein Wunsch erst nach dessen Rückkehr erfüllt werden. Am 17. Oktober 1810 schreibt Jakob an Brentano[1]): „Lieber Clemens, hierbei erhalten Sie versprochenermaßen alles, was wir von Volksmärchen gesammelt, zu beliebigem Gebrauch. Nachher senden Sie uns wohl gelegentlich die Papiere wieder.“ Die Absendung verzögerte sich noch um einige Tage, und die Märchen gingen erst am 25. Oktober 1810 gleichzeitig mit einem Brief Wilhelms ab, in welchem er die Verzögerung mit seiner Reise nach Marburg entschuldigt. Der wirkliche Grund war aber wohl, daß man vorher eine Abschrift der Märchen vorgenommen hatte und damit nicht fertig geworden war. Denn ohne Abschrift zu nehmen, wollten die Brüder die Märchen nicht aus der Hand geben, weil sie Brentanos Unzuverlässigkeit kannten. Und sie täuschten sich hierin nicht, denn sie haben die Märchen niemals wiederbekommen. Erst viele Jahre nach ihrem Tod ist die Märchensammlung, die lange als verschollen galt, aus dem Nachlaß Clemens Brentanos zugleich mit der Urschrift seiner „Chronika des fahrenden Schülers“ in dem Trappistenkloster Ölenberg im Elsaß aufgefunden worden und liegt nun als Ergänzung zu der 1924 von Franz Schultz nach einer ungenauen Abschrift unternommenen Ausgabe in geschmackvoller Buchausstattung mit reizvollem Bildschmuck und wertvollen Faksimile-Beigaben vor.

Für Joseph Lefftz war bei der Neuausgabe neben der Richtigstellung zahlreicher Ungenauigkeiten in der Textwiedergabe die Frage von entscheidender Bedeutung, ob die Brüder Grimm im Oktober 1810 Brentano die Urschrift oder nur eine Kopie der Urschrift der Märchen geschickt hätten. Während Franz Schultz behauptet hatte — ohne die Urschrift genau geprüft zu haben — der „schreibgeduldige

[1]) Steig, Clemens Brentano und die Brüder Grimm (Stuttg. 1914), S. 12.

und schreibfreudige" Wilhelm habe allein die Abschrift für Brentano eigens hergestellt, kommt Lefftz auf Grund genauster Kenntnis der Ölenberger Handschrift und sorgfältig vorgenommener Prüfung des schreibtechnischen Sachverhalts zu dem überzeugend durchgeführten Gegenbeweis, daß wir heute in der Ölenberger Handschrift den besonderen Anteil jedes einzelnen der beiden Brüder an der Sammlung und an der Ausarbeitung und Stilisierung der Urmärchen feststellen können. Damit ist infolge dieses Handschriftenfundes die Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen endlich aufgehellt worden. Von Jakob stammen 27 Niederschriften auf 40 Blättern, von Wilhelm 14 auf 18 Blättern, von Gewährsleuten 7 Niederschriften. Jakob hat nicht weniger als 14 Papiersorten, Wilhelm mindestens 7 verschiedene Papiere verwendet. Diese Tatsache führt Lefftz mit Recht gegen die Hypothese von Schultz ins Feld, denn, sagt er, wer rasch in wenigen Tagen eine Abschrift anfertigt, wechselt unmöglich ständig sein Schreibpapier, ebensowenig die Tinte und schneidet auch nicht immer die Feder anders zu, ganz abgesehen davon, daß schon die in die Sammlung eingestreuten Originalmärchen der Gewährsleute dagegen sprechen.

Es bedürfte kaum noch eines weiteren Beweises für die Lefftzsche Annahme, welche ungefähr in allen Punkten den Ausführungen von Schultz direkt widerspricht, wenn ich nicht in der Lage wäre, die Brüder Grimm selbst als Kronzeugen anzurufen, um den Widerstreit der Meinungen zugunsten von Lefftz zu entscheiden. Denn in einem meines Wissens bisher noch ungedruckten Brief Jakobs an Wilhelm vom 12. September 1810, der sich im Grimmschrank der Preußischen Staatsbibliothek befindet, heißt es in einer summarischen Übersicht über eingegangene Briefe und Neuigkeiten:

„Von Brentano. — — — Unsere Kindermärchen verlangt er wolle sie nach seiner Art frei behandeln, dadurch entgeht uns nichts. Das muß man gewiß thun, doch halte ich für nöthig von unserm Gesammelten vorher Abschrift zu nehmen, denn sonst gehts verloren."

Wilhelm antwortet hierauf aus Marburg, September 1810: „Für deine Auszüge großen Dank. Der Clemens ist doch in jedem Wort zu erkennen ... Die Kindermärchen muß man allerdings ihm zusenden, es entgeht uns wirklich nichts, da er sie sehr vergrößern und verbrillantieren wird: gib Acht, die dänischen[1]) sind auch darin zu lesen."

Durch diese Bestätigung hat die Ausgabe der Grimmschen Kindermärchen von Lefftz nicht nur ihre Daseinsberechtigung, sondern erst ihren vollen wissenschaftlichen Wert erhalten, wofür wir dem Herausgeber im Interesse der Grimmforschung nicht dankbar genug sein können.

Hersfeld. Wilhelm Schoof.

Neuere Arbeiten zur russischen Volkskunde.

1. Materialy po swad'be i semejno-rodowomu stroju narodow S. S. S. R. (Materialien über die Hochzeit und die Familien- und Geschlechterorganisation der Völker der U. d. S. S. R.), hrsg. von der Kommission zur Veranstaltung der ethnographischen Studentenexkursionen an der Leningrader Universität. Wissenschaftliche Reihe. Liefg. 1. Leningrad 1926. 265 S. 2 Rubel. — Das Sammelwerk enthält mehrere Aufsätze, von denen der erste am umfangreichsten und wertvollsten ist; er ist von zwei jungen Forscherinnen, Myl'nikowa und Zinzius, verfaßt und handelt von der nordgroßrussischen Hochzeit. Es ist dies der erste Versuch eines gemeinschaftlichen Sammelns und Systematisierens von Material über die Hochzeitsbräuche mit genauer Angabe der Bezirke, in denen jede einzelne Abweichung beobachtet wurde. Der Wert dieser Zusammenfassung besteht darin, daß

[1]) Steig S. 180. Brentano hatte sich für die Zusendung von Wilhelm Grimms Übersetzung der altdänischen Heldenlieder nicht bedankt, obwohl sie ihm und Arnim gewidmet waren.

sie eine Reihe vollständig neuer Tatsachen und interessanter Varianten bereits bekannter Gebräuche enthält. Von den großrussischen Gebräuchen, die hier beschrieben werden, verdient die meiste Beachtung 1. das Hochzeitstor mit der roten Fahne (über die Rolle der roten Farbe im Hochzeitsritual s. jetzt Eva Wunderlich, Die Bedeutung der roten Farbe im Kultus der Griechen und Römer mit Berücksichtigung entsprechender Bräuche bei anderen Völkern, S. 36—46. Gießen 1925); 2. der sog. „Telegraph", d. h. ein mit farbigen Läppchen und Papierchen geschmückter Faden, der von einer Tanne am Hause der Braut zum Hause des Bräutigams geleitet wird; 3. die Rolle des Hasen und des Pferdes beim Hochzeitszeremoniell. Der Mangel der Arbeit besteht in ihrem zusammenfassenden Charakter, dem schematischen, bisweilen gezwungenen Rekonstruieren des Hochzeitsdramas, wodurch die individuellen, lokalen Varianten fortfallen und die Reihenfolge der einzelnen Momente des Hochzeitsrituals gestört wird. — Frau N. Hagenthorn gibt uns eine hübsche individuelle Schilderung einer Hochzeit im Gouvernement Tambow, in der wir interessante Einzelheiten finden, beispielsweise über die Rolle des Schweinskopfes bei den Hochzeitsgebräuchen (über die kultische Bedeutung eines Tierkopfes vgl. S. Eitrem, Beiträge zur griechischen Religionsgeschichte 3, S. 34—48. Kristiania 1920). — E. Karačewskaja berichtet in einer kurzen Notiz über ein ukrainisches Hochzeitsgebäck (Figuren einer Spinnerin und eines Fäßchens), welches als Überbleibsel der primitiven Einrichtung des Frauentausches (marriage by exchange) zu betrachten ist. — D. Trawin beschreibt ein Spiel der Mädchen an der Pečora, eine Art „Gorodki" [1]), welches deutliche Spuren des Phalloskults enthält. — Die Hochzeitsbeschwörungen der Syrjänen bilden den Gegenstand eines Aufsatzes von G. Starcew; von ihm auch Artikel über die Ehe und die Hochzeit bei den Ostjaken. — Wertvolles Material liefern die Arbeiten von A. Efimowa, welche Daten über die Hochzeit bei den Teleuten gesammelt hat, und von N. Dyrenkowa, die neue Materialien über die Geschlechterorganisation, das klassifizierende System der Verwandtschaft, über die Ehenormen und die psychischen Verbote bei den Altaivölkern mitteilt.

2. Trudy etnografo-archeologičeskogo muzeja perwogo Moskowskogo gosud. uniwersiteta (Arbeiten des Ethnographisch-Archäologischen Museums an der I. Staatsuniversität zu Moskau). Moskau 1927. 61 S. — Der Band enthält folgende Aufsätze: P. Preobraženskij: Zur Frage über die Natur der gruppenehelichen Verhältnisse in Australien (3—8). Der Verfasser behandelt das Institut des „pirrauru", als Merkmal der sozialen Bedeutung und des sozialen Einflusses der betreffenden Persönlichkeit und als Resultat der Geschlechtsverhältnisse, die sich unter der Gerontokratie gebildet haben. — A. Maximow: Pallanier und Ukiner (zwei sibirische Volksstämme, die aus der Mischung von Korjaken und Kamtschadalen entstanden sind; 9—14). — Derselbe: Das Pflügen des Flusses (15—20). Beschreibung eines georgischen und armenischen Brauches, der als eine Art Regenzauber ausgeübt wird und darin besteht, daß sich die Mädchen und Frauen vor einen Pflug spannen und den Boden oder das Bett eines wasserarmen Flusses pflügen. Entsprechende Bräuche sind auch aus Weißrußland bekannt.

3. Trudy Kostromskogo naučnogo obščestwa po izučeniju mestnogo kraja. XLI = IV. Etnografičeskij Sbornik (Arbeiten der Wissenschaftlichen Gesellschaft zur Erforschung des Heimatsortes zu Kostroma. Bd. XLI = IV. Ethnographischer Sammelband). Kostroma 1927. 154 S. 15 Taf. 2 Rubel. — Das Sammelwerk enthält folgende volkskundliche Aufsätze: S. Jeremin: Charakteristik der Volksdialekte am Fl. Kostroma (3—15). — W. Smirnow: Volkswahrsagerei im Kostromagebiet (17—91). Ein sehr wertvoller Artikel, Texte und deren Untersuchung enthaltend. — N. Dubrowin: Die Zubereitung der Lewaschen im Dorfe Parfenjewo (103—104). Lewaschen sind dünne Schichten von dickgekochtem Erdbeerensaft. — A. Fedosow: Materialien zur Fischerei im Kostromagebiet (105—115). — L. Kazarinow: Gegenstände aus dem mit Wurzeln ausgerodeten Holze im Kreis

[1]) Gorodki = ein in Rußland weitverbreitetes Spiel, bei dem mit Holzknütteln nach in besonderer Ordnung aufgestellten zylinderförmigen Holzklötzchen geworfen wird.

Tschuchloma (133—137). — G. Lebedew: Die Holzschlösser im Kreise Tschuchloma (138—139). — J. Poljanskaja: Das Kummet im Gouvernement Kostroma (140 bis 154). Klassifikation, Beschreibung, Anfertigungsverfahren, Verzierungen. — Im ganzen ein inhaltreiches und wertvolles Werk.

4. Trudy nižne-wolžskogo oblastnogo naučnogo obščestwa krajewedenija (Arbeiten der Nieder-Wolgaer Wissenschaftlichen Gesellschaft für Heimatkunde). Bd. XXXIV, Tl. 4. Saratow 1926. 73 S. — Dieser Teil ist ausschließlich den ethnographischen Fragen gewidmet. B. Sokolow (7—21) berichtet über seine im Jahre 1923 unternommene Expedition nach dem Kreise Petrowsk. — T. Akimowa (23—35) schildert die geistige Kultur der Tschuwaschen des Dorfes Kasanly, Kreis Woljsk: bemerkenswert ist die Beschreibung der Stier- oder Widderopferung, wobei das Tier vorher mit Wasser besprengt wird, um zu erfahren, ob das Opfer den Göttern angenehm sei: wenn das Tier zittert, ist das ein gutes Omen. Hier sehen wir eine Parallele zu der antiken Sitte, das Opfertier mit Wasser zu besprengen; wenn sich das Tier dabei schüttelt, so ist seine Opferung der Gottheit wohlgefällig (S. Eitrem, Opferritus und Voropfer der Griechen und Römer, S. 76. Kristiania 1915). Weiter wird über die Götter der Gerechtigkeit, über die Gottheit des Heimherdes Chertsurt und über Hochzeitsgebräuche berichtet. — P. Stepanow beschreibt die materielle Kultur der Tschuwaschen des Dorfes Kasanly (37—44), W. Worobjev untersucht die Volkskunst desselben Stammes (45—50), d. h. ihre Stickerei, Malerei, Holzschnitzerei, Spielzeug und Musik. — Sehr interessant ist der Aufsatz von M. Sowetow über den modernen Vierzeiler (das Schnaderhüpfel) im Saratowschen Gebiet (51—60). Der Verf. nimmt genetischen Zusammenhang der Vierzeiler mit Skomorochenliedern an und lehnt die Verwandtschaft mit den Räuberliedern und mit dem Arbeitsrhythmus ab. Wertvoll ist auch die Darstellung der Poetik der Vierzeiler. — F. Rodin endlich liefert einen Beitrag zur Geschichte der Wolgalohnarbeiter (Treidler) (61—73).

5. Sbornik (Sammelband) der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften der U. d. S. S. R. Bd. CI, No. 3. Leningrad 1928. 507 S. 7,50 Rubel. — Der Band ist eine Festschrift zu Ehren des Akademikers A. Sobolewsky. Neben zahlreichen Artikeln über Geschichte, Literaturgeschichte und Linguistik finden wir darin eine Reihe ethnographischer Arbeiten. Erwähnenswert sind z. B. D. Ainalow: Russischer Bericht über einen lateinischen Brauch (499—502); es handelt sich um das in den altrussischen Denkmälern erwähnte Verbot der Anwendung des lateinischen Usus, ein Kreuz auf die Erde zu malen, da es von den Füßen entweiht würde. — A. Bagry erforscht die Pfade der Verbreitung der Legenden über den weisen Salomo (241—244). — D. Zelenin: Die altrussische „Bratcina" (gemeinschaftliche Bewirtung) als rituelle Feier des Erntefestes (130—136). Der Verf. unterscheidet verschiedene Schichtungen in diesem Brauche und verfolgt seine Entwicklung von der Zeit des primitiven Tierfanges bis zur Viehzucht, dem Ackerbau und der Bienenzucht unserer Zeit; als rituelles Gericht erscheint statt des Opferhirsches des Jägers der Ochse oder der Widder des Viehzüchters und das Bier, die Grütze und der Honig des Ackerbauers. — A. Nikiforow widmet seine Arbeit der Frage über das morphologische Studium des Volksmärchens (173—178). — A. Seliščew bringt Notizen über die Ethnographie und Dialektologie Mazedoniens (314 bis 317).

Leningrad. Eugen Kagarow.

Liebe im Orient. Das Kamasutram des Vatsyayana. Erste vollständige deutsche Ausgabe, hrsg. von Dr. Ferdinand Leiter und Dr. Hans H. Thal. Wien, Schneider & Co. 1929. 296 S. — Ich weiß bestimmt: man tut Machwerken wie dem vorliegenden viel zu viel Ehre an, wenn man sie einer ernsten öffentlichen Besprechung würdigt. Sie verdienen in Hinsicht auf ihre absolute wissenschaftliche Nichtigkeit und aus anderen Gründen nur ein eisiges Schweigen seitens derer, die es mit der Forschung noch ernst nehmen. Aber — facit indignatio versum! Schon der Prospekt des Verlags Schneider & Co., Wien, fordert zum flammenden Protest heraus.

Klappern gehört freilich zum Handwerk, und die Reklame nimmt den Mund immer gehörig voll; das ist man nicht anders gewöhnt. Aber wenn dabei mit handgreiflichen Unwahrheiten operiert wird, so muß man dagegen Verwahrung einlegen. Der Prospekt behauptet, „das weltberühmte Kamasutram" sei „bisher nur aus teils um die interessantesten Stellen verkürzten Ausgaben, teils aus Übersetzungen, in welchen diese Abschnitte in lateinischer Sprache wiedergegeben werden, bekannt". Ich darf von mir wohl behaupten, über die bibliographischen Verhältnisse des Kamasutram genau unterrichtet zu sein, und so habe ich volle Berechtigung, zu erklären, daß in dem eben mitgeteilten Satze gleich zwei Unwahrheiten stehen: erstens sind bisher nur zwei Ausgaben bekannt, die ed. Bombay 1891 und die ed. Benares 1912, und die geben natürlich einen unverkürzten Text; zweitens gibt es auch keine Übersetzungen, die gewisse Stellen lateinisch bringen, sondern nur eine solche, und das ist die meinige.

Doch jene Behauptungen sind immer noch zahm gegenüber dem, was der Prospekt über das Anaṅgaraṅga zu sagen weiß. (Wenn die Herren auch nur eine Ahnung von den Elementen des Sanskrit hätten, könnten sie einmal im Böhtlingk nachschlagen und sich belehren lassen, daß das Anaṅgaraṅga der Anaṅgaraṅga heißt.) Also „das" Anaṅgaraṅga ist „jenes Werk, welches insbesondere von der Kunst zu verführen handelt, eine Fülle von Rezepten enthält, und gleichzeitig eine einzigartige Sammlung von erotischen Meisterwerken orientalischer Dichtkunst bietet. Dieses Werk vertieft die Probleme des Kamasutram und läßt der blendenden, von den schwülen Parfüms indischer Erotik durchtränkten Erzählungskunst freie Bahn. (Folgen 17 Titel von Geschichten, die tief blicken lassen. Es figuriert hier auch eine ‚Dame aus Kairo'!!!) Faszinierender Geist, genialer Witz und unendliche Grazie zeichnen diese galanten Erzählungen in einem solchen Grade aus, daß selbst die Perlen aus Boccaccios Dekameron keinen ebenbürtigen Vergleich bieten können".

Ja, da faßt sich der Indologe an den Kopf und fragt: Wo in aller Welt haben die Herren diesen Anaṅgaraṅga her! Ich darf behaupten, auch bezüglich des Anaṅgaraṅga Fachmann zu sein; ich habe zahlreiche Manuskripte davon durchgearbeitet, ich besitze ein paar indische Ausgaben und sogar die rare englische Übersetzung (Cosmopoli 1885): aber sie alle widersprechen den obigen Angaben absolut! Alle mir bekanntgewordenen Texte enthalten auch nicht einmal die Andeutung einer galanten Geschichte; der Autor vertieft die Probleme des Kāmasūtram nicht, sondern verflacht sie, die Verführungskünste spielen gar keine so große Rolle, und so bleibt von den Behauptungen des Prospektes nur die zu Recht bestehen, daß der Anaṅgaraṅga eine Fülle von Rezepten enthält.

Wie nennt man einen derartigen Prospekt parlamentarisch? —

Nun zur Übersetzung des Kamāsūtram selbst, die im Prospekt als die „erste lückenlose, künstlerisch hochwertige Übertragung" bezeichnet wird; auf dem Buchtitel geht sie als „erste vollständige deutsche Ausgabe", im Vorwort als „die erste vollständige literarische Übersetzung des Kamasutram in deutscher Sprache". — Über den künstlerischen Wert will ich nicht urteilen, und die absolute Vollständigkeit kann ich auf Grund einer eingehenden Vergleichung mit dem Original nicht ganz anerkennen. Aber wie steht es mit der Übersetzung als solcher, d. h. mit der Kenntnis des Sanskrit bei den Herren Dr. Ferdinand Leiter und Dr. Hans H. Thal? Nun, aus den ungezählten Randglossen, die ich in mein Exemplar eingetragen habe, geht es klar hervor, daß es damit eine eigene Sache ist, um es schonend auszudrücken. Der Charakter der vorliegenden Zeitschrift verbietet es, hier irgendwie auf Einzelheiten einzugehen; die Herren können sich ja diese Dinge von mir vor Gericht beweisen lassen! Ich sage hier nur: wer sich an einen so schwierigen Text wagt, wie es das Kāmasūtram ist, darf so elementare Fehler nicht machen, wie ich sie diesen beiden neuesten „Übersetzern" nachweisen kann. Auch müßte der Betreffende so viel Kenntnisse in den Realien besitzen, daß er nicht nötig hätte, anderer Leute Anmerkungen einfach zu übersetzen und stillschweigend zu übernehmen! Das „Vorwort der Übersetzer" umfaßt 44 Zeilen; davon sind zwölf

ohne Quellenangabe meinen Beiträgen zur indischen Erotik entnommen, und drei weitere enthalten meine Übersetzung der Schlußstrophe!! — Die literarischen Angaben zeigen ebenfalls den Dilettantismus der Herausgeber. Sie hätten doch sonst Haranchandra Chakladars Arbeit über Vātsyāyana wenigstens erwähnen und vor allen Dingen der überaus wichtigen und interessanten Parallelen zwischen dem Kāmasūtram und dem Kauṭilīyam Arthaśāstram gedenken müssen. Aber nichts von alledem! Das Urteil über Durgāprasāds Ausgabe ist verkehrt: es ist keine textkritische Edition — die gibt es bis heute noch nicht —, aber höchst verdienstlich ist sie, sorgfältig gedruckt und eine respektable Leistung. Unerwähnt lassen die Herren die ed. Benares 1912, die hier und da bessere Lesarten bietet und übersichtlicher gedruckt ist. Dem Titel nach kenne ich noch eine Bengālī-Ausgabe, von Babu Maheś Chandra Pal, mit Bengālī-Übersetzung.

Nach der sorgfältigen Prüfung, der ich das Buch unterzogen habe, ergibt sich zur Evidenz, daß die Wiener Herren die englische Übersetzung des Kāmasūtram (Benares 1883) mit allen ihren Fehlern, Lücken und Umstellungen kritiklos übernommen haben, einschließlich der Anmerkungen!! Da diese überhaupt nicht als Quelle genannt wird, ist diese Handlungsweise als unfair und das Buch als ein unerhörtes Plagiat zu bezeichnen. Diese Wiener Ausgabe hat absolut kein Anrecht darauf, als eine wissenschaftliche Leistung eingeschätzt zu werden; sie fördert das Verständnis des Kāmasūtram in keiner Weise und gehört so, wie sie ist, einfach zur Schundliteratur.

Ich möchte hier die Frage offen lassen, ob nicht vielleicht die französische Übersetzung von Liseux die unmittelbare Vorlage gewesen ist. Aber auf alle Fälle bleibt mein Urteil das gleiche, denn die englische Übersetzung ist ja doch die Grundlage für die von Liseux („absolument conforme au texte anglais") und, wie mir ein paar Stichproben gezeigt haben, auch für die von Lamairesse, welch letztere aber für die Plagiatfrage nicht weiter in Betracht kommt, da sie in der Anordnung des Stoffes und wegen vieler Kürzungen gar zu erheblich von der bekannten Fassung des Urtextes abweicht. Letzteres gilt auch von der ed. Anquetil, die nur die „interessantesten" Stellen wiedergibt, und zwar „exclusivement" nach der ed. Liseux.

Münster i. W. Richard Schmidt.

Notizen.

Anderson, Walter: Novelline popolari sammarinesi pubblicate ed annotate 1—2. Tartu 1927/29. 25. u. 80 S. (Acta et commentationes Universitatis Dorpatensis 10,5, 19,3.) — Diese Publikation verdient um ihrer Methode und Ausführung willen besondere Beachtung. In der kleinen, volkskundlich noch wenig erforschten Republik San Marino hat der Dorpater Prof. Anderson seit mehreren Jahren durch einige Hundert Schulkinder im Alter von 7—13 Jahren ihre Lieder, Rätsel, Sprichwörter und Märchen aufzeichnen lassen. Aus diesem großen Material veröffentlicht er hier 56 Märchen, an denen er nur orthographische Änderungen, namentlich bei den mundartlichen Fassungen vorgenommen hat. Es sind zumeist weitverbreitete Stoffe: Tiermächen vom Fuchs und Wolf, Rotkäppchen, Goldgans, Sieben auf einen Streich, Däumling, Kaiser und Abt (hier: Papst und Mönch), Drei Orangen, Die kluge Bauerntochter, Die Mutter des Petrus, die (schon von Straparola erzählte) Puppe, aber auch einige bisher wenig bekannte wie 'Rosina e il mago', fast alle in knapper Darstellung, bisweilen ohne den befriedigenden Schluß (Nr. 9, 30). Nr. 13 verbindet die Schwänke vom gestohlenen Schwein in der Wiege und vom Advokaten Pathelin; Nr. 8 stellt sich den in der ZfVk. 27, 135 besprochenen Erzählungen von den sonderbaren Namen an die Seite. Eine Musterleistung sind endlich die ungewöhnlich reichhaltigen Anmerkungen. J. B.

Andrejev, N. P.: Die Legende vom Räuber Madej. Helsinki, Academia scientiarum Fennica. 1927. 335 S. (F F Communications 69.) — Die Untersuchung hängt zusammen mit der 1924 veröffentlichten Arbeit über die Legende von den zwei Erzsündern (vgl. ZfVk. 35, 57) und ist gleich dieser von Prof. W. Anderson unterstützt und verdeutscht worden. Die Legende vom Räuber Madej, die in 244 Aufzeichnungen des 19. und 20. Jahrhunderts besonders aus dem slavischen und deutschen Sprachgebiete (bei Grimm 206: ‚Die drei grünen Zweige') vorliegt, besteht aus drei Teilen: 1. Verschreibung eines Sohnes an den Teufel, 2. Reise dieses Knaben in die Hölle und Begegnung mit dem zweiten Helden, einem gewaltigen Verbrecher, 3. Buße und Erlösung des zweiten Helden. Durch eine musterhaft genaue Analyse der vielfach voneinander abweichenden Fassungen gelangt Andrejev zu einer Scheidung von drei Hauptredaktionen der Legende: einer westlichen (bretonisch, deutsch), einer großrussischen und einer zentralen (galizischen; die eingepflanzte Keule wird zum Apfelbaum), wozu sich noch ein slovenisches Lied und einige Mischtypen gesellen. Ihre Verbreitung in Europa veranschaulicht die beigegebene Landkarte. Der Urtypus, der aus bekannten Elementen zusammengesetzt ist, entstand nach Andrejev im christlichen Mittelalter, und zwar auf keltischem Gebiet, von wo er (über Deutschland oder Skandinavien) nach Rußland wanderte, um in Polen weiter umgestaltet zu werden. In vielen Varianten sind Motive aus anderen Erzählungen eingedrungen, die Andrejev auf S. 277—288 zusammenstellt. Zu der Episode von dem durch ein rachsüchtiges Mädchen des Diebstahls bezichtigten Helden (S. 45. 279) konnte auf die Legende von den Jakobspilgern (R. Köhler, Schr. 2, 558; 3, 223. 639) verwiesen werden. Die umsichtig geführte Untersuchung zieht endlich (S. 293) einige beachtenswerte allgemein gültige Schlüsse auf die Verbreitung und Entwicklung von Volksüberlieferungen und die Existenz bestimmter Kulturkreise. J. B.

Auer, Grethe: Marokkanische Erzählungen. Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1929. 322 S. — Es sind keine Volksmärchen, die uns die Schweizer Dichterin hier bietet, sondern sechs ziemlich breit ausgeführte novellistische

Skizzen aus dem Kleinleben des marokkanischen Hirtenvolkes, die durch die Schilderung des Familienlebens, der Zaubergebräuche, Feste und der ganzen Mentalität ethnographischen Wert erhalten, zumal sich seit 1904, wo diese Geschichten zuerst erschienen, die Verhältnisse in Marokko gründlich geändert haben. J. B.

Blinkenberg, Chr.: Statuen med guldhovedet. (Danske Studier 1928, 97 bis 113.) — Eine altgriechische Inschrift in Epidauros erzählt, wie der Gott Asklepios der Kallikrateia im Traum offenbarte, der Schatz ihres verstorbenen Gatten liege zur Mittagszeit im Monat Thargelion im Löwen, d. h. an der Stelle vergraben, wohin der Schatten des Kopfes des steinernen Grablöwen dann falle. Diese Geschichte weist der dänische Archäolog, der die verstümmelte Inschrift zuerst richtig deutete, vielfach im Mittelalter und in der neuesten Zeit nach. In den Gesta Romanorum c. 265 lautet die Inschrift einer Marmorstatue: 'Kalendis Maii sole oriente caput aureum habeo'. J. B.

Bolte, Johannes: Heinrich Sohnrey und die deutsche Volkskunde. Velhagen und Klasings Monatshefte 1928/29. S. 470—472. — Anläßlich des 70. Geburtstages des verehrten Schilderers niederdeutscher Menschen und Zustände würdigt Bolte kurz die Eigenart seines Schaffens, wie sie in seinen volkskundlichen Schriften, besonders den Sollingbüchern, zum Ausdruck kommt. F. B.

Brandl, Alois: Shakespeare. Leben — Umwelt — Kunst. Mit 7 Abbildungen. 4. Aufl. Wittenberg, A. Ziemsen o. J. [1929]. = Geisteshelden (Führende Geister). Bd. 8. XVI, XVI, 517 S. 10 M. — Diese mit eindringlich nachfühlendem Herzen geschriebene Biographie, die 1922 zuerst erschien, ist um einen gedankenreichen Essay als Vorwort vermehrt: Was ist uns Shakespeare heute? Wenn wir das prächtige Buch hier anzeigen, so geschieht es deshalb, weil der Verf. auch unser Arbeitsgebiet berücksichtigt. In Sitten, Gebräuchen und Spielen stand in der Jugend des Stratforders der „Mond des Katholizismus" noch am Himmel; in den Lustigen Weibern trägt er zum ersten Male stark heimatliche Lokalfarbe auf u. v. a. m. Alles das wird in gepflegter Sprache höchst lebendig geschildert; selbstverständlich, daß über die Quellen z. B. zur Hamletsage alles Nötige gesagt wird, wie es nach einem jahrzehntelangen gelehrten Eindringen in das Wesen des Helden nicht anders zu erwarten gewesen ist. Eine umfangreiche sorgsam sichtende Bibliographie beschließt das Buch. Es sei mir verstattet, einige Arbeiten aus den letzten Jahren zu nennen, die dort nicht verzeichnet sind, aber denen, die Shakespeare in dieser Hinsicht näher kennenlernen wollen, nicht überflüssig erscheinen werden: Henry B. Wheatley, The Folklore of Sh., Folklore 27, 378ff.; F. Weber, Volkskundliche Streifzüge durch Sh. Bayrische Hefte f. Volkskunde 1, 233ff.; August Ackermann, Der Seelenglaube bei Sh. Frauenfeld 1914; Hermann Schelenz, Sh.s Wissen auf dem Gebiete der Arznei- und Volkskunde, Leipzig 1914; Pflanzensymbolik bei Sh. oben 26, 149—177; Rich. Jente, The proverbs of Sh. with early and contemporary parallels. Washington University Studies 13, 391—444. Hermann Kügler.

Brechenmacher, Josef Karlmann: Deutsches Namenbuch. Stuttgart, Bonz & Co. 1928. 388 S. Geb. 10 M. — Gemeint sind die deutschen Vor- und Familiennamen, bevorzugt ist die südwestdeutsche Heimat des Verfassers. Das Buch ist Frucht eigener, umfassender Sammelarbeit, aus Schulunterricht erwachsen und für ihn und für Familienforschung bestimmt. An den 12000 Namen sollen weitere Kreise den Reichtum unserer Namenwelt erkennen. Umfangreiche Lehrproben sind den Kapiteln über altdeutsche Vornamen, Heiligennamen und spätere Familiennamen angefügt. Außer Urkundenbüchern ist namenkundliches Schrifttum in Menge benutzt: aber die altdeutschen Doppelstämme (S. 19f.) haben doch alle noch immer die zweistämmige etymologische „Bedeutung": Hildburg = Kampfburg, Hildegard = Kampfstätte usw. Nach einer Namengeographie ruft auch dies Buch wieder; übrigens zum Kapitel „Töpfer und Maurer" hätte die ausgezeichnete Arbeit von Rickert 'Synonymik deutscher Handwerkernamen' (1917) herangezogen werden können. Die behäbige Darstellung faßt manches doch etwas zu forsch zusammen, z. B. sollen (S. 52) nur die bekanntesten Heiligen mit kerndeutschen Namen genannt werden: der König von Kastilien Ferdinand (S. 55) hat doch ein gotisches Lehnwort im Spanischen zum Namen, vgl. auch Alfons (S. 53) und viele angelsächsische Namen. Das liebevoll geschriebene Buch zeigt allgemeinverständliche Sprachform und wird gern besonders in die Schulbibliotheken eingestellt werden. Walther Mitzka.

Brockmann-Jerosch, H.: Schweizer Volksleben. Sitten, Bräuche, Wohnstätten. Mit 325 Abbildungen, 8 Tafeln und 30 Textillustrationen. 1. Band. Erlenbach-Zürich, E. Rentsch 1929. 119 S. 4. Geb. 28 Fr. (23 M.). — Der Bilderteil dieses schönen Werkes ist zweifellos die inhaltlich reichste und technisch vollkommenste Sammlung volkskundlichen Anschauungsmaterials, die es zur Zeit gibt. Die Schweiz mit ihrem an Art und Mensch so mannigfaltigen Aufbau, ihrem selbstbewußten Festhalten am Herkommen, ja zum Teil an Urältestem — man denke nur an Rütimeyers Urethnographie — mußte dem Herausgeber des Buches und seinen Mitarbeitern von vornherein ergiebige Ernte versprechen. Dazu ermöglicht der geringe Umfang des Landes und der einzelnen Kantone eine Vollständigkeit, die in weiträumigeren Gebieten niemals in gleichem Maße erreicht werden kann. Der vorliegende erste Band, den ein Vorwort von Hoffmann-Krayer geleitet, umfaßt die Gebiete: 1. St. Gallen, Appenzell, Glarus, 2. Graubünden, 3. Italienische Schweiz, 4. Thurgau, Schaffhausen, Zürich. Der zweite Band, der hoffentlich recht bald folgt, soll die Innerschweiz, Wallis, Welsche Schweiz, Bern, Aargau, Solothurn und Basel behandeln. Bei der Fülle der Bilder ist es fast unmöglich, einzelnes hervorzuheben; besonders reich bedacht sind die Gemeinschaftsbräuche, von der eindrucksvollen Landgemeinde bis zum Umzug der kindlichen Chläuse. Sehr wertvoll sind auch die Wiedergaben bestimmter Arbeitsweisen, Hantierungen und Geräte, die für das italienische Gebiet die Karten von Jud und Jaberg illustrieren können, solange der für dieses Werk geplante Abbildungsband noch aussteht. Manche Bilder, von Menschen sowohl wie von Landschaften und Häusern, sind von hoher künstlerischer Schönheit. Der Text ist zu einem nicht geringen Teile vom Herausgeber selbst und von W. Manz verfaßt, neben ihnen stehen zahlreiche Mitarbeiter, Kenner der einzelnen örtlichen und sachlichen Sondergebiete. Diese Begleittexte lassen alle Töne erklingen, vom schlichten Tatsachenbericht und anspruchsloser Plauderei bis zu wissenschaftlich eindringender, Zusammenhänge aufdeckender oder wenigstens — mit mehr oder weniger Glück — suchender Darstellung. Sehr viele der behandelten Bräuche usw. haben auch in Deutschland Heimatrecht, so daß das prächtige Buch auch für die deutsche Volkskunde im Sinne der politischen Grenzen von größtem Wert ist.

F. B.

Čajkanović, V.: Srpske narodne pripovetke I. (Serbische Volksmärchen.) Srpski Etnografski Zbornik 41. Belgrad 1927. XIV, 637 S. — Die Belgrader Akademie besitzt große handschriftliche Materialien zur serbischen Volkskunde, darunter 29 Märchensammlungen mit insgesamt 1636 Märchen. Der Religionsgeschichtler der Belgrader Universität, V. Čajkanović, hat sich nun der mühevollen Aufgabe unterzogen, diese Bestände zu sichten und das Wervollste zu veröffentlichen. 212 Märchen, Sagen und Legenden wurden vollinhaltlich abgedruckt, die übrigen wurden kurz charakterisiert. Das ungemein sorgfältige Verzeichnis der Varianten und Parallelen nimmt allein 100 Seiten ein. Die gesamte einschlägige Märchenliteratur ist herangezogen, so daß sich das Werk den bisherigen südslavischen Märchenstudien von Jagić, Köhler, Polívka und P. Popović würdig anreiht. Ein ausführliches Sachregister und ein serbisch-lateinisches Wörterverzeichnis erhöhen noch den Wert dieses monumentalen Buches. Edmund Schneeweis.

Canaan, Taufik: Dämonenglaube im Lande der Bibel. Leipzig, Hinrichs 1929. VIII, 64 S. 2,70 M. (Morgenland, Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, hrsg. von W. Schubert, Heft 21.) — Der durch eine Reihe von volkskundlichen Veröffentlichungen bekannte palästinensische Gelehrte stellt nach einer kurzen Einleitung über den Dämonenglauben des heutigen Palästina und über die Vorstellungen von guten Geistern zahlreiche Überlieferungen für Ursprung, Leben, Namen, Klassen und Wirkungskreis der bösen Geister (ǧinn) zusammen. Seine Quellen sind in erster Linie die Werke und Wörterbücher der Araber, sowie persönliche Beobachtungen der Fellachen. Als Beitrag zur Kenntnis des Aberglaubens ist das Heft eine sehr wertvolle Studie und erweist die weite Verbreitung primitiver Vorstellungen. Vergleiche mit europäischem Aberglauben drängen sich dem Leser auf jeder Seite auf, so, um nur ein paar Beispiele zu nennen: Unglückstage, Mittagsdämonen (20), Ausrutschen der Geister auf Erbsen (21), menschliche Geburtshelfer von Geistern erbeten und belohnt (23), letzte Garbe für die Geister (25), Dämonennamen als Krankheitsnamen (34), Baumgeister beim Fällen um Verzeihung gebeten (34) u. a. m. Hoffentlich gelingt es dem Verf., die in seiner gedrängten Übersicht noch nicht berücksichtigten, hochwichtigen Gebiete der Zauberei, Talismane, Wahrsagung u. a. m. bald nachzholen. F. B.

Coster-Wijsman, Lina Maria: Uilespiegel-verhalen in Indonesië, in het biezonder in de Soendalanden. Santpoort, C. A. Mees 1929. 171 S. (Leidener Doktorschrift.) — Die gelehrte Verfasserin bespricht in Kap. 1 eine Reihe malaiischer Narrengeschichten, die zum Teil mit den Streichen des arabischen Djoha und des türkischen Nasreddin Chodja zusammenhängen, oft freilich auch witzlos oder unsauber sind, nach einer von Snouck Hurgronje aufgezeichneten Sammlung sundanesischer Texte, deren Held den Namen Kabajan führt, nebst einigen anderen, zusammen 134 u. 10 Nummern. In Kap. 2 folgt eine Auswahl der Originaltexte (S. 77 bis 146); in Kap. 3 und 4 eine Übersicht über die Geschichten von Masjhoedoelhakk (indisch: Mahosadha) und Aboe Nawas, die vorwiegend Scharfsinnsproben und weise Urteile enthalten. Die sorgsamen Verweise auf verwandte Erzählungen der Weltliteratur machen das Werk besonders für die Märchenforscher wertvoll. Nachgetragen sei zu S. 25, Nr. 4 (Orakel aus dem hohlen Baum) Bolte-Polívka, Anm. 3,44; zu S. 159 (Geschenk und Schläge geteilt) ebenda 1,64; zu S. 166, Nr. 17 (vier Brüder) ebenda 3,52; zu S. 167, Nr. 20 (Statue belebt) ebenda 3,53; zu S. 49, Nr. 68 (Verunreinigung bestraft) Montanus, Schwankbücher 1899, S. 598, Nr. 26; zu S. 71, Nr. 129 (Weinen bei heißer Speise) Pauli, Schimpf und Ernst c. 672. J. B.

Cornelissen, Jozef: Nederlandsche Volkshumor op stad en dorp, land en volk. Spot- en bijnamen, spotrijmen, spotvertellingen, volksetymologische sagen, spreekwoorden en zegswijzen naar hun oorsprong en beteekenis verklaard. 1. Band. Antwerpen, De Sikkel [1929]. XXXII. 300 S. — Der durch eine vlämische Märchensammlung und ein Wörterbuch der Antwerpener Mundart bestens bekannte Verf. sammelt nunmehr den reichen Schatz niederländischer Spottnamen, Neckreime und Stichelschwänke auf einzelne Städte und Dörfer. Aus dem ersten Bande, der die Provinzen Brabant und Antwerpen umfaßt, erfahren wir z. B. den Ursprung der Beinamen Sinjoren (span.: Señores), Kükenesser, Lachsfresser, Mondlöscher, Kirchenschieber. Eine Menge von bekannten Schildbürgerstreichen wird den Bauern von Oolen (S. 258) nachgesagt: die aufs Kirchendach gezogene Kuh, der lebendig begrabene Maulwurf, die Bewirtung des Kaisers, das Brunnenmessen usw. Ein altindischer Schwank ist der vom Bauern, der den Zweig absägt, auf dem er sitzt (S. 276: J. Hertel, Indische Narrenbücher 1922, S. 83), eine Fazetie H. Bebels (1, 10), das statt des Resurrexit gesungene Requiem (S. 278); schon in Grimms Märchen (Bolte-Polívka 2, 561 zu Nr. 120) steht der Schwank von den drei Walen, die kein Vlämisch verstehen (S. 14). J. B.

Damköhler, Eduard: Nordharzer Wörterbuch. Auf Grundlage der Cattenstedter Mundart, hrsg. vom Harzverein für Geschichte und Altertumskunde. Wernigerode, Selbstverlag des Vereins 1927. XIII, 322 S. 6 M. (Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes IV). — Dem Harzverein ist die Drucklegung des seit langem vorbereiteten Werkes zu danken, für das der Verfasser bald ein halbes Jahrhundert in fachwissenschaftlichen Aufsätzen und durch persönliche Sammlung des nunmehr geborgenen Wortschatzes vorbereitet hat. Der Bezirk ist das Monophthongierungsgebiet des Niederdeutschen am Nordosthang des Harzes. Dieser seiner Heimat vor allem hat seither die liebevolle Forschung des Verfassers gegolten, so daß er aufs beste Auskunft geben kann. Die Volkskunde findet im Wortschatz vielfache Berücksichtigung, so werden volkstümliche Pflanzennamen gebracht, die in weiterer Umgebung von anderen abgelöst werden. Redensarten, Flurnamen, auch mal Personennamen (schlîphâke), Bezeichnungen für Markttage, der Nachtwächterdienst (schtâpelwache), Hausnamen (brinksitter) tauchen auf, es werden ehemalige und lebende Volksbräuche gebucht, wie der Brautkuchen, der Bauernschilling bei Trauungen, zu Weihnachten wird der bûrjunge gebacken u. a. m. Ausstattung und Druck ist trefflich; schade, daß die S. VIII genannte Mundartenkarte fehlt. Im Verzeichnis der Vokale ist ë nicht beschrieben, es ist die im Text vielgebrauchte offene Länge. Der Preis des Buches ist anerkennenswert billig. Walther Mitzka.

Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, Heft 6: Deutsche Volkskunde. Berlin, Karl Siegismund 1928. 150 S. — Dies Sammelheft ist hervorgegangen aus einer am 7. Januar 1928 abgehaltenen Besprechung von Sachverständigen, die der Präsident der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, Exz. Dr. Schmidt-Ott, einberufen hatte, um eine vielerseits als notwendig empfundene Sammlung der im Volke noch lebenden Reste bodenständigen Kulturgutes einzuleiten. Als nächste Aufgabe wurde die Schaffung eines

volkskundlichen Atlasses in Angriff genommen, ein Arbeitsausschuß zum Entwerfen eines Fragebogens bestellt und eine Geschäftsstelle eingerichtet. Wie Schmidt-Ott und der bayrische Unterrichtsminister Goldenberger betonen, ist dazu die rege Mitwirkung von Kirche und Schule, Behörden und volkskundlichen Vereinen notwendig. — John Meier, der Leiter des Verbandes von mehr als 150 Vereinen, Museen und Anstalten des deutschen Kulturgebietes, gibt dann einen Überblick über die Entwicklung der volkskundlichen Arbeit seit Herder und über den Umfang und die Probleme dieser jungen Wissenschaft; er erblickt in Naumanns Lehre vom gesunkenen Kulturgut eine Unterschätzung der geistigen Tätigkeit der Unterschicht. Für Leben und Absterben volkskundlicher Erscheinungen ist ihm der 'Verkehr' der wichtigste Antrieb, was er mit hübschen Beispielen belegt. Letztes Ziel der Forschung ist die Feststellung der Kräfte, die zur Schaffung einer landschaftlichen Einheit, eines Stammescharakters führten. Wünschenswert bleibt ein großes Forschungsinstitut für deutsche Volkskunde. — A. Hübner zeichnet genauer die Einrichtung und den Zweck des Volkskundeatlasses (vgl. oben S. 1ff.). — G. Schreiber handelt von dem Einfluß der Kirche auf die Entwicklung des germanischen Volkslebens; viele alten Bräuche wurden durch die liturgischen Benediktionen Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt. — F. Boehm zeigt, wie in Preußen durch die neuen 'Richtlinien' die Volkskunde im Schulunterricht eine Stelle gefunden hat und bei den Schülern auf lebhaftes Interesse stößt. Er verkennt nicht die Belastung, die der gegenwärtigen Lehrergeneration damit auferlegt wird, und die Schwierigkeit, hier Verstand und Gemüt gleichzeitig zu erfassen. Er empfiehlt für die höheren Klassen die Bildung von Arbeitsgemeinschaften und fordert besondere Lehrgänge für die Lehrerschaft. — Th. Frings, der wie Meier die Naumannsche Theorie von der Kulturbewegung zwischen Ober- und Unterschicht modifiziert, legt an Kartenbildern des Rheinlandes dar, wie die Sprachgeographie für die Bräuche der Osterfeuer und der Gesindetermine zu ähnlichen Ergebnissen führt. — H. Aubin sieht die Bedeutung des Volkskundeatlasses für die Geschichtsforschung darin, daß er einen Gegenwartsdurchschnitt gibt für die kulturellen Typenprovinzen und den geistigen und sachlichen Besitz der Massen. — Kurt Wagner fordert Mengen unkorrigierten Stoffes in geographischer Lage und aus derselben Zeitstufe als Grundlage für die Kenntnis volkskundlicher Formen und vergleicht die direkte Methode der französischen Mundartenforschung mit der indirekten durch Fragebogen. Später müsse eine Sammlung der älteren Zeugnisse als Ergänzung hinzutreten. — W. Mitzka gibt einen Überblick über das Auslandsdeutschtum und unterscheidet Erhaltungs-, Neuschöpfungs-, Misch-, Entlehnungs- und Ausstrahlungsgebiete. — Endlich gibt R. Wossidlo aus reicher eigener Erfahrung Winke über das Sammeln von Volksüberlieferungen, seine früheren Berichte (oben 16, 1) ergänzend. Mecklenburg bietet trotz des Schwindens der alten Überlieferungen noch immer reichen Ertrag. J. B.

Enzinger, Moriz: Die deutsche Tiroler Literatur bis 1900, ein Abriß. Wien, Schulwissenschaftlicher Verlag Haase 1929. 128 S. (Tiroler Heimatbücher, hrsg. von R. Klebelsberg und O. Menghin, Bd. 1.) — Die dem Andenken August Sauers gewidmete Übersicht der Tiroler Literaturentwicklung reicht vom 13. Jahrhundert, wo die Sage von dem zum bayrischen Stammeshelden gewordenen Ostgotenherrscher Theoderich dichterische Gestaltung findet, bis zum Auftreten des Realismus 1893. Uns interessieren in der gediegenen, wenn auch z. T. skizzenhaften Arbeit, die durch ausführliche Literaturnachweise (S. 108—129) eingehendere Studien ermöglicht, besonders die Kapitel 2—5, die von den Volksschauspielen des 15. Jahrhunderts, von der glanzvollen Zeit Maximilians I. und der eindringenden Reformation, vom Barockdrama der Jesuiten und der Italiener und von seinen Einwirkungen auf das Bauerntheater, endlich vom Volkslied und dramatischen Volksbräuchen handeln. In Kapitel 9—10 finden wir Hinweise auf die volkskundliche Arbeit von J. V. Zingerle, Chr. Schneller und auf die Vereinigung von Volks- und Bildungsdichtung bei Adolf Pichler. J. B.

Fouquét, Karl: Jakob Ayrers 'Sidea', Shakespeares 'Tempest' und das Märchen. Marburg a. L., N. G. Elwert 1929. 112 S. u. Taf. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. von E. Elster, Bd. 32.) — Seitdem Tieck 1817 die Ähnlichkeit der Fabel von Shakespeares 'Sturm' mit der vor 1605 gedichteten 'Sidea' Jakob Ayrers entdeckte, haben sich zahlreiche Forscher bemüht, die Beziehungen zwischen beiden Dramen aufzuklären. Tittmann (1868) und Newell (1903) wiesen auf die von beiden Dichtern benutzten Märchenzüge hin; und ihnen

schließt sich Fouquét im wesentlichen an. Er unterscheidet sechs Hauptmotive (Zwist, Wanderung, Werbung, Aufgaben, magische Flucht, vergessene Braut) und zieht zur Vergleichung außer einigen zeitlich nahestehenden Dramen (Greene, englische Komödianten, Calderon) und Romanen (Ford, Malespini, Eslava) einige vierzig ziemlich willkürlich ausgewählte Märchen heran. Er liefert aber keine straffe Untersuchung etwa im Stil der finnischen Schule, sondern gelangt (S. 66) zu der Annahme einer verlorenen italienischen (oder spanischen) Urform des Märchens, das den Dramen von Ayrer, Shakespeare und Eslava zugrunde lag. Zur Ausschmückung verwandten Ayrer wie Shakespeare historische Berichte über den litauischen Fürsten Witold, den genuesischen Dogen Prospero Adorno u. a.; das Stück der englischen Komödianten stammt aus deutscher Quelle. Diesem sich von kühnen Hypothesen fernhaltenden Ergebnis kann man zustimmen. Zu der S. 36 besprochenen Spiegelszene an der Quelle sei auf weitere Parallelen in der ZfVk. 6, 64, bei Dähnhardt, Natursagen 3, 271; Chavannes, Tripitaka 3, 271; Parker, Ceylon Nr. 106 verwiesen. J. B.

Gaudefroy-Demombynes: Ibn Faḍl Allah Al-ʿOmarî, Masālik el Abṣār fi Mamālik el Amṣār („Wege der Ausblicke in den Reichen der Stadttümer"). Teil I, Afrika (ohne Ägypten) und Andalusien, übersetzt und mit Fußnoten versehen. Paris, Geuthner 1927. LXVIII, 282 S. 100 Fr. — Die bedeutendsten der arabischen Geographen wie Bekri, Ibn Chaldoun, Makrizi u. a. sind seit langem in handlichen Übersetzungen zugänglich, eine noch der Ausschöpfung harrende Fundgrube für Völkerkundler. Inzwischen geht die Arbeit der Nachlese weiter. Das 14. Jahrhundert, die Zeit der Hochblüte der arabischen Literatur, hat unter den auf Herodot zurückblickenden Werken auch eine Übersicht — so lautet etwa die Übersetzung des Titels — wie den Masalik hervorgebracht. AlʿOmarî, aus Kairo gebürtig und in Damaskus als Diplomat lebend, gibt hier einen klaren, anschaulichen und bemerkenswert gewissenhaften Bericht über die Zustände in wenig bekannten Ländern, wie nur er als Hofmann sie in Erfahrung bringen konnte, ohne je den Fuß dorthin gesetzt zu haben. Das Glanzstück der Auswahl von fünf Kapiteln stellt meines Erachtens die Schilderung des Mali-Reiches dar, das damals, um 1342—49, von Wadai bis zum Senegal sich erstreckte. Hier bringt AlʿOmarî neues und, bei dem Mangel an zuverlässigen Quellen, unentbehrliches Material zur Beurteilung bei. Der Herausgeber hat durch die umfassende Einleitung, einen vorzüglichen Index und eine Fülle von Fußnoten das Eindringen in alle sich aufwerfenden Fragen zu einem genußreichen Durchwandeln gemacht. Ein reiches Buch! Manche Ausführungen bergen Monographien in nuce. Auf endgültige Antworten ist durchweg Verzicht geleistet, wie es im Rahmen einer Erstausgabe liegt. Aber schon streben Einzelgebiete nach gesonderter Behandlung. Verwaltungszweige, Titel, Feldzugsbanner, Pauken, Schirme als Abzeichen königlicher Würde, Diademe, Farben, Kleidung werden einer Sonderwürdigung unterzogen. So kommt nicht nur der Geograph, dem durch Übersichtskarten die Orientierung erleichtert wird, sondern auch der volkskundlich Interessierte auf seine Rechnung. Die Einleitung bahnt bereits dieser Sonderforschung den Weg, ohne indessen das im Index angedeutete Material gänzlich vorwegzunehmen.
Hans Felix Wolff.

Geramb, Viktor: Die Volkskunde an der Grazer Universität. Sonderabdruck aus: „Die Grazer Hochschulen". März 1929. — In Graz, wo von Karl Weinhold 1853/54 vermutlich das erste volkskundliche Kolleg an einer deutschen Hochschule gelesen worden ist, erfreut sich dank Meringer und Geramb auch heute unsere Wissenschaft besonderer Pflege. Enger und naturhafter als anderswo ist hier der Zusammenhang zwischen der Wissenschaft und dem lebendigen Volksleben, und so ist es nicht zu verwundern, daß — zumal in den Sommersemestern — zahlreiche Hörer namentlich aus dem Reiche die schöne Hauptstadt der Steiermark aufsuchen, um unter Gerambs anfeuernder Führung volkskundlichen Studien nachzugehen. Der vorliegende Aufsatz gibt eine Übersicht über die hierfür in Graz bestehenden Einrichtungen, Museen usw., von denen erfreulicherweise auch weitere Kreise der Bevölkerung eifrigen Gebrauch machen. F. B.

Gesemann, Gerhard: Volkscharaktertypologie der Serbokroaten. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Charakterologie. Berlin 1928. S. 209—269, 4 Karten und 10 Bilder. — Der Prager Slavist Gesemann, einer der besten Kenner des südslavischen Kulturlebens, entwirft hier knapp und treffend eine Volkscharaktero-

logie der Serbokroaten, wobei er sich in der Hauptsache auf die von dem Belgrader Geographen I. Cvijić († 1927) und seiner Schule erarbeiteten Ergebnisse stützt, aber auch viele neue, aus jahrelangem Studium der serbokroatischen Literatur und des Volkslebens gewonnene Erkenntnisse ausschüttet. Von den drei charakterologischen Haupttypen, dem dinarischen, dem zentralen und dem pannonischen ist der erste, der dinarische, weitaus der repräsentativste, denn „er ist das völkische und moralische Rückgrat des serbokroatischen Volkes", charakterisiert durch ein starkes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, Heroismus (künstlerischer Ausdruck desselben ist das epische Volkslied und der „Bergkranz" des Petar Petrović Njegoš), zähes Festhalten an der Tradition (Totenkult, Verehrung des Hausheiligen, primitiver Zauberglaube, Patriarchalität, Stammesverfassung, Blutsbrüderschaft); durch lebhaftes, jäh aufbrausendes Temperament, Mutterwitz und hohe angeborene Intelligenz. Den freiheitsliebenden Dinariern gegenüber sind die Vertreter des zentralen Typus (Altserbien, Mazedonien) ausgesprochene Rajas, sich duckend, mißtrauisch, als Kaufleute emsig und kleinlich. Weniger scharf lassen sich die Vertreter des pannonischen Typus charakterisieren. Die verschiedensten Siedelungsströme und Kultureinflüsse haben sich auf ihrem Gebiet vermischt und durchkreuzt. Die im Westen sitzenden, von Dinariern schwach durchsetzten Kroaten sind fleißig, treu, religiös, die meist dinarischen Einwanderern entstammenden Slavonier zeigen Hang zu Wohlleben und Genußsucht, die Bewohner der Vojvodina (der Herkunft nach zentrale Typen mit starkem dinarischen Einschlag) sind charakterologisch bis heute noch nicht ausgeglichen. Sie haben im Rahmen Österreichs die mitteleuropäische Zivilisation rasch angenommen und sie den im 19. Jahrhundert mit dem kulturellen Ausbau des serbischen Staates beschäftigten Dinariern südlich der Donau-Save-Linie weitergegeben. — 4 Karten (Flußtäler und Verbindungswege, Kulturzonen, Charaktertypenkarte, Siedlungskarte der Šumadija) und 10 Bilder charakteristischer Typen sind der in glänzendem Stil geschriebenen Abhandlung beigegeben.

E. Schneeweis.

Götze, Alfred: Das deutsche Volkslied. Leipzig, Quelle & Meyer 1929. 130 S. 1,80 M. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 256.) — Die in 6 Kapitel zerfallende vortreffliche Schrift handelt zuerst vom Begriff und vom Stil des Volksliedes und verbreitet hier, mit verschwommenen Vorstellungen gründlich aufräumend, erfreuliche Klarheit. Anschaulich schildert Götze dann in den geschichtlichen Abschnitten das Volkslied der alten Zeit, Goethes Verhältnis zum Volkslied und das Weihnachtslied, um endlich der vielfach geäußerten Besorgnis um den Untergang des Volksliedes entgegenzutreten: umgestaltet hat es sich mehrfach, sterben wird es darum nicht. Zu den an seinen früheren Aufsatz über die drei im 16. Jahrhundert nachweisbaren Dichter Grünwald (Zeitschrift für den deutschen Unterricht 26, 369) anknüpfenden Ausführungen S. 68f. möchte ich noch auf das Lied im Nürnberger Gesangbuch von 1601 (Wickram, Werke 8, 345) hinweisen. J. B.

Grimes, E. Margaret: The Lays of Desiré, Graelent and Melion: Edition of the Texts with an Introduction. Institute of French Studies, New York 1928. 139 S. — Es handelt sich hier um eine Neuausgabe der für die Märchen- und Sagenforschung bedeutsamen Lais, die im 13. Jahrhundert nach dem Vorbilde derer von Marie de France geschaffen und in je fünf Handschriften erhalten sind. Mit großer Belesenheit verfolgt die Verf. die einzelnen Stoffe in der Weltliteratur; es handelt sich darin in verschiedenen Abwandlungen um die Liebe einer Fee zu einem Menschen, der die Gebote seiner Herrin vergißt und sich seiner Liebe rühmt, als eine verräterische Königin sein Herz gewinnen will. Darauf zieht er sich den Zorn der Fee zu, wird auf einige Zeit verstoßen, aber schließlich wieder angenommen. Ein Glossar und eine gute Bibliographie beschließen den billigen und dankenswerten Neudruck.

Hermann Kügler.

Güthlein, H., und Ritz, J. M.: Das Feuchtwanger Heimatmuseum. Augsburg, Filser 1929. 38 S. 93 Abb. 2,50 M. (Führer durch die bayrischen Orts- und Heimatmuseen, hrsg. vom Bayrischen Landesverein für Heimatschutz, Bd. 1.) — Das 1902 gegründete Feuchtwanger Heimatmuseum nimmt unter den Sammlungen kleineren Umfangs durch Auswahl und Wert seiner Stücke eine geachtete Stellung ein. Durch den vorliegenden Führer, den einer der Begründer des Museums und der um die fränkische Volkskunst besonders verdiente Gelehrte herausgeben, wird sein Ruf in noch weitere Kreise getragen werden; nur wenige Heimatmuseen können sich

rühmen, einen wissenschaftlich und illustratorisch so auf der Höhe stehenden Wegweiser zu besitzen. Auf eine treffliche und in die Tiefe gehende allgemeine Einleitung, die die wichtigsten Teilgebiete der so unendlich reichen Volkskunst Frankens umreißt, die Linien ihrer Entwicklung zeichnet und an geeigneten Beispielen das Verhältnis von „hoher“ und „Volkskunst“ darlegt, folgt eine Beschreibung der einzelnen Räume und Hauptgegenstände. Die sämtlich von Ritz, dessen photographische Kunst man schon in dem Frankenbande der „Deutschen Volkskunst“ bewundern mußte, hergestellten Aufnahmen sind vorzüglich ausgeführt und verleihen in ihrer klugen Auswahl des Typischen dem Heft eine über den unmittelbaren Zweck weit hinausgehende Bedeutung. F. B.

Hahm, Konrad: Deutsche Volkskunst. Mit Geleitwort vom Reichskunstwart Edwin Redslob. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 1928. VIII, 124 S. u. 216 Tafeln. — Volkskunst ist nicht, wie noch vor 20 Jahren, etwas Totes, Überlebtes, ein nur historischer Forschung offenes Gebiet, sondern sie dringt heute, da die Nachahmung geschichtlicher Stile wohl dauernd überwunden ist, auch in das zeitgenössische Kunstschaffen. Doch handelt es sich dabei nicht um die Formwelt, die ja auch nicht ganz ohne Berührung mit den Wandlungen des Stiles geblieben ist, sondern um die Gestaltungsgrundsätze. Der Verf. berührt sich hier mit den Anschauungen, die Aloys Riegl 1894 vertreten hat, doch erweitert er diese aus der Wirtschaft gewonnenen Ergebnisse zu einer sachlichen Volkskunst, die in engster Beziehung zu dem deutschen Brauchtum steht. Das Wesen der Volkskunst ist nach Hahm die „schöpferische Seele“, die in gleicher Richtung und Kraft sich in Brauch und Glauben betätigt hat. Auf diesen Voraussetzungen entwickelt dann der Verf. die heimatliche Bauweise und einzelne Gebiete, wie Holzbearbeitung, Töpferei, Glasmacherei, Metallarbeiten, um am Schlusse die Möglichkeit einer zeitgenössischen Volkskunst ins Auge zu fassen. Bei einem solchen Werke, das den Stoff nicht nur geschichtlich erschöpft, nimmt naturgemäß das Bild einen breiten Raum ein. Sowohl die künstlerische Einheit von Text und den zahlreichen eingestreuten Federzeichnungen als auch der Atlas mit seinen schönen chemigraphischen Bildern lassen die Sorgfalt des Verf. erkennen, auch drucktechnisch auf der Höhe seines Stoffes zu bleiben. Hahm, der durch dieses Werk seine Eignung als Leiter der Berliner Staatlichen Sammlung für Volkskunde erwiesen hat, kennt die einschlägige Literatur, aber er weiß auch die andrängenden Fragen selbständig zu behandeln. Hier liegt ein Werk vor, das auch vom Standpunkte der Volkskunde sehr zu begrüßen ist, und das den etwas schwankenden künstlerischen Begriff mit den Aufgaben dieser Wissenschaft zwanglos vereint.

In einem Punkte gestatte ich mir, anderer Meinung zu sein als der Verf. Nach ihm ist die Volkskunst in erster Linie Bauernkunst. Das ist sicher zu eng gefaßt. Alle Stände haben an ihr Teil, wenn sie sich auch aus den wirtschaftlichen Bedingungen des Landes heraus bei den Bauern am längsten erhalten hat. Das gotische Bauwerk, Vischers Sebaldusgrab, die Kunst Dürers, die Dichtungen Seb. Brants u. a. stehen noch völlig auf dem Boden der Volkskunst. Sie tritt zurück mit der Zeit, da sich die Gewerbe- und Berufskunst von ihr loslösen. Man wird also eine Volkskunst nicht nur bei den Bauern suchen dürfen. Was sie von der anderen scheidet, ist ihre Zwecklichkeit. Jedes Stück, auch wenn es in seiner typischen Form wiederholt wurde, ist, wie Hahm sehr richtig bemerkt, zu einem aus Sitte und Brauch hervorgegangenen Zweck geschaffen, aber es ist im engsten Sinne nur einmal vorhanden. Das Gewerbe arbeitet indessen auf Vorrat und nicht für einen Einzelfall; es wiederholt jedes Erzeugnis, bis Mode oder ein veränderter Zweck eine andere Gestaltung bedingen. Von den inneren Verhältnissen des alten Zunfthandwerkes wissen wir zwar recht wenig; wir haben keine Kenntnis über die Lehrlingsausbildung, oder ob es auf den Jahrmärkten Vorratswaren feilbot; jedenfalls aber bewegte sich seine Erfindung und Formenwelt bei aller Anlehnung an den Zeitstil immer im engsten Anschluß an die Wünsche der Käufer. In diesem Falle müssen wir ihre Werke noch der Volkskunst zurechnen. Die Abbildungen in dem vorliegenden Werke bestätigen das fast auf jeder Seite. Dadurch ist aber die Volkskunst scharf von der Berufskunst geschieden und eine etwaige neue Volkskunst von vornherein auf einen recht engen Kreis beschränkt.

Robert Mielke.

Hobinka, Edgar: Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien. Reichenberg, F. Kraus 1928. (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde 18, 1.) 125 S. — Nachdem Hauffen für Deutsch-Böhmen die volkskundliche

Literatur verzeichnet und Jungbauer 1912 eine umfängliche Bibliographie des Volksliedes herausgegeben hatte, führte Hobinka in beider Auftrag diese Aufgabe für Mähren und Österr.-Schlesien aus. Sein Werk umfaßt 1501 Nummern, darunter auch manche in tschechischer Sprache, und ist gegliedert in die Abteilungen: Allgemeines, Volkssprache und Dichtung, Volksglaube und Brauch, Sachliche Volkskunde.

J. B.

Hoffstaetter, W., und Schnabel, F.: Grundzüge der Deutschkunde. 2. Band. Leipzig und Berlin, Teubner 1929. VIII, 304 S. Geh. 8 M., geb. 10 M. — Der erste Band dieses Handbuches, das die verschiedenen Bereiche unseres nationalen Lebens in ihrem Wesen und in ihrer Entwicklung unter dem einheitlichen Gesichtspunkte deutschkundlicher Betrachtung schildern will, behandelte die sprachlichen und künstlerischen Stoffgebiete. Der zweite untersucht die geschichtlichen Grundlagen des Deutschtums in weitestem Sinne, also die Fragen der Religion, der politischen Entwicklung, der Staatskunde und Rechtsgeschichte, der Landeskunde, des Wirtschaftsgeschichte, der Mythologie und der Volkskunde; die Einzelaufsätze sind sämtlich von hervorragenden Fachleuten geschrieben. Von besonderer Bedeutung ist für uns neben Neckels Aufsatz über die Mythologie der von Spamer verfaßte Abschnitt über die Volkskunde. Spamers unerreichte Kunst, die grundsätzlichen und sachlichen Probleme klar herauszustellen, sie in die allgemeine und die national bedingte Geistesgeschichte einzugliedern und in einer konzentrierten Sprache darzustellen, bewährt sich auch in dieser Arbeit. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Volkskunde seit Vico, in der besonders Riehls Bedeutung hervorgehoben wird, untersucht er die Grundzüge und allgemeinen Grundstrebungen volkstümlichen Denkens und des primitiven menschlichen Denkens überhaupt und leitet daraus die einzelnen Erscheinungsformen ab, indem er immer hervorhebt, wie diese Denkart entscheidend und umgestaltend auf übernommenes Kulturgut einwirkt. Auch die Erscheinungen moderner Zeit, z. B. das Vordringen der Kolportage- und Kriminalromane, des Kinos usw. werden in diesen Gesichtswinkel gestellt. F. B.

Hofmann, Josef: Die ländliche Bauweise, Einrichtung und Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts der Karlsbader Landschaft. Mit 215 Abbildungen. Karlsbad, Selbstverlag der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde 1928. IV, 235 S. (Karlsbader Heimatbücher 5.) — Mit dem erweiterten Neudruck der Hofmannschen Aufsätze zum Hausbau hat die Karlsbader Arbeitsgemeinschaft dem verdienstvollen Verf. eine würdige Festgabe und der sudetendeutschen Volkskunde eine wertvolle Einzeldarstellung geschenkt. Die Entstehung des Buches brachte es mit sich, daß sein Aufbau nicht einheitlich, sein Inhalt nicht gleichartig ist. Vielfach wird eingehend über Einzelheiten berichtet, die nicht unmittelbar zum Thema gehören (z. B. Karlsbader Kunststraße), während wichtige Seiten des Hausbaues (z. B. Dachgerüst) nahezu unberücksichtigt bleiben. Bei den Versuchen zur wissenschaftlichen Auswertung des Stoffes erscheint uns das Zurückgreifen auf urgermanische Verhältnisse als überflüssig und verfehlt. Das Buch ist überall dort wertvoll, wo es sich auf die Beschreibung der gegenwärtigen Zustände und die Entwicklung der letzten hundert Jahre beschränkt. Von ganz besonderer Bedeutung sind die zahlreichen Lichtbilder und Zeichnungen alter Gehöfte und urtümlicher Geräte, die längst der Vernichtung anheimfielen. Besonders für die eingehende Behandlung der alten Feuerstätten wird die künftige Forschung dem Verf. dankbar sein. Die Vermittlerstellung, welche das Karlsbader Bauernhaus zwischen dem des Egerlandes und dem Nordböhmens einnimmt, wurde richtig erkannt. Auch der deutsch-slavischen Kulturüberschichtungen wird andeutungsweise gedacht. Wenn nach Hofmanns Beobachtungen die Blütezeit des Karlsbader Wohnbaues in die Jahre 1790—1820 fällt, so stimmt dies mit Feststellungen in nordböhmischen Landschaften überein, ist jedoch weniger durch äußere Ereignisse als durch die zunehmende Reife des Bauernstandes begründet. Auch die starke Abhängigkeit des bäuerlichen Hausrates von der herrschenden Kunstströmung wird überzeugend dargestellt. Das stattliche Buch mit seinen 215 Bildern und Skizzen ist eine wertvolle Bereicherung unseres sachkundlichen Wissens und als verläßliche Vorarbeit für die wissenschaftliche Erforschung der ostdeutschen Hauslandschaften freudig zu begrüßen. Bruno Schier.

Hofmiller, Josef: Altbayrische Sagen, ausgewählt. Altötting, Verlag „Bücher der Heimat". 1924. 94 S. (Bücher der Heimat, Bd. 4.) — Von dem reichen Schatze heimischer Volkssagen gibt Hofmiller hier aus verstreuten Quellen 34 Stücke als

Proben und fordert gleichzeitig seine Leser zum Sammeln solcher Überlieferungen auf. Zu dem Schwank auf S. 90, wo der Mann sich blind stellt, um seines ungetreuen Weibes ledig zu werden, vgl. Bolte-Polívka, Anmerkungen 3, 124. J. B.

Hörmann, Hans: Die Mutterkirche der Ostmark ein Sorgenkind der Denkmalpflege. Der bauliche Zustand des Passauer Domes. Veröffentlichungen des Instituts für ostbayerische Heimatforschung 1929. 21 S. 4°. — Der Leiter der Passauer Dombauhütte gibt in dieser Denkschrift eine erschütternde Rechenschaft über den durch zersetzende Luftbestandteile und andere Gründe hervorgerufenen Verwitterungszustand des prächtigen Domes von Passau; zahlreiche Abbildungen zeigen, wie weit der Verfall bereits vorgeschritten ist. Möge es gelingen, die Mittel flüssig zu machen, ihm Einhalt zu tun, bevor es zu spät ist. F. B.

Hübner, Arthur: Eine neue niederrheinisch-westfälische Liederhandschrift aus dem 16. Jahrhundert. Vortrag gehalten auf der Pfingstversammlung des Vereins für nd. Sprachforschung zu Soest am 7. Juni 1927. S.-A. aus dem Niederdeutschen Jahrbuch 1927, 53. Norden u. Leipzig 1929. — Die bisher fast unbekannt gebliebene, durch stammbuchartige Eintragungen von Familienmitgliedern und Freunden entstandene Liederhandschrift der Katharina von Bronckhorst, jetzt im Archiv des Grafen Droste-Vischering zu Darfeld, stellt eine sehr wertvolle Ergänzung der zahlreichen ähnlichen Sammlungen jenes Gebietes dar. In der Hauptsache zwischen 1546 und 1556 entstanden, ist sie eine der ältesten der Gruppe, innerhalb der sie auch durch Umfang und Vielseitigkeit des Inhalts hervorragt. Sehr interessant sind die sprachlichen Ergebnisse, die u. a. eine Mischsprache mit starker Einwirkung des Hochdeutschen zeigen. An dem Beispiel des Gebrauches von *hertz* weist Hübner mit Recht darauf hin, daß das hd. Lied am Vortragen verschobener hd. Formen in den nd. Raum nicht wenig beteiligt ist. Neben der überwiegenden Zahl von Liebesliedern enthält die Handschrift ein paar historische und zwei Landsknechtslieder, ferner u. a. ein poetisches Würfellosbuch mit 54 Auslegungen. In vielen Beziehungen ist die Handschrift eine wertvolle Illustration zum Thema „Kulturströmungen in den Rheinlanden". F. B.

Hügli, Hilde: Der deutsche Bauer im Mittelalter, dargestellt nach den deutschen literarischen Quellen vom 11.—15. Jahrhundert. Bern, Paul Haupt 1929. 176 S. 4 M. (Sprache und Dichtung, hrsg. von H. Maync und S. Singer, Heft 42.) — Die Verf. bestrebt sich, nach dem Vorbilde von Coulton (The mediæval village 1925) ein Bild von der Lage des mittelalterlichen Bauernstandes und seinen Gefühlen zu entwerfen. Das letztere ist schwierig, weil er von den anderen Ständen mit Verachtung und Spott, selten mit gerechter Würdigung seiner Arbeit bedacht wird, eigene Äußerungen aber nicht überliefert sind. So bleibt nur übrig, an der Hand der Weistümer und historischen Nachrichten die rechtliche und wirtschaftliche Stellung der Bauern in den einzelnen Jahrhunderten und in den verschiedenen Gebieten Deutschlands zu schildern und danach die dichterischen Zeugnisse im Spielmannsepos, in der ritterlichen und städtischen Poesie zu kontrollieren. Das geschieht mit ausgebreiteter Literaturkenntnis und eingehender, bisweilen recht wortreicher Kritik. Es ergeben sich starke Gegensätze sowohl im 13. Jahrhundert zwischen der ingrimmigen Dorfdichtung Neidharts und der idealen Darstellung im Meier Helmbrecht, wie während des 14.—15. Jahrhunderts zwischen den Bauern der Fastnachtspiele, der spätesten Neidhart-Schwänke und der didaktischen Schriften. Wiederholt zeigt sich die Entstehung eines literarischen Typus, der trotz geänderter wirtschaftlicher Verhältnisse fortdauert (S. 102, 107). Im bürgerlichen Fastnachtspiel erscheint der Bauer zunächst als Tölpel, seine Kleidung wird geradezu Narrentracht (S. 97), aber es entsteht auch der Typus der schlauen, wenn auch unhöfischen Bauern, dessen bekanntester Vertreter Marcolfus ist. Gute Ausführungen finden sich über Heinrich Wittenweilers Gedicht 'Ring', das Bauerngesinde und die rechtliche Unsicherheit des Bauern; Janssens allzu günstige Schilderung der mittelalterlichen Zustände wird abgelehnt. Zu den Erzählungen von der Entstehung der Stände (S. 24) vgl. Bolte-Polívka, Anm. 3, 311; zu den Schwänken von schlauen Bauern (S. 115f.) ebenda 1, 201; 3, 303, 216; zum Bauer Wahrhaft (S. 111) Zeitschr. f. Volkskunde 6, 62 (Gonzenbach Nr. 8). Ein paar übersehene Stücke bei Bolte, Der Bauer im deutschen Lied 1890, S. 109. J. B.

Jahrbuch für Volksliedforschung, im Auftrage des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann

hrsg. von John Meier. 1. Jahrg. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1928. V, 202 S. 14. M. — Als ein höchst erfreuliches Zeichen für das Fortschreiten unserer Wissenschaft begrüßen wir die Tatsache, daß sich aus den langjährigen stillen Arbeiten des Freiburger Volksliedarchivs das Bedürfnis zur Schaffung eines Mittelpunktes der deutschen Volksliedforschungen und -bestrebungen entwickelt hat, wie ihn das vorliegende stattliche Jahrbuch darbietet. Hatte die vor 30 Jahren von J. Pommer begründete Wiener Zeitschrift 'Das deutsche Volkslied' sich zum Ziel gesetzt, in bescheidenerem Rahmen für die Kenntnis und Pflege desselben zu wirken, so wird das neue Jahrbuch durch zwei umfängliche, schwerwiegende Untersuchungen der Gelehrten des Volksliedarchivs eröffnet. H. Schewe und E. Seemann schildern Friedrich Briegleb als Sammler und Bearbeiter koburgischer Volkslieder. Dieser junge Theologe (1812—1865) war wegen Teilnahme an der Jenaer burschenschaftlichen Verbindung Germania, der auch Fritz Reuter angehörte, zu Festungshaft verurteilt worden und zeichnete 1835 in dieser unfreiwilligen Muße auf der Veste Koburg teils aus dem Gedächtnis, teils aus 'Des Knaben Wunderhorn' 112 Lieder mit zweistimmigen Melodien auf. 35 davon veröffentlichte 1837 der Jenaer Professor O. L. B. Wolff, als der Sammler sich nach Amerika eingeschifft hatte. Die Besprechung dieser Texte und Weisen durch Schewe und Seemann ist ein Muster kritischer Behandlung. — John Meier und E. Seemann berichten sodann über Volksliedaufzeichnungen der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff, die 1842 für Uhland gemacht wurden. 22 von diesen 38 westfälischen Liedern, die vollständig samt den Melodien abgedruckt werden, wurden bereits 1879 von Reifferscheid aus dem Haxthausenschen Nachlaß veröffentlicht. — Es folgen dann kleinere Artikel von H. Mersmann, Musikalische Werte des Kehrreims; H. J. Moser, Neue und alte Volksliedweisen (des 15.—16. Jahrhunderts) mit versprengten Texten; John Meier, Ein alter Kehrreim in neuem Gewand (Courante Margretchen, Komm runter mein Gretchen); J. Bolte, Jacob Grimm als Volksliedsammler; V. Schirmunski, Die Ballade vom König von Mailand (Erk-Böhme, Nr. 97) in den Wolgakolonien; A. Wirth, Das Lied von Robert Blum (14 Fassungen); Das Oberschlesier-Lied (1926 aufgezeichnet); W. Müller, Die Melodie zum Lied vom guten Kerl aus dem Jahre 1641 (vgl. ZfVK. 14, 221); E. Seemann, Ein Musterbeispiel zu den Ungenauigkeiten Böhmes in seinem Deutschen Liederhort (Nr. 361); John Meier, E. Seemann, O. Stückrath, Kunstlieder im Volksmunde (Nachträge zu J. Meiers Buch von 1906). — Ein sehr dankenswerter Anhang bietet endlich 1. E. Seemanns Verzeichnis der wichtigsten Volksliedliteratur des Jahres 1927 und 2. Besprechungen einzelner Werke. — Gewidmet ist der vom Preußischen Unterrichtsministerium und von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unterstützte Band den Liedforschern J. Bolte und M. Friedlaender. J. B.

Jekel, Peter, und Tschida, Paul: Volksliederbuch für die Deutschen in Ungarn, zusammengestellt. Hrsg. vom Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein. Budapest 1928. VII, 167 S. 5 Pengö. (Volksschriften 4.) — Das hübsche Büchlein, das den ungarländischen Deutschen 172 Lieder mit den Melodien darbietet, verfolgt den doppelten Zweck, die in der örtlichen Überlieferung fortlebenden Lieder zusammenzufassen (es sind mehr als 80) und andere Schätze der deutschen Volksdichtung dort heimisch zu machen. Die Einleitung fordert die Benutzer zu weiterer Sammlung und Einsendung von Liedern auf und gibt Winke, wie die bisher unbekannten Stücke auf dem Lande verbreitet werden können. Beachtung verdient, daß auch sieben aus dem Ungarischen übertragene Lieder erscheinen (S. 2, 3, 38, 50, 77, 102, 121). J. B.

Kagarow, Eugen: Aufgaben und Methoden der Ethnographie (Ukrainska akademija nauk, Nr. 79). Kiew 1928. 44 S. (russisch). — Prinzipielles und Definition der Aufgaben und Methoden der Völker- und Volkskunde. Die Ethnographie (und mit ihr die Volkskunde) definiert der Verf. als „Wissenschaft von der Morphologie und Dynamik der Kultur menschlicher Gemeinschaften, die sich durch das Vorherrschen des reflektorisch-assoziativen Denkens auszeichnen". — Sur la signification du terme ΜΥΔΡΟΣ. (S.-A., ohne Angabe der Herkunft.) Bei dem für die Antike und auch noch später, z. B. in Kiewer Annalen vom Jahre 1039, belegten Brauch, zur Bekräftigung eines Eides ein schweres Metallstück oder einen Stein ins Wasser zu werfen, handelt es sich in erster Linie um ein Symbol der Unmöglichkeit des Eidbruches (vgl. auch Motiv des blühenden Stabes usw.). Die Frage, ob in der Hauptstelle bei Herodot I 165 glühendes Metall gemeint sei, wie Soph. Antig. 264, läßt Kagarow

offen. — Zur Klassifikation der agrarischen Gebräuche. (S.-A. aus der Wiener Zeitschrift f. Volkskunde 34.) Zur protreptischen oder produzierenden Magie gehören karpogonische, kathartische und mantische Gebräuche, zur prophylaktischen dagegen apotropäische, exapatetische, apopheuktische, dazu kommen hilastische und sakramentale Akte. Alle diese Zeremonien entsprechen verschiedenen Stufen in der Geschichte der Kultur. — Das mythologische Sinnbild des Baumes, der seine Wurzeln nach oben treibt. (S.-A. aus den Sitzungsberichten der Akad. d. Wiss. der SSSR. 1928, russisch.) F. B.

Karutz, Richard: Des schwarzen Menschen Märchenweisheit. Sechsundsechzig afrikanische Märchen geformt und gedeutet. Stuttgart- Den Haag- London, Orient-Occident-Verlag 1929. 336 S. — Die Astralmythologie der Märchenforscher glaubten wir glücklich überwunden, jetzt aber erhalten wir eine noch tiefsinnigere Märchendeutung, zu der Rudolf Steiners Geheimwissenschaft die Anregung gegeben hat. Dem Ethnologen Karutz ist das Märchen nicht Dichtung, sondern aus dem Wissen geboren; es stammt aus den Mysterienschulen der Urzeit und enthält Reste von okkulter Schau, Lehren vom Kosmos und von Seelenerlebnissen. Er legt 66 afrikanische Märchen zur Unterhaltung von Kindern in geformter freier Nacherzählung vor und läßt dieser 'Wortgestalt' für Erwachsene den 'Sinngehalt' folgen. Dieser erstreckt sich auf das Werden der Welt, die Weltenkräfte, den Geist der Musik, Mensch und Tier, Weisheitslehrer, den geistigen Menschen, den Erdenweg der Seele, den Bewußtseinswandel. Und es ist erstaunlich, was für geistreiche Gedanken Karutz aus den oft recht kümmerlichen und bruchstückhaften Überlieferungen herauszulesen versteht. Es soll nicht geleugnet werden, daß gelegentlich, wie S. 110 (Die schmerzgeborene Musik), ein tieferer Sinn auftaucht, und daß einzelne Motive aus uns vertrauten Märchen (Hänsel und Gretel, Rotkäppchen, den sieben Geißlein, Rumpelstilzchen, Däumling, den beiden Wanderern) in anderem Gewande erscheinen; aber einen wirklichen Gewinn für die Märchenforschung vermag ich nicht in den Theorien des Verf. zu erblicken, und für Kinder scheint mir vieles uninteressant oder geradezu (wie Vatermord- und Muttermordgeschichten) ungeeignet. In den Anmerkungen werden die benutzten Quellen (einige Stücke waren bisher ungedruckt) verzeichnet, häufig ohne Seitenzahlen; Thimme heißt hier Thieme, Casalis Casatis. J. B.

Kochs, Theodor: Das deutsche geistliche Tagelied. Münster, Aschendorff 1928. VI, 127 S. 5,55 M. (Forschungen und Funde, H. 22.) — Gegenüber dem weltlichen Tageliede spielt dessen geistliches Gegenbild in der Dichtung des 13. bis 16. Jahrhunderts keine bedeutende Rolle. Daß es dennoch Beachtung verdient, zeigt die vorliegende gründliche, auch handschriftliches Material ausnützende Untersuchung. Kochs verfolgt die Motive und Bilder, die in den Bereich der Tagesliedsituation fallen, in ihrem früheren Auftreten: den Weckruf des Wächters, den Anbruch des Tages und die Trennung des Liebespaares. Die beiden ersten Motive ließen sich leicht geistlich deuten und werden seit Walther von der Vogelweide bis auf Hans Sachs und Philipp Nicolai verwendet: der Wächter weckt den Sünder oder die Hirten in der Weihnacht. Schwieriger und seltener war die Umdeutung des Liebenden auf den in den Armen der Frau Welt ruhenden Sünder oder auf die an den Leib gefesselte Seele, die der Tod scheidet. Volkstümliche Färbung nahm das geistliche Tagelied erst im 15. Jahrhundert bei Hermann von Salzburg und Heinrich von Laufenberg und den Meistersingern an. J. B.

Korn, Andreas: Das Bethlohemspiel, ein Weihnachtsspiel der Böhmerwälder in Karpathenrußland, aufgezeichnet und hrsg. Oberplan, Böhmerwaldmuseum 1929. 43 S. (Schriften zugunsten des Böhmerwaldmuseums, geleitet von G. Jungbauer.) — 1827 schufen sich Holzfäller aus dem Böhmerwalde im östlichen Oberungarn eine neue Heimat. Bei ihren Nachkommen in Sinjak lebt noch heute ein Weihnachtsspiel fort, das von Korn aus dem Munde der Spieler samt den Melodien aufgezeichnet wurde (vgl. Karpathenland 2, 21. 1929) und das als die älteste Fassung der Böhmerwalder Christkindelspiele gelten muß. Es reicht von der Herbergsuche bis zum Tode des Herodes und stimmt in der Hirtenszene (S. 15) wörtlich mit dem Berliner Weihnachtspiele von 1589 (Bolte: Drei märkische Weihnachtsspiele, S. 143. 1926) überein. Kaiphas fungiert als Spielleiter, ein Bauer und zwei Juden haben komische Rollen. J. B.

Kruse, Walther: Die Deutschen und ihre Nachbarvölker. Mit 17 Textabbildungen und 5 Tafeln. Leipzig, Thieme 1929. XIV, 640 S. Geh. 41 M., geb.

44 M. — Das umfangreiche Buch, das sich durch den Titel kühn Zeuß' grundlegendem Werk an die Seite stellt und dem Andenken Rudolf Virchows gewidmet ist, ist die Frucht eines jahrzehntelangen Forschens und will die Unterlagen dazu schaffen. die Anthropologie, die Rassen-, Völker-, Stammeskunde und Konstitutionslehre neu aufzubauen. Auf Grund seiner in aller Ausführlichkeit vorgelegten Messungen und sonstigen Beobachtungen kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, die heute geltenden Rassetheorien gänzlich abzulehnen und nur eine europäische Urrasse anzunehmen. Von ihr, die man sich als dunkel, kleinwüchsig und langköpfig vorzustellen habe, seien Teile nach Norden abgewandert und allmählich zu hellen, großgewachsenen Völkern geworden, der „Urindogermanen". Durch Rückwanderung und Vermischung mit jener Urrasse entstand bis zum Schluß der Steinzeit die in zahlreiche Völker zerfallende „südliche Unterrasse", der die indogermanischen Völker des Altertums und der Neuzeit angehören. Die germanischen Völker sind die Vertreter der im Norden zurückgebliebenen Urindogermanen, die Vertreter der „nordischen" oder „germanischen Unterrasse". Ihre Kopfform und andere anthropologische Merkmale haben sich unter dem Einflusse der Umwelt im Laufe des letzten Jahrtausends zum Teil stark verändert; die Aufstellung einer langköpfigen und schmalgesichtigen „nordischen" Edelrasse ist nicht gerechtfertigt. Von der Volkskunde zieht der Verfasser vor allem Mundart und Siedlung heran, ohne freilich besonders für die Mundartenkunde der modernen Entwicklung dieser Wissenschaft genügend Rechnung zu tragen. Die übrigen Ergebnisse der Volkskunde sagen ihm nicht viel, da „die sog. Volkstrachten, Volkslieder, Märchen usw. verhältnismäßig junge Gebilde sind". Die kulturhistorischen Vergleiche des 12. Abschnitts, in dem u. a. die Zahl hervorragender Deutscher auf die einzelnen Provinzen und Länder verteilt wird, beweist wenig, da man von dem Geburtsort nicht ohne weiteres auf Stammeszugehörigkeit schließen darf. Was über die geistigen und moralischen Eigenzüge der deutschen Stämme gesagt ist, entgeht nicht den Gefahren der meisten solcher Darstellungen. In den letzten Abschnitten tritt die persönliche Stellungnahme des Verfassers zu allen möglichen Fragen des Volkslebens und der Politik auffallend stark in den Vordergrund, gewiß nicht zum Vorteil des Gesamteindruckes.
F. B.

Lambrechts, L.: Limburg in de Muziek. 2 Hefte. 16 u. 18 S. Sonderdrucke aus der Zeitschrift „Limburg" 1928. — Der Verfasser, einer der bedeutendsten flämischen Musikforscher unserer Zeit, gibt in den beiden Heften einen kurzen, aber inhaltreichen Längsschnitt durch das Musikleben seiner Heimatprovinz Limburg, von den Liedern Heinrichs von Veldeke an bis zu den Kunstliedern im Volksmund der Gegenwart. Der zweite Band des „Jahrbuchs für Volksliedforschung" wird einige Proben aus der 200 Nummern umfassenden handschriftlichen Volksliedsammlung des Verfassers bringen. Johannes Koepp.

Lambrechts, L.: Het Lied te Gent door de Eeuwen heen. 30 S. Sonderdruck aus der Zeitschrift „De Vlaamsche Gids". Antwerpen 1928. — Mit vielen Belegen und Quellenhinweisen wird in dieser Schrift das Musikleben der alten Hauptstadt Flanderns skizziert. Wichtig für den Volksliedforscher sind die Ausführungen über die Volksliedfälschungen der Geschwister Westendorp, auf die sogar W. Crecelius und F. M. Böhme hereinfielen, und die unechten Volkslieder in der Sammlung von Jan Frans Willems. — Es ist zu ergänzen, daß, wie der Rez. festgestellt hat, auch das „Genter Heidenlied" (= Erk-Böhme Nr. 1280) mit der merkwürdigen Zusammenstellung von „God en Wodan" aus der Westendorp-Fabrik stammt; den Nachweis dafür bietet die Originalaufzeichnung im Archiv des Erkschen Männergesangvereins zu Berlin. Johannes Koepp.

Landschaftliche Volkslieder, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde hrsg. v. J. Bolte, M. Friedlaender und J. Meier. 6. Heft: Eifler Volkslieder, hrsg. von H. Meyers und J. Zoumer. Zweistimmiger Satz und Lautensatz von R. Heyden, Bilder von A. Schinnerer. Frankfurt a. M., Diesterweg 1929. 142 S. — 8. Heft: Nassauische Volkslieder, hrsg. von O. Stückrath. Musikalische Sätze von P. Kickstat, Bilder von P. Trumm. Ebenda 1929. 116 S. — 16. Heft: Ostpreußische Volkslieder, hrsg. von K. Plenzat. Musikalische Sätze von P. Kickstat, Bilder von R. Budzinski. Leipzig, Eichblatt 1927. 125 S. — 19. Heft: Württembergische Volkslieder, hrsg. von A. Lämmle. Musikalische Sätze von E. Seemann, Bilder von K. Stirner. Heilbronn, Salzer 1929. 132 S. — Der Grund-

satz, der für die ganze schöne Reihe von Volksliederheften des Verbandes gilt, neben den schönsten in ganz Deutschland gesungenen Liedern auch charakteristische Stücke der einzelnen Landschaften zu bringen und so ein Bild vom Leben des Volksliedes zu geben, ist auch in den vorliegenden Heften trefflich zum Ausdruck gebracht. Die Auswahl der einzelnen Stücke liegt in der Hand bewährter und mit ihrem Sammelgebiet heimatlich verbundener Kenner, denen neben ihren eigenen Sammlungen auch die Schatzkammer des Freiburger Archivs offensteht. Bei den Bildern, die als ein nicht unwesentlicher Bestandteil gewertet sein wollen, ist die schwierige Aufgabe, zugleich künstlerischen Eigenwert und volkstümliche Eingänglichkeit zu vereinigen, wohl nicht immer voll erfüllt; in dem Ostpreußenheft ist der groteske Wassermann mit seiner Brut vortrefflich, ebenso die „alte Schwiegerin" mit ihrer schlagfertigen Schwiegertochter (Nr. 19), dagegen der Herr Ulrich (Nr. 6) denn doch zu gorillahaft ausgefallen. Sehr hübsch sind die Stirnerschen Zeichnungen in dem schwäbischen, auch durch seine Musiksätze besonders ausgezeichneten Hefte. In jedem Falle ist es erfreulich, daß diese Hefte auch nach der illustrativen Seite hin keine Dutzendware sein wollen. F. B.

Lauffer, Otto: Deutsche Altertums- und Volkskunde in ihren Beziehungen zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Sonderdruck aus dem Tagungsbericht der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft (50. Allgemeine Versammlung). Hamburg, Friederichsen, de Gruyter & Co. 8 S. — Eine kurze, temperamentvolle Ansprache: Die engen Beziehungen der Volkskunde zur Ethnologie seit Bohemus. — Die Volkskunde keine eigene und in sich abgeschlossene Wissenschaft, sondern ein Mantelbegriff, wie Naturkunde und Auslandskunde. — Bedeutung der geographischen Betrachtungsweise und hohe Bewertung der Zukunftsaufgabe des Atlasses der deutschen Volkskunde. — Notwendigkeit des Kampfes gegen die zwei „Gespenster" im Hause der Volkskunde, den „primitiven Menschen" und die „Volksseele". — Beispiele für die Zusammenarbeit von Volkskunde und Vorgeschichte. F. B.

Leifs, Jón: Isländische Volkslieder. Wolfenbüttel-Berlin, Kallmeyer 1929. VI, 18 S. 2 M. — Der Herausgeber bringt in dieser Sammlung eine Auswahl von 25 Liedern, die er im Jahre 1925 in Nord-Island aufgezeichnet hat. Zu jedem Text ist die norwegische und deutsche Übersetzung hinzugefügt worden. Die Lieder sind für Klavier gesetzt. — Island hat durch die Jahrhunderte hindurch seine alte Volksmusik gerettet. Anklänge an die alten Sagas und die Edda sind nicht selten. Auch dem Stabreim begegnet man. Eigenartig ist der herbe zweistimmige Quintengesang und das Springen der zweiten Stimme über die erste in unbequemen Intervallen. — Für weitere Veröffentlichungen der in Deutschland fast gänzlich unbekannten isländischen Lieder, besonders der Balladen, wäre jeder Volksliedfreund und -forscher dem Herausgeber dankbar. Johannes Koepp.

Leoprechting, K. Freiherr von: Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. Unverkürzter Neudruck. 2. Teil: Das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Lostagen und Lebensweisen. Altötting, Verlag Bücher der Heimat 1924. 103 S. — Auf den ersten Band dieser verdienstlichen Neuausgabe ward schon oben 34, 168 hingewiesen. Wir heißen den zweiten ebenfalls willkommen und bedauern nur, daß die 1855 beigegebenen 18 Volkslieder mit ihren Weisen hier fehlen. J. B.

Lichtenfeld, Karl: Märchen in der Mundart aus dem Geltschgau. Leitmeritz, K. Pickert 1929. 45 S. — Die acht gut in der nordböhmischen Mundart erzählten Märchen sind 1898 aufgezeichnet. Darunter sind bekannte Stoffe: S. 5 Der Welt Lohn (Pauli, Schimpf und Ernst c. 745), S. 13 Teufel im Schraubstock (Bolte-Polívka 2, 530[1]), S. 14 Tischlein deck dich (ebd. 1, 346), S. 18 Räuberbräutigam (ebd. 1, 370), S. 27 Drachentöter (ebd. 1, 548), S. 33 Der närrische Hans (ebd. 3, 145. 1, 316). J. B.

Lüers, Friedrich: Der Mundartenforscher auf Kundfahrt. 16 S. (Heimat und Volkstum 7.) München, Giehrl 1929. — Berichtet von den Forschungsreisen, die von der Leitung des 'Bayrischen Wörterbuches' zur genauen Feststellung der Aussprache unternommen werden, bevor die wissenschaftliche Verarbeitung des von vielen Sammlern eingesandten Materials beginnt. Der Beamte befragt in $1^1/_2$ bis 2 Stunden drei oder vier ältere Leute des kleinen Ortes, die der Bürgermeister vorher

ausgesucht hat; oder er besucht im Einvernehmen mit dem Lehrer eine Schulstunde und sucht auf alle Weise das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Lehrreiche und heitere Erlebnisse fehlen nicht. Auf den für die Aussprache der A-Laute aufgestellten Satz: 'Dort oben an der Wand kriecht eine Wanze' erwidert die Bäuerin entrüstet: ‚Mit sechane Vicha homa no nia niks z' toan g'habt'. J. B.

Maas, Walther: Wandlungen im Posener Landschaftsbild zu preußischer Zeit. Stuttgart, I. Engelhorns Nachf. 1928. VI, 96 S. 10,40 M. Mit 7 Karten und Figuren. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, hrsg. von R. Gradmann. 26. Bd., H. 1.) — Das Werk ist eine Ergänzung zu dem Buche des Verfassers „Die Entstehung der Posener Kulturlandschaft (ZfVk. 37/38, 283) und zugleich ein Denkmal der deutschen Kulturarbeit in Posen. Jede Seite bringt Zeugnisse über das, was die preußische Verwaltung aus dem verwahrlosten Lande seit 1772 gemacht hat. Dürre, aber inhaltsvolle Zahlen treten vor das Auge und geben dieser Behauptung eine unanfechtbare Unterlage — leider bestätigen sie auch, wie der Wechsel in den Verwaltungsgrundsätzen die Eindeutschung des Landes geschädigt hat. Das Buch bringt vor allem Material für den Siedlungsgeographen, der hier eine eingehende Darstellung über die Ursachen und die Ergebnisse der Bevölkerungsbewegung der letzten 150 Jahre findet, die sich — wie es die Karte der alten Verkehrswege zeigt — fast durchgehends an geschichtliche Vorgänge klammert. Auch die Volkskunde hat Gewinn aus den gründlichen Untersuchungen des Verf., besonders aus dem 7. Kapitel, „Zur Physiognomie der heutigen Posener Kulturlandschaft". Bei den in Abbildungen dargestellten Dorftypen (Kaczagórka und Mokritz) ließe sich streiten, ob die Bezeichnung als Platzdorf berechtigt ist. Die auf Tafel 7 veranschaulichten Bauernhäuser lassen vermuten, daß sie mit Ausnahme von Abb. 2a II einen jüngeren Typus des Vorhallenhauses vertreten, der vielleicht mit den Hauländersiedlern ins Land gekommen ist. Entscheidend ist dabei, ob der Eingang an der Giebel- oder Langseite ist. Die Andeutung, die Karl Rhamm gelegentlich äußert, daß das Vorhallenhaus dieser Siedlergruppe holländischen Ursprungs sei, findet dadurch keine Stütze. Robert Mielke.

Mackensen, Lutz: Aufriß der englischen Volkskunde. Im „Handbuch der Englandkunde", hrsg. von P. Hartig u. W. Schellberg, Bd. 2 (= Handbücher der Auslandskunde). Frankfurt a. M., Diesterweg 1929. 2. Teil, S. 13—53. — Es ist ein schwieriges Unterfangen, auf nur 40 Seiten — mehr Raum stand dem Verfasser nicht zur Verfügung — einen Überblick über die englische Volkskunde zu bringen. Jede Landschaft — es sei hier an die Sonderstellung Irlands und der Inselgruppen erinnert — und jeder Zeitabschnitt bedarf einer ausführlichen Darstellung. Wir sind aber dem Verfasser zu Dank verpflichtet, daß er es unternommen hat, aus dem verstreuten Material ein Gesamtbild der englischen Volkskunde in groben Zügen wenigstens zu skizzieren. Der bibliographische Anhang ist wertvoll, besonders für die vergleichende Volkskunde. Johannes Koepp.

Meyere, Victor de: De vlaamsche Vertelselschat verzameld en toegelicht III. Antwerpen: De Sikkel en Santpoort, C. A. Mees 1929. 340 S. (Nr. 181—303) mit Illustrationen von V. Stuyvaert. — Der Schlußband der ZfVk. 36, 291 und 38, 285 angezeigten Sammlung bringt wiederum in bunter Folge eine große Zahl vlämischer Märchen, Legenden, Sagen (Vertelsels met Sage-thema) und Schwänke, die der Verf. selber seit vielen Jahren aus dem Volksmunde aufgezeichnet hat. Im Anhange (S. 323) ordnet er den Inhalt aller drei Bände zu einer Typenliste, die von Aarnes Gruppierung abweicht, aber Verweise auf diese und auf Maurits de Meyers Katalog enthält. Die Anmerkungen (S. 293) geben Auskunft über die Gewährsleute und anderweitige vlämische Varianten, verzeichnen auch meist, aber nicht immer, die parallelen Märchen der Grimmschen Sammlung. Als bemerkenswert hebe ich hervor die Antwerpener Sagen vom langen Wapper (Nr. 273—297), einem riesenhaften Gespenst etwa gleich dem Harzer Bergmönch, Nachklänge des Volksbuches von Valentin und Oarson (302) und des Tannhäuserliedes (303: Daneelken). Neben einigen modern zugestutzten Märchen (185, 252, 268) finden sich auch Verbindungen verschiedener Stoffe; so vereinigt Nr. 222 die drei kunstreichen Brüder mit dem im Ei verborgenen Leben (Bolte-Polivka, Anm. 3, 48, 435) und Nr. 264 den Däumling mit den vier Haimonskindern. In Nr. 189 vermag ich nichts vom gestiefelten Kater zu entdecken, aber 192 ist Perraults Erzählung von den törichten Wünschen (B.-P. 2, 222). An weiteren Parallelen notiere ich: 193 Midas hat Eselsohren (Pauli, Schimpf und

Ernst c. 397). 195 Ernteteilung (B.-P. 3, 356). 196 Die drei Feldscherer (B.-P. 2, 552). 210 Der Schüler aus Paris (B.-P. 2, 448). 215 Goethes „Legende" (ZfVk. 35, 180). 223 Bettler als Pfand zurückgelassen (B.-P. 3, 394). 224 Wette übers Türzumachen (ZfVk. 28, 134). 227 Der rollende Pfannkuchen (Dähnhardt, Natursagen 3, 272; Cohen, J., Ndl. Sagen 2, 304). 240 Jude im Brunnen (Pauli c. 389). 242 Inschrift des Schatzversteckes (Pauli c. 74). 254 Die falsche Braut (B.-P. 3, 87). 263 Hebel, Der Barbierjunge von Segringen (1809; Werke 3, 149, ed. Keller). 269 Corvettos Streiche, auf drei Diebe verteilt (B.-P. 3, 33). 300 geistliche Deutung des Kartenspiels (ZfVk. 11, 376; 13, 84). J. B.

Moe, Moltke: Folke-eventyr frå Flatdal. Oslo, Norsk Folkeminnelag 1929. 59 S. (Norsk Folkminnelag 20.) — Aus dem Nachlaß des norwegischen Sammlers gibt Nils Lid 24 Volksmärchen heraus, die Moe 1878 in Flatdal in Telemark aufzeichnete. Bis auf zwei stammen sie aus dem Munde der 82jährigen Frau Kjersti Haugland. Sie behandeln, wie durch Hinweise auf Aarnes Typenregister dargetan wird, sämtlich bekannte Stoffe. J. B.

Mogk, Eugen: Der Ursprung der mittelalterlichen Sühnekreuze. Leipzig, S. Hirzel 1929. 28 S. (Sonderbericht der Sächs. Akademie, philologisch-historische Klasse 81, 1.) — Die Bedeutung der zahlreichen Steinkreuze in Mitteleuropa (nach Kuhfahl etwa 3000) sieht man zumeist in der Sühne für einen Mord. Dies läßt sich aber nur für das 14. bis 16. Jahrhundert nachweisen. Mogk hat schon vor 15 Jahren den Ursprung in dem germanischen Totenkult gesucht, der die Seele eines plötzlich Gestorbenen in einen Stein bannen wollte, und bringt dafür weitere Belege, namentlich aus den alten Bußordnungen, die das Aufhängen von Votivgaben für Krankenheilungen an den Steinen der Kreuzwege verbieten. Diese Steine oder Steinhaufen wurden in christlicher Zeit durch Kreuze ersetzt. J. B.

Möller, J. S.: Fester og Højtider i gamle Dage. Skildringer fra Nordvestsjælland med Forsøg paa Tydninger. 1. Bind: Fødsel, Bryllup, Død. Holbæk Amtstidendes Bogtrykkeri P. Haase & Søn 1929. VIII, 491 S. — Der dänische Arzt Möller, der 1926 eine vortreffliche Darstellung der Volkstrachten von Nordwestseeland veröffentlichte (vgl. ZfVk. 37, 69), liefert hier gewissermaßen eine Fortsetzung dazu, indem er die Festbräuche desselben kleinen Bezirkes von dem gleichen hohen Gesichtspunkte aus schildert. Er beschränkt sich nämlich nicht wie seine Vorgänger J. Kamp, L. Andersen, C. Olsen auf eine Mitteilung der tatsächlichen Gepflogenheiten, die durch gute Abbildungen veranschaulicht werden, sondern sucht sie auch zu 'deuten', d. h. durch einen Rückblick in die fernste Vergangenheit und eine Vergleichung der Sitten anderer Völker verständlich zu machen. Daher schickt er diesem ersten Bande, der über die Bräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod handelt, eine Einleitung voraus, die über die Aufgaben und bisherigen Ergebnisse der volkskundlichen Forschung, über die primitive Religion und Magie und die Theorien von Tylor, Frazer, Marillier u. a. berichtet. Ebenso folgt jedem der drei Kapitel ein umfänglicher Abschnitt, überschrieben 'Rückblick und Deutung', der in klarer Darstellung und mit Heranziehung der wissenschaftlichen Literatur in viele Probleme hineinführt und über die Grenzen Dänemarks hinaus Bedeutung besitzt. Ich nenne beispielsweise die Erörterungen über Amulette, die Geschichte der Ehe, Heiratsorakel, Volksmedizin, Todesvorzeichen, Schicksalsglauben, Gespensterglauben, die Bestattungsarten seit ältester Zeit (mit Abbildungen), die Vorstellungen vom Wohnsitz der Toten (im Grabe oder in einem besonderen unterirdischen Reiche), die Bedeutung der ihnen mitgegebenen Münzen. Merkwürdig sind auch einzelne abergläubische Bräuche in Seeland: Kinder, die sich einen kleinen Bruder wünschen, legen frisches Brot auf einen Stein, damit er sich wende und die in der Erde verborgenen Kleinen herauslasse (S. 47); Krankenheilung durch den Tritt einer schwangeren Frau (S. 131); Begraben eines lebendigen Kalbes als Hausopfer (S. 235); Zusammenbinden der großen Zehen des Toten (S. 267) usw. — Der zweite Band soll die Volks- und Kirchenfeste des Jahres schildern und ein Register bringen. J. B.

Moser, Hans Joachim: Das Volkslied in der Schule. Mit einem Geleitwort von L. Kestenberg. Leipzig, Quelle & Meyer 1929. IX, 178 S. 4,60 M. (Musikpädagogische Bibliothek 1.) — Die Neugestaltung des Unterrichtswesens stellt auch den Musikunterricht, dem die Pflege des Gemüts und der Phantasie vor allem zufällt, vor neue Aufgaben. Da mit Recht auf die Kenntnis des älteren und neueren Volks-

liedes entscheidendes Gewicht gelegt wird, und da es an einer rechten Einführung in den künstlerischen und unterrichtlichen Wert seiner musikalischen Seite durchaus fehlt, so haben wir dankbar zu begrüßen, daß ein Forscher ersten Ranges sich entschlossen hat, uns in 14 Lehrproben ein Bild des neuen Unterrichts an verschiedenen Altersstufen und Lebenskreisen vorzuführen. Er behandelt 1. Volkslied und Schundlied; 2. Volkslied und Kunstlied; 3. Vom Entstehen des Volksliedes (Kriegslieder, Schnaderhüpfl); 4. Schicksale des Volksliedes (zersungene Balladen); 5. Auslegung von Volksweisen (Harmonielehre); 6. Die Kunst des Volksliedes (Rhythmus); 7. Das Volk im Spiegel seines Liedes (Standeslieder); 8. Altes und neues Volkslied (Auseinandersetzung zwischen dem alten Musiklehrer und dem Fachberater); 9. Heimatlied und Stammeslied; 10. Deutsche Geschichte im Volkslied; 11. Märchen und Mythe im Volkslied (Wassermann, Tannhäuser, Graf von Rom, Ulinger); 12. Das Volkslied in der Kunst (Beratung einer Weihnachtsfeier mit dem 'Musikausschuß'); 13. Volksliedpflege (in einer Jugendgemeinschaft); 14. Stimmen der Völker (Europas) in Liedern. Wir erhalten hier nicht bloß eine prächtige Auslese von Liedern nebst Erläuterungen und Hinweisen auf die neueste Musikliteratur, sondern auch ein ideales Bild von dem fröhlichen Zusammenwirken eines kundigen Lehrers mit einer begeisterungsfähigen Jugend. J. B.

Müller-Jabusch, Maximilian: Handbuch des öffentlichen Lebens (5. Ausgabe des Politischen Almanachs). Leipzig, K. F. Koehler 1929. XXIII, 899 S. Geb. 28 M. — Mehr als früher ist heute der praktisch arbeitende Volkskundler vor die Notwendigkeit gestellt, sich über die Organisation und Personalien weltlicher und kirchlicher Behörden, Universitäten, Museen, wissenschaftlicher Institute usw., mit denen er in Briefwechsel zu treten hat, genau zu informieren. Für diesen Zweck kann das altbewährte, jetzt unter einem neuen Titel erscheinende und stark vermehrte Handbuch angelegentlich empfohlen werden. Es bleibt kaum eine Antwort schuldig und bringt in seinen statistischen Übersichten auch manches volkskundlich unmittelbar Interessante. F. B.

Naumann, Hans: Grundzüge der deutschen Volkskunde. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer 1929. 150 S. 1,80 M. (Wissenschaft und Bildung 181.) — Das „kühne Büchlein, seines Verfassers Lieblingskind" erscheint, im wesentlichen unverändert, sieben Jahre nach seinem ersten, Aufsehen erregenden Auftreten zum zweiten Male. Im Anschluß an das kurze Vorwort, das besonders der eingehenden Würdigung durch Spamer (Hess. Bl. 23, 67ff.) gedenkt, wird eine stattliche Reihe von inzwischen erschienenen Arbeiten des Verf. und seiner Schüler und Schülerinnen aufgezählt, in denen Naumanns Betrachtungsweise auf verschiedene Teilgebiete der Volkskunde angewendet ist; auch die angehängte Bibliographie ist vervollständigt; gern hätte man, mag der Verf. das Buch auch als Ganzes ablehnen, hier auch die vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebene „Deutsche Volkskunde" erwähnt gefunden. F. B.

Pavićević, M.: Crnogorci u pričama i anegdotama (Die Montenegriner in Erzählungen und Anekdoten). 1. Bd.: Belgrad 1928; 2. Bd.: Podgorica 1928; 3. und 4. Bd.: Hercegnovi 1928; 5. Bd.: Agram 1929. — Der Schriftsteller Pavićević, ein Sohn der Schwarzen Berge, bietet hier fünf Bände köstlicher, aus dem Volksmund aufgezeichneter Anekdoten, die den Volkscharakter der Montenegriner, ihren Heroismus, ihren oft zur Eitelkeit gesteigerten Ehrgeiz und ihren der dinarischen Rasse eigenen Mutterwitz besser erkennen lassen als lange psychologische Analysen. Wie richtig das Volk seinen letzten König Nikola, den schlauen Geschäftemacher auf dem Throne, beurteilte, spricht sich deutlich im Volkswitz aus. Es wäre eine dankbare Aufgabe, eine Auswahl dieser Volkserzählungen in deutscher Sprache herauszugeben. E. Schneeweis.

Pinck, L.: Verklingende Weisen. Lothringer Volkslieder gesammelt und hrsg. 2. Bd. Heidelberg: C. Winter 1928 (1929). 421 S. (Schriften der Els.-Lothring. Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg.) — Dem prächtigen, ZfVK. 37, 71 besprochenen ersten Band läßt Pinck nun ein zweites Hundert echter lothringischer Volkslieder mit ihren Weisen folgen. Auch hier hat er nur Lieder aufgenommen, die bereits vor 1870 gesungen wurden und noch heute in lebendiger Überlieferung gesungen werden. Unter diesen 'Perlen in Muscheln am Strand des deutschen Sprachenmeeres' findet man manch seltenes Stück, und man gewinnt aus den

120 Seiten umfassenden Anmerkungen ein anschauliches Bild von der liebevollen Sorgfalt, mit der der Sammler auf seinen Wanderfahrten den einzelnen Sängern ihre Texte und Weisen abhörte und nach handschriftlichen Liederbüchern fahndete. Es ergaben sich dabei viele Varianten zu den mitgeteilten Fassungen, die teilweise abgedruckt werden, teilweise einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Wiederum hat der Maler Henri Bacher das Buch mit trefflichen Zeichnungen nach lothringischen Ortschaften, Kunstwerken, Hausrat und Personen geschmückt, über deren Quellen gewissenhaft berichtet wird. — Da vergleichende Literaturnachweise grundsätzlich fortblieben, sei darauf hingewiesen, daß Nr. 4: 'Häscher des Herodes' erst durch die vollständige Legende (bei Dähnhardt, Natursagen 2, 61; Th. Preuß, Tiersagen aus Westpreußen, S. 65. 1912) verständlich wird und daß Nr. 13: 'Ordensmann' ein Gedicht von Guido Görres ist (Bäumker 4, 239). Zu Nr. 2, 5, 8 vgl. Erk-Böhme Nr. 2052, 1957 und Bäumker 4, 577f.—Nr. 21, 23—30 (Erk-Böhme 2035, 2123, 2129; 61, 2e, 84, 65, 16). — Nr. 31—40 (Erk-Böhme 140, 178, 96, 66, 41, 57, 120a, 98, 900, 148). — Nr. 41—44 (Erk-Böhme 156, 146, 1305, 132). — Nr. 45 (Mittler 1489; Bolte, Der Bauer, S. 119. 1890). — Nr. 46—48 (Erk-Böhme 1544, 189, 1789). — Nr. 51, 53 (Erk-Böhme 2177, 1633). — Nr. 57, 60, 61 (Erk-Böhme 1338, 1450, 48). — Nr. 64 (Kohl, Tiroler Lieder 1899, Nr. 189). — Nr. 68, 74, 75, 78 (Erk-Böhme 174, 157, 814). — Nr. 81, 82, 87, 88 (Erk-Böhme 71, 696, 93, 697). — Nr. 92, 94, 95, 98, 99 (Erk-Böhme 1064, 838, 890, 1751; Bolte-Polívka 2, 100). J. B.

Polaczek, Ernst: Volkskunst im Elsaß. Mit 200 Abbildungen auf Tafeln und im Text. München, Delphinverlag 1929. 48 S. Geh. 7,50 M. (Deutsche Volkskunst, hrsg. von E. Redslob, 1. Ergänzungsband.) — Greift man stets mit freudiger Erwartung nach jedem neu erscheinenden Band dieser vortrefflichen Reihe, so mischt sich bei dem vorliegenden darein der tiefe Schmerz um den Verlust dieses deutschen Landes, das so schöne Blüten volkstümlicher Kunst hervorgebracht hat. Wie deutsch dieses Land ist, wird uns beim Anschauen der Bilder klar, die von dem früheren Leiter des Straßburger Städtischen Museums geschickt ausgewählt und mit einem Text ausgestaltet worden sind, der nicht nebenherläuft, sondern wirklich deutet und erläutert. Stark vertreten sind die Hausansichten, bei denen, entsprechend der Entwicklung des Landes, auch die Mittel- und Kleinstadt reichlich berücksichtigt wird. Von dem übrigen Inhalt seien einige besonders interessante Stücke hervorgehoben: die Zusammenstellung der typischen Stuhlrückenlehnen (Doppeladler und Schlangen, zu letzteren ein Gegenstück auf einem Grabstein von 1831, Abb. 188), die Kleienkotzer (135f.), die tönernen Uhrgewichte aus Sufflenheim (101) und die primitiven irdenen Bettsteine (107), eine höchst eigenartige Wiege (Kopf- und Fußbrett nur durch gedrehte Stäbe verbunden (122), und eine mit klassizistischen Schmuckmotiven gezierte, wuchtige Weintrotte (144). Die Aufnahmen stammen teils aus elsässischen Museen und Veröffentlichungen, teils aus der Berliner Staatlichen Sammlung, deren reiche Schätze an elsässischem Volksgut ganz besonders unter der Ungunst der dort herrschenden Verhältnisse leiden. Mit Recht wurde gelegentlich der Volkskunstausstellung im Oktober d. J. (s. o.) von verschiedenen Seiten die Frage gestellt, was wohl die neuen Herren des Landes darum geben würden, wenn ihnen eine so wundervolle Sammlung elsässischer Volkskunst geboten würde, die bei uns in einem gänzlich unzureichenden und unwürdigen Raum dahinkümmern muß. Mit der Herausgabe dieses Heftes hat sich der Verlag ein Verdienst erworben, das nicht auf die Wissenschaft beschränkt ist, sondern der Bewußtmachung und Pflege des deutschen Volkstums jenseits der heutigen Reichsgrenze zugute kommt. Als Anschauungsmaterial für volkskundlichen Unterricht aller Art ist es, wie alle Bände dieser Reihe, schlechthin unentbehrlich. F. B.

Qvigstad, J.: Lappiske Eventyr og Sagn 3: Lappiske Eventyr og Sagn fra Lyngen 1. Oslo, Aschehoug & Co. 1929. 4 Bl., 511 S. (Institutet for samenlignende Kulturforskning, Serie B: Skrifter 12.) — Der dritte Band der ungemein reichen Märchensammlung Qvigstads, die bereits in der ZfVk. 37—38, 146 und 289 besprochen wurde, enthält 120 Erzählungen vom Lyngsfjord, wo Seelappen neben zugewanderten Finnen und Norwegern wohnen. Dem Originaltexte ist wiederum eine gegenüberstehende norwegische Übersetzung beigegeben. Unter den Erzählern lieferte ein Siebzigjähriger 28, ein etwas jüngerer über 40 Nummern. Vieles haben die Lappen natürlich durch mündliche Überlieferung von ihren norwegischen und finnischen Nachbarn empfangen; drei Stücke (Nr. 4, 9, 94) konnten sie auch im

norwegischen Lesebuch für Volksschulen (1863) finden. Die Anordnung folgt im ganzen dem Typenregister Aarnes, auf das in den Anmerkungen regelmäßig verwiesen wird. Hier sind auch die Seitenstücke aus dem ersten und zweiten Band verzeichnet. Manche Stoffe zeigen eigentümliche Umformungen. So das Lenorenmotiv in Nr. 46, wo der tote Bräutigam die Braut, die gerade mit einem neuen Freier Hochzeit feiern will, entführt und ihr Himmel und Hölle zeigt; als sie nach 14 Wochen zurückkehrt, hat sie das Gedächtnis verloren und stirbt. Auch die Geschichte von der Maus in der Schüssel (Nr. 94; Pauli c. 398) ist verbreitert. Der Schwank vom hungrigen Pfarrer, der mit seinem Küster bei einem Bauern übernachtet (Nr. 102), ist bereits im 16. Jahrhundert von Wickram (Werke 3, 380 Nr. 62), Hans Sachs und Fischart erzählt und begegnet auch in Indien (Bodding, Santal Tales 2, 223). Zur Frau im Mond (Nr. 104) vgl. R. Köhler, Kl. Schr. 3, 597. Bei Nr. 66: 'Soria — Moria — slott' auf Asbörnsen Nr. 27 hinzuweisen, hielt der Verf. wohl für überflüssig. J. B.

Raff, Helene: Altbayrische Legenden, neu erzählt. Altötting, Verlag Bücher der Heimat 1925. 92 S. 1 M. (Bücher der Heimat, Bd. 6.) — Mit feinem Sinne hat die bewährte Forscherin hier 65 in Bayern heimische Legenden aus Raders 'Bavaria sancta' und neueren Sagensammlungen mit mehreren von ihr selber aus dem Volksmunde aufgezeichneten Stücken vereinigt und ein schönes Seitenstück zu ihren Tiroler Legenden (oben 35, 139) geschaffen. J. B.

Schmidt, Arno: Die Sage von einer wüsten Stelle in der Langgasse zu Danzig. Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins 1928 (1929). S. 33ff. — Aktenmäßiger Nachweis, daß die Überlieferung von dem 1530 erfolgten Abbruch eines Hauses, in dem angeblich unzüchtige Nackttänze (Adami et Evae tripudium) stattgefunden hätten, auf eine tendenziösen Erfindung des Olaus Magnus in seiner 1555 gedruckten Historia Septentrionalis zurückgeht, die mit einer tatsächlich bestehenden unbebauten Stelle der Langgasse, vielleicht zum Büttelhof gehörig, in Zusammenhang gebracht wurde. F. B.

Schullerus, Adolf: Verzeichnis der rumänischen Märchen und Märchenvarianten, nach dem System der Märchentypen Antti Aarnes zusammengestellt. Helsinki, Academia scientiarum Fennica 1928. 99 S. (FFCommunications Nr. 78.) — Die letzte Schrift unseres verewigten Mitarbeiters, die erst nach seinem Tode erschien, ist ein wertvoller Beitrag zur Märchenforschung, eine Liste der in Büchern, Zeitschriften, Kalendern und Einzeldrucken verstreuten rumänischen Volksmärchen, nach Aarnes System geordnet. Bescheiden bezeichnet er sein Werk als einen vorläufigen Versuch; doch sondert er kritisch die echten Aufzeichnungen von der Märchenliteratur aus zweiter Hand und literarischer Mache. (Carmen Sylvas Peleschmärchen und O. Hausers Rumänische Märchen 1918 sind nicht genannt.) Im Anhang werden außerdem Legenden moralischen Inhalts, Ursprungsmärchen und Zigeunerschwänke registriert. — Dem Hefte folgen als FFC 79 und 80 zwei biographische Würdigungen des Verf. durch A. Scheiner und H. Kügler (6 und 9 S.) nebst einem Verzeichnis seiner volkskundlichen Arbeiten. J. B.

Solymossy, Alexander: Hongaarsche Sagen, Sprookjes en Legenden, verzameld en verklaart. Vertaald door Vilma Hettyey de Makkoshettye, met Illustraties van István Benyovszky. Zutphen, W. J. Thieme & Co. 1929. XXIV, 416 S. — Die 88 ungarischen Sagen und Märchen, die uns Prof. Solymossy in einer holländischen, mit schmucken Bildern ausgestatteten Übertragung vorlegt, sind mit gutem Bedacht in acht Gruppen geteilt. Die ersteren betreffen historische Begebenheiten, Burgen und andere Örtlichkeiten, Zauberer und Heilige; daran schließen sich Märchen, Tierfabeln und Schwänke. Der gelehrte Verf. hat nicht nur in der Einleitung einen Überblick über die ungarische Geschichte, den Volkscharakter und die Volksdichtung, sondern auch in außerordentlich dankenswerten ausführlichen Anmerkungen (S. 371—413) über die Quellen und die Geschichte der Stoffe Rechenschaft gelegt. Mehrfach geht er dabei auf Fälle ein, in denen eine Erzählung aus zwei oder drei verschiedenen Märchen zusammengesetzt ist. Dazu erlaube ich mir ein paar Nachträge zu geben. Nr. 11 (Der Rattenfänger von Hameln): Grimm, DS. Nr. 245; ZfVk. 24, 78. — Nr. 41 (Eid mit Erde in den Schuhen): Archiv f. neuere Spr. 127, 281[1]. — Nr. 48 (Engel und Einsiedler): A. de Cock, Studien 1920, S. 178. — Nr. 66 (Die Hunde des Drachentöters): Bolte-Polivka 1, 533. — Nr. 67

(Goldhaarige Prinzeß für den König geholt): ebd. 3, 30. — Nr. 68 (Blume auf dem Grabe der Teufelsbraut): ebd. 2, 126 und E. Moór: Ungar. Jahrb. 5, 430. — Nr. 69 (Glück und Verstand): ebd. 3, 56. — Nr. 87 (Wieviel Götter gibt es?): Peter von Memel, Lustige Gesellschaft 1660, Nr. 219 und eine mecklenburgische Geschichte, die ich 1928 in einer Berliner Zeitung las. Der eine Konfirmand zählt drei Götter auf: Vater, Sohn und hl. Geist; der zweite sechs, nämlich noch den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; beide werden vom Pastor heimgeschickt und treffen unterwegs einen Kameraden, der nur von einem Gott weiß: „Denn gah man gor nich irst hen; Korl hett em drei baden und ick söß, und du hest man einen, dor bliwst du seker mit sitten.“ J. B.

Solymossy, A.: Die Horn-Sage des Heerführers Lél. (Ethnographia 40, 17—39. Ungarisch.) — Ungarische Chroniken des 14. bis 15. Jahrhunderts berichteten, der 955 zu Regensburg hingerichtete Heerführer Lél habe unter dem Galgen nach seinem Horne verlangt und damit den deutschen Kaiser erschlagen. Das Motiv vom Hornblasen unter dem Galgen, das offenbar aus der Sage von Salomo (F. Vogt, Salman und Morolf 1880, S. LVIII) stammt, wird von Solymossy weiter besprochen. J. B.

Spieß, Karl: Das Zahlenlied (Das deutsche Volkslied 31, 85—90. Wien 1929). — Die Untersuchung über die geistlichen Deutungen der Zahlenreihe 1—12 beruht auf dem von Bolte (ZfVk. 11, 387; 13, 84) zusammengestellten Material. Sie verzichtet darauf, Alter und Ursprung der Dichtung festzustellen, vermutet aber seine Wurzel in der vorchristlichen, iranischen Lehre von der Himmelsreise der Seele. J. B.

Sprachenatlas der Grenzgebiete des Deutschen Reiches nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 16. Juni 1925. Bearbeitet im Preußischen Statistischen Landesamt. — Begleitschrift: K. Keller, Die fremdsprachige Bevölkerung in den Grenzgebieten des Deutschen Reiches, hrsg. von der Reichszentrale für Heimatdienst. Berlin, Zentralverlag G. m. b. H. 1929. 10 Karten. II und 80 S. 20 M. — Für die Provinzen Oberschlesien, Posen-Westpreußen mit den pommerschen Kreisen Lauenburg und Bütow, Ostpreußen und Schleswig-Holstein wird eine kartographische Darstellung der Sprachenverhältnisse gegeben, weitere Karten beziehen sich auf das rheinisch-westfälische Industriegebiet, die Kreise Eupen und Malmedy, die Landtagswahlergebnisse 1924 und 1928 in Oberschlesien und im Reg.-Bez. Allenstein. Blockzeichen, in die Grenzen der einzelnen Bezirke eingezeichnet, geben ein übersichtliches Gesamtbild von der Stärke der deutschen, der doppel- und der fremdsprachigen Bevölkerungsteile, die genaue Auszählung ist durch die Kleinheit der für je 1000 Bewohner angesetzten Teilquadrate nicht ganz einfach, aber wohl durchführbar, zumal wenn man das Begleitbuch zu Hilfe nimmt. Die hierin gegebenen streng sachlichen Statistiken reden eine erschütternde Sprache von der gewalttätigen Rücksichtslosigkeit, mit der im Versailler Diktat die Grenzen festgelegt wurden, legen zugleich aber auch ein tröstliches und erhebendes Zeugnis ab für die Treue, die die Bewohner der Grenzmarken trotz Not und Bedrohung bei Abstimmungen und Wahlen dem deutschen Vaterlande bewiesen haben. Für die neuen kartographischen Aufgaben der Volkskunde ist dies Kartenwerk ein erwünschtes Hilfs- und Vergleichsmittel. F. B.

Stemplinger, E.: Oberbayerische Märchen, 1.—2. Folge. Altötting, Verlag ‘Bücher der Heimat’ 1924—26. 81 u. 81 S. (Bücher der Heimat, Bd. 1 u. 10.) — Aus Bayern sind bisher verhältnismäßig wenig Märchen bekanntgemacht worden; ich griff also mit Begierde nach den beiden hübschen Bändchen, sah aber mit einiger Enttäuschung, daß hier eine allerdings wohlgelungene Übertragung von 42 Grimmschen Märchen in die bayerische Mundart vorliegt, durch die Stemplinger jenes Volksgut seinen Landsleuten mundgerecht machen will. Er lokalisiert einzelne Begebenheiten in Rosenheim, Straubing, Tegernsee, Miesbach; bringt neue Namen hinein wie Wastl, Toni, Liesl, Vroni, Moses Pinkeles oder den Spektalschuster (Meister Pfriem), modernisiert und vergröbert gelegentlich. Die sieben Schwaben schwatzen vom Napolium, Schinderhannes, vom Schneider von Ulm und Hindenburg. Die Königstochter, zu der der Froschkönig ins Bett will, „packt den kalten Kerl und schmeißt’n an d’ Wänd hin, daß er grad pegert: Wart, du Verschiager, du miserablicher, jatz werst amal a Ruah gebn!“ Anderes liest sich recht nett und anheimelnd trotz der abweichenden Tonart. J. B.

Stemplinger, E.: Klampfen her und g'sunga. Volkslieder in altbayerischer Mundart gesammelt. Altötting, Verlag 'Bücher der Heimat' 1924. 77 S. (Bücher der Heimat, Bd. 5.) — Ein halbes Hundert frischer echter Lieder mit einstimmigen Weisen, zumeist natürlich Liebeslieder, auch zwei Weihnachtsgesänge und zwei Schwänke vom Siemann und von der naschhaften Köchin (Pauli, Schimpf und Ernst, c. 57). Die Sammlung soll vor allem den Schulen zu Hilfe kommen. J. B.

Stintzi, Paul: Die Sagen des Elsasses, gesammelt nach der Volksüberlieferung und gedruckten Quellen. Colmar, Société d'édition Alsatia 1929. XI. 300 S. 24 Fr. — Das dem elsässischen Volke gewidmete und mit vielen Bildern, zumeist Landschaften geschmückte Buch beruht im wesentlichen auf August Stöbers großer Sagensammlung; doch befinden sich unter den 250 Nummern auch 72 neue, aus späteren Büchern und mündlicher Überlieferung geschöpfte Sagen. Die ausführlichen Quellennachweise, die Curt Mündel 1896 seiner Ausgabe Stöbers anhängte, mußten leider fortfallen. Zu S. 8 „Das Männlein von Blochmont" vgl. Bolte-Polívka, Anm. 2, 301; zu S. 194 „Christus und Petrus" ebenda 2, 216; zu S. 199 „Müllerknecht in einen Esel verwandelt" ebenda 3, 7. J. B.

Volkskundekalender für das Jahr 1930. Dresden, J. Paeßler. — Zu den Interessentenkreisen, die, wie Technik, Naturkunde, Kunstgeschichte, Bücherkunde, Jugendbewegung usw., zur Jahreswende ihren eigenen Kalender zu begrüßen gewohnt sind, tritt in diesem Jahr ein neuer: die Volkskunde. Es ist der erste Versuch, unserer Wissenschaft auch in dieser Weise zu einem freundlichen, volkstümlichen Ausdruck zu verhelfen. Man darf ihn rückhaltlos als gelungen bezeichnen. Die Wahl der zum größten Teil neu aufgenommenen Bilder, der Inhalt der knappen Texte ist für die Allgemeinheit gedacht, dabei aber gediegen, frisch und beziehungsreich, so daß auch der Volkskundler von Beruf manche Anregung finden wird; besonders dankbar wird der Lehrer das Anschauungsmaterial begrüßen, das ihm der Kalender für den volkskundlichen Unterricht bietet. Der Rahmen ist weit genug, um alle deutschen Landschaften von der Kurischen Nehrung bis zum Schwarzwald und alle bildlich darstellbaren Sachgebiete der Volkskunde in wertvollen und bezeichnenden Bildern erscheinen zu lassen, z. B. Votive, Grabtafeln, Fastentuch, Palmesel, Schulzenstab, Klausenbaum, Krippen, Hausrat, Werkzeuge, Trachten (hierunter besonders gelungene Aufnahmen). Der nach Zehntausenden zählenden Gemeinde der Mitarbeiter am Atlas der deutschen Volkskunde wird es besonders willkommen sein, daß auf seinen Gesamtplan und seine wissenschaftliche wie volkstümliche Bedeutung wiederholt Bezug genommen wird. Als Herausgeber dieser begrüßenswerten Neuerscheinung zeichnet Fritz Boehm, der Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde und Leiter der Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde. Einzelne Texte und Lichtbilder steuerten Fachgenossen bei. Der Preis des Kalenders beträgt 2,30 M.; bei Bestellung von 5 Exemplaren wird ein weiteres kostenlos mitgeliefert. Bestellungen sind zu richten an Joh. Paeßler, Dresden-N. 15, Planitzstr. 20 D. R. Beitl.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1923 und 1924. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde hrsg. von E. Hoffmann-Krayer. Berlin und Leipzig, de Gruyter & Co. 1929. 493 S. 24 M. (für Verbandsmitglieder 16 M.). — Trotz aller Schwierigkeiten ist es dank der Energie des Herausgebers, der treuen Mitarbeit zahlreicher Gelehrter des In- und Auslandes und vor allem dem Eintreten der Notgemeinschaft wieder gelungen, dies unentbehrliche Werk erscheinen zu lassen. Die Gliederung des gewaltigen Stoffes ist bis auf Kleinigkeiten die gleiche wie in den früheren Bänden. Die Zahl der angezeigten Publikationen hat sich gegen den vorigen Band, der gleichfalls zwei Jahre umfaßte, um genau 700 Nummern auf 5992 erhöht! Dabei sind manche außerdeutsche Gebiete (Frankreich, Spanien, Rumänien, Tschechoslowakei, Griechenland, Türkei, Mittel- und Südamerika) wegen Mangels an speziellen Mitarbeitern nicht einmal systematisch bearbeitet. Man müßte Oftgesagtes wiederholen, wenn man die Bedeutung und die vorbildliche Zuverlässigkeit der Bibliographie gebührend würdigen wollte. Worauf aber immer wieder hingewiesen werden muß, das ist die Verpflichtung aller volkskundlich Tätigen, das Werk zu kaufen, dessen gewiß nicht ganz geringer Preis in keinem Verhältnis steht zu der ungeheuren Arbeit, die in ihm steckt und die von vielbeschäftigten Gelehrten lediglich um der Sache willen geleistet wird. Ihnen immer wieder zu danken, darf man gleichfalls nicht müde werden, vor allem dem Heraus-

geber, der, wie an anderer Stelle berichtet, leider gezwungen ist, von der Leitung zurückzutreten, die er seit dem Jahre 1917 zum Heile unserer Wissenschaft geführt hat. Möge es seinem Nachfolger gelingen, das Werk immer auf der gleichen Höhe zu halten! F. B.

Walther, Paul: Schwäbische Volkskunde. Leipzig, Quelle & Meyer 1929. XII, 220 S. Geb. 7,80 M. (Deutsche Stämme, Deutsche Lande, hrsg. von F. von der Leyen.) — Die Einstellung des Verfassers zu seinem Stoff geht aus den Worten der Einleitung hervor: „Noch haben wir stammestümliche Kultur; noch ist nicht das gesamte Volkstum von der Allerweltstünche überzogen. Es mochte reizen, in erster Linie eine Inventur davon vorzunehmen und zugleich den biologischen Grundlinien nachzuspüren, aus denen die Gegenwart dieser Eigenart erwachsen und sich bis heute in Resten behaupten konnte." Da es sich nach dem heutigen Stande der Wissenschaft bei der zweiten Aufgabe immer nur um tastende Versuche handeln kann, so ist das Buch in der Hauptsache, wie die meisten dieser Reihe, eine fleißige und liebevolle Sammlung volkskundlichen Materiales mit fast ausschließlicher Berücksichtigung der ländlichen Bevölkerung geworden. In die Klage des Verfassers (S. 198), es sei Sitte geworden, die Nase zu rümpfen, wenn man von Volkskunst hört, können wir nicht einstimmen. Er selbst sagt auch wenige Zeilen später, daß auf diesem Gebiete in mancher Beziehung heute die Stadt beginne, vom Land zu lernen. Die so häufig auftretende Verkennung der Theorie Naumanns im Sinne eines Werturteils finden wir leider auch hier; einmal (S. 200) ist geradezu von dem „Vorwurf des gesunkenen Kulturgutes" die Rede. Wem soll dieser Vorwurf gemacht werden? Die meist recht guten Abbildungen sind Beigaben ohne unmittelbare Beziehung auf den Text. Ist dies schon eine Mode, die nicht zur Geschlossenheit des Eindrucks beiträgt, so möchte man die hier angewendete Einsetzung ganzer Volkslieder mit Noten und Text mitten in die Darstellung noch weniger zur Nachahmung empfehlen. F. B.

Warner, Theodor: Lieder der Bündischen Jugend. Potsdam, Voggenreiter 1929. V, 181 S. Geh. 2,25 M., geb. 2,85 M. — Die Sammlung zeigt, daß die Jugend unserer Zeit sich endlich von den Pseudo-Landsknechtsliedern der Nachkriegszeit abwendet und zum alten Volkslied zurückkehrt. Von den 300 Liedern entstammen die meisten dem „Zupfgeigenhansl" und den alten Wandervogelliederblättern, vermehrt um einige Kanons der großen Komponisten. — Die zotige Strophe Nr. 4 in dem Liede von der „Tochter vons ganze Bataillon" gehört nicht in eine Jugendliedersammlung. Auf S. 98 steht ein „prachtvoller Kanon" (so wird er in der Einleitung genannt) vom Potsdamer Platz: „Uhu! heute neu! Die Nachtausgabe, der Tag!" Ich empfehle ihn als Jazztext. Einst sang und sammelte man im Wandervogel nur die schönen alten Weisen des Volkes. Johannes Koepp.

Weil, Gotthold: Die Königslose. J. G. Wetzsteins freie Nachdichtung eines arabischen Losbuches, überarbeitet und eingeleitet. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 1929. 70 S. (Mitt. des Seminars für orientalische Sprachen 31, 2.) — Die arabischen Losbücher (Ḳur'a) zerfallen nach Weil, der ihnen bereits in der Enzyklopädie des Islam (2, 1201) einen lehrreichen Artikel gewidmet hat, in drei Arten: die des Propheten Daniels, des Ga'far und des Ma'mūn. Die zweite Gruppe, die auch zu den Persern und Türken gedrungen ist, entspricht den Würfelbüchern der kleinasiatischen Griechen. Auch die dritte, der die hier veröffentlichten 'Königslose' angehören, folgt einem griechischen Vorbilde, dem Orakelbuche des Astrampsychos; doch führt es umständlicher den Fragsteller von zwei Wunschkreisen zu Sternbildern, Vögeln, Städten und endlich zu 36 Königen, die gereimte Antworten bereit halten. Das Losmittel ist die Summe der aufs Geratewohl ausgestreckten Finger der rechten Hand des Fragers und des Propheten. Als Beispiel der 1854 von Wetzstein anmutig verdeutschten und von Weil revidierten Verse stehe hier die Antwort, die der König von Zanzibar dem Prozeßlustigen erteilt: „Du suchst den Streit, das Ungeheuer, das den verschlingt, der es genährt; an Feindes Hütte legst du Feuer, das auch dein eignes Dach verzehrt." Für den Einfluß der arabischen Losbücher auf die abendländischen verweist Weil auf Wickrams Werke 3, 293. J. B.

Weinschenk, Edda: Volkstänze der Landjugend. Langensalza, J. Beltz 1929. 91 S. 2 M. (Die Leibesübungen in der Landschule, hrsg. von W. Stuhlfath, Heft 2.) — Eine handliche Ausgabe von 50 leichten Tänzen mit genauer Beschreibung und Abbildungen, gesammelt in verschiedenen Gegenden Deutschlands. J. B.

Welter, Wilhelm: Studien zur Dialektgeographie des Kreises Eupen. Mit einer Karte. Bonn, Röhrscheid 1929. VIII. 128 S. Geh. 16 M. (Rheinisches Archiv, hrsg. von A. Bach und F. Steinbach, 8.) — Diese mit scharfgeschliffenem Werkzeug der modernen Dialektgeographie geformte Arbeit geht den Arbeitskreis der Volkskunde insofern an, als eben die Volkssprache des Eupener, jetzt zu Belgien gehörenden Bezirkes behandelt ist. Als Ganzes ist sie mit ihrem philologischen Rüstzeug, ihrer Problematik aus der rheinischen Akzentuierung, der ripuarischen Gutturalisierung, der limburgischen Palatalisierung, einen Raum weniger Orte umspannend, für die Sprachwissenschaft bestimmt, so daß wir hier leider nur mit einem kurzen Hinweise auf sie aufmerksam zu machen haben. Ihr wissenschaftlicher Schwerpunkt liegt in der dialektgeographischen Deutung der Laut- und der ausgiebigen Formenlehre, wobei nicht nur das einzeln gesprochene Wort, sondern auch der Satzakzent herangezogen wird. Diese Satzphonetik führt streckenweise die Forschung weiter. Am Schluß wird auch Wortgeographie und Landesgeschichte, auch dies wichtig für weitere volkskundliche Forschung, bereitgestellt. Über diesen Fachkreis hinaus wird die Arbeit stärkeres Interesse wecken können, nachdem die neue Staatsbehörde gegen die Vlämische Akademie diese Mundart für „Hochdeutsch" erklärt hatte, um die pflichtgemäße Einführung vlämischen Unterrichts zu umgehen. Walther Mitzka.

Wentscher, Erich: Die Rufnamen des deutschen Volkes. Eine Studie. Halle a. S., Waisenhaus 1926. 52 S. Geh. 2,40 M. — S. 36 bis Schluß ein Namensverzeichnis mit der Überschrift „Der Wortsinn unserer gebräuchlichen Rufnamen": Detlev = Volks-Sohn, Eberhard = der Eber-Starke usw. Also auch hier noch immer die alte Bedeutungslehre. Die Abhandlung will zeigen, wie die Linien der Namengebung während des ganzen Kulturablaufs alle anderen Äußerungen dieses Ablaufs, „wie wir ihn aus Oswald Spenglers morphologischer Geschichtsbetrachtung kennen, sichern und verstärken". Spenglers Beispiele sollen durch ein weiteres vermehrt werden: Namengebung bei Griechen und Römern. Nicht, wie man bisher meinte, Volkspsyche bestimme jenen Unterschied zwischen den Namen der Griechen mit ihrem idealistischen Schwunge und den banausischen Römern (Primus, Secundus, Tertius ...), sondern zwei verschiedene Zeitlagen derselben Antike. Das wiederhole die abendländische, die deutsche Namengebung: jedes eine Kulturbewegung, Namenmoden wechseln im Ablauf zueinander, das Ende sei Namenschwund und Nameninzucht. — Eine Verarmung im deutschen Vornamenschatz in späterer Zeit hat man immer zugegeben, aber auch als eine Quelle ehemaliger Reichhaltigkeit die mechanische Verknüpfung zweier Namenstämme aus vorhandenen Namen zu Neubildungen erkannt. Die alte Meinung vom Unterschied zwischen dem griechischen und dem römischen Volkscharakter überzeugt doch auch weiterhin, dort reiche Phantasie, hier nüchternes Zählen. Und auch in der Kulturgeschichte eines Einzelvolkes tritt doch einmal jene Seelenhaltung, dann wieder der Rationalismus stärker hervor: naturhafter Ablauf nach Spengler oder doch ewiger Wechsel und Kampf zwischen beiden? Walther Mitzka.

Werner, Ludw. Friedr. (Boette): Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. Zweite Reihe. Dritte vermehrte Auflage. Langensalza, H. Beyer & Söhne 1929. VIII, 184 S. — Es ist ein erfreuliches Zeichen für das Interesse der Gebildeten am Volksleben, daß Boettes auf scharfsichtiger Beobachtung beruhende Schilderungen aus dem Innern eines oberhessischen Gebirgsdorfes es zu mehreren Auflagen gebracht haben. Der Verf. der die 46 Kapitel des 1912 erschienenen Buches auf 58 vermehrt hat, führt in knappen, frischen Skizzen Bilder aus dem Eheleben, den Einrichtungen der Spinnstuben, der Sparkassen, allerlei Aberglauben, Schnurren und eine ganze Reihe bäuerlicher Charakterfiguren vor. J. B.

Wesselski, A.: Der Knabenkönig und das kluge Mädchen. Prag, Calve 1929. 46 S. (Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1. Beiheft.) — Diese Kritik und Ergänzung des oben S. 120 besprochenen Buches von J. de Vries widerlegt die von Wesselofsky aufgestellte Ableitung der Salomosage aus dem indischen Märchen von Wikramāditja; die von den Arabern zuerst erzählten Weisheitsurteile des Knaben Salomo gehen auf die persischen Geschichten vom Knabenkönig Kyros zurück. In Europa hat der kluge Knabe die Aufgaben, die er im indischen Mahāumagga-Dschātaka zu lösen hat, zumeist an das kluge Mädchen abgegeben. Das Ardschi-Bordschi ist vielleicht durch die mongolische Lage von Timur beeinflußt; auch über die Geschichten von Rohāka, die klugen Antworten über die Familie, die Rätsel-

fragen des Königs, die verbuhlte Königin und die lachenden Fische und andere Motive hören wir Neues. Zum Schluß wird gegenüber der finnischen Schule die Wichtigkeit der literarischen Märchenfassungen betont. J. B.

Wesselski, A.: Einstige Brücken zwischen Orient und Okzident. Archiv orientální 1, 75—84. Prag 1929. — Im chinesischen Tripitaka finden sich Parallelen zu der sizilischen Sage von dem König, der die den Toten in den Mund gelegte Münze raubt, zu dem Schwank von dem Schuster als König, zum Märchen von der goldhaarigen Jungfrau und zu der jüdischen Sage von der Tochter des Mattatja. J. B.

Wesselski, A.: Der Gott außer Funktion. (Archiv orientální 1, 300—311. Prag 1929.) — Eine lehrreiche Zusammenstellung von Mythen, in denen der Tod (Thanatos, Yama), die Liebe (Kama, Istar, Demeter, Soma, Indra) oder das Feuer (Agni), das Glück, die Treue eine Zeitlang ausgeschaltet werden und Unordnung über die Welt hereinbricht. Zu den Klagen über das Verschwinden der Gerechtigkeit vgl. noch R. Köhler, Kl. Schr. 2, 73. J. B.

Wirth, Alfred: Studien zu Wilhelm Müller. Dessau, W. Schwalbe 1929. 40 S. fol. (Aus: Anhaltische Geschichtsblätter, Heft 4.) — Der wichtigste Teil dieser sorgsamen Studien ist für uns die Untersuchung über Wilhelm Müllers Verhältnis zum Volkslied (S. 15—33), die gerechter und kritischer als Allen (American Journal of germ. Phil. 2, 283) den Einfluß des Volkslieds im Naturgefühl, der volkstümlichen Symbolik, den Motiven sowie der Technik und Sprache auf den Dichter nachweist und auch seine theoretischen Äußerungen darüber heranzieht. Daß eine verhältnismäßig geringe Zahl von Müllers Liedern volksläufig wurde, erklärt Wirth mit der Vorliebe des Volkes für Lieder sentimentalen Inhalts. Er bespricht ferner die Einflüsse der Jugendzeit Müllers, die Brüsseler Leidenschaft, die Einwirkung von Percy, Scott und Bürger, endlich sein Verhältnis zu Dessau. J. B.

Wissell, Rudolf: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur durch Konrad Hahm. 2 Bände. Berlin, Erich Wasmuth A.-G. 1929. Geb. 50 M. — Rudolf Wissell, Reichsarbeitsminister, hat seine Laufbahn als Schlosser und Maschinenbauer begonnen. Als wandernder Handwerksgeselle lernte er zuerst Ende der achtziger Jahre in Kiel die Gemeinschaftsgebräuche seines Handwerks kennen und hat seitdem unablässig aus gedruckten und geschriebenen Quellen das Material für dies Werk von 1200 Druckseiten gesammelt, eine staunenswerte Leistung, wenn man bedenkt, daß er dafür nur die kargen Mußestunden benutzen konnte, die ihm seine ständig wachsende Arbeitslast übrigließ. Der erste Band schildert, immer an Hand der Urkunden, die Entstehung und Geschichte der Handwerke, der zweite enthält eine reichhaltige Sammlung ausgewählter Quellenstücke über die Gebräuche der Handwerker aller Gattungen. Für die Volkskunde ist dieser zweite Teil von ganz besonderem Werte. In 46 Kapiteln werden die Handwerksordnungen, die Texte der Formeln bei der Aufnahme, der Lossprechung, der Umfrage nach Arbeit, die Grüße und Sprüche beim Aufwandern auf die Herberge usw. im Wortlaut mitgeteilt. Vom Sachlichen ganz abgesehen öffnet sich hier eine ungeahnt reiche Fundgrube für das Studium der Berufssprachen; die Mundart der zum überwiegenden Teil niederdeutschen Urkunden ist im ganzen unangetastet gelassen worden, nur die Schreibung wurde im Interesse ungeübter Leser leicht modernisiert. Ein über 400 Titel enthaltendes Quellenverzeichnis, in dem übrigens die lateinischen Titel noch stark korrekturbedürftig sind, legt von dem Fleiße des Verfassers und des Herausgebers Zeugnis ab. Dem deutschen Handwerk ist in diesem mit warmer Liebe geschriebenen Werke eines Mannes, der von der Pike auf gedient hat, ein schönes Denkmal gesetzt; die Wissenschaft wird es dankbar begrüßen, obwohl der Verf. bei der Abfassung vor allem daran gedacht hat, für die Handwerker und Arbeiter selbst ein Hausbuch zu schaffen, aus dem der Werktätige heutiger Zeit des „Alten Handwerks Recht und Gewohnheit" kennenlernen könne. Für den einzelnen wird es ja kaum erschwinglich sein, aber in den öffentlichen Bibliotheken und in denen der Berufsverbände sollte es nirgends fehlen. Erfüllen sich die Hoffnungen des Verf. in dieser Richtung, so wird die Volkskunde, die in den Kreisen der Handwerker und Arbeiter noch viel zu wenig Freunde und Mitarbeiter hat, daraus nicht geringen Gewinn ziehen. Vom Verleger ist das Buch in ein würdiges Gewand gekleidet und mit ausgezeichneten Faksimiles und anderen Abbildungen verziert worden. F. B.

Zeller, Rudolf: Volkskunde und Schule. Bern, P. Haupt. 4 S. 0,40 M. (S.-A. aus „Erziehung und Weltanschauung".) — Eine ganz knappe Aufzählung

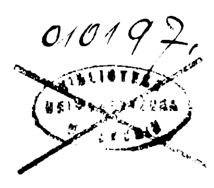
einiger Verwendungsmöglichkeiten der Volkskunde in den verschiedenen Fächern des Schulunterrichts, besonders auf Schweizer Verhältnisse zugeschnitten. F. B.

Zimmermann, Ernst J.: Die deutschen Ortsnamen in bezug auf Grenzen und Verkehr. Ostheim-Hanau, Drei-Ähren-Verlag Heinr. Jost 1929. XI. 166 S. Geh. 7,50 M. — Die ersten Sätze rufen einigen Widerspruch hervor. Denn die Behauptung, die Germanen seien Nomaden und Krieger gewesen, dürfte heute wohl als widerlegt gelten. Von diesen und einigen anderen Einseitigkeiten abgesehen, ist das Werk eine dankbar zu begrüßende Erweiterung der Ortsnamenforschung, die sich freilich mit ihm auseinanderzusetzen hat. Manche wissenschaftliche Ergebnisse, die wir gesichert glaubten, geraten ins Wanken; manche der von dem Verf. aufgestellten Behauptungen werden der wissenschaftlichen Prüfung nicht standhalten. Nicht gerade Widerspruch erheben, sondern Berichtigungen wird die örtliche Forschung bringen, aber die mit aller Schärfe ausgesprochene Vermutung, daß in vielen Fluß- und Ortsnamen Begriffe stecken, die mit Verkehr und Grenze zusammenhängen, wird im allgemeinen nicht zu erschüttern sein. Zahlreiche Namen, die in dem Einflußgebiet der Franken liegen, und die durch die nur in Einzelheiten angefochtenen Arbeiten Karl Rübels bereits als Grenzbegriffe erkannt worden sind, finden hier eine Bestätigung.

Eingangs untersucht der Verf. das Alter der politischen und der Verwaltungsgrenzen und dann die neuere Namenforschung, um in dem Hauptteil seines Buches die Grenznamen einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Das wichtige Ergebnis ist, daß aus diesen überraschend zahlreichen Namen sich Grenzen und Verkehrswege rekonstruieren lassen, die nur teilweise geschichtlich bestätigt werden, oft aber der Vorzeit angehören. Als solche beweisende Wortstämme erkennt er: Crena, Butina (bonne), Kallida, Drum, Scaf, Hazzan (hasal), Nota, Fala (brehhan), Lam, Altus, Firn (gamel), Wîsen (wîz), Ostensio, Heitan, Memini (dunchen), Hugi, Marcha (mezzan, Mattium), Rêb, Lim, Rain, Fres, Stuhl, Ing, Denen (dinsan), Wërdan. Von Verkehrs-, Orts- und Flußübergangsnamen werden erörtert: Ebur, Ara, Ur, Bëran, Liub, Lupia, Zivot, Lint, Trais, Drâhjan, Wilen, Weben, Swëben, Quirn, Laikan, Dwëran, Wringan (renken), Wiren, Hwërfan, Wrîdan, Lira, Kurba, Mange, Glad, Ubar (far, furt, brucka), Drecht (drucht), Wedel, Nas, von Straßen- und Tornamen: Caminus, Rîsan (rîtan, Rad, hros), Karra, Ask (Askiburg, Ascafaburg), Swelli, basis, Uf, Geil (hôh), Dor, Turnen.

So dankenswert eine solche Zusammenstellung ist, so unterliegt sie doch dem Verhängnis, manchmal die Sprachdenkmäler etwas gewaltsam in das Schema zu pressen. Bei „far" würde z. B. ein Hinweis auf die Erklärung in Zeitschr. f. Ortsnamenforschung 1, 205, angebracht sein. Wieweit die von dem Verf. aufgestellte Behauptung richtig ist, daß bei Ortsnamen, die einen häufig gebrauchten Personennamen enthalten, nicht dieser, sondern die Siedlungsstätte Ausgang ist und den Namen des Siedlers verursacht hat, wie bei Bero, Buto, Ebar, Grazzo, Turing, wird von Fall zu Fall zu prüfen sein. Aus späterer Zeit lassen sich Beispiele genug erbringen wie Kehrer = vom Wohnplatz an einer Straßenkehre, Wiesener, am Ende u. a. Daß Berlin nach Z. seinen Namen von einem Übergange über die Spree erhalten habe (idg. peran, bëran = gegenüberliegendes Ufer, mit dem das mittelalterl. bërn = bringen zusammengeflossen ist) ist bestechend, wird aber dadurch erschüttert, daß solche Übergänge oft zu finden sind, ohne diese Bezeichnung, und daß bei vielen Berlins diese Voraussetzung nicht zutrifft. Bei Fres macht der Verf. darauf aufmerksam, daß dieses nd. frêse = Krause, Borde, Kante, Rand, nicht immer auf Friesen bezogen werden kann, weil der Sinn ja auch geographisch begründet ist. Er lehnt indessen auch Fresionoveld als friesisches Gebiet ab und erklärt es als „Grenzgau". Wenn das richtig ist, würden manche Folgerungen fallen müssen. Dem stehen freilich Bedenken entgegen wie das in der Nähe liegende Dorf Flemmingen, die Goldne Aue mit ihren holländischen Kolonisten, wenn auch diese verhältnismäßig spät anzusetzen sind. Auch frede = Einhegung kann, wie bei Friesenhagen, zu Irrtum verleiten. Von den zahlreichen Grenznamen fehlt Ellend, das nach Schmidkontz (Korrespondenzblatt d. Gesamtver. d. Gesch. u. Alt.-Ver. 1905, Sp. 368) Gemarkungsgrenze ist und sich bei Würzburg in eine ganze Reihe von falsch gedeuteten Flurnamen aufgelöst hat. Das sind einzelne Punkte, die sich aufdrängen, die zweifellos auch von anderer Seite vermehrt werden, doch der Kern des Buches, das die Handhabe für die Rekonstruktion alter Verkehrswege und Grenzen bietet, das auch für die Siedlungsgeschichte Süddeutschlands von großem Werte ist, wird dadurch nicht berührt. Es bleibt ein Buch, das nach vielen Seiten hin Anregungen ausstrahlt. Robert Mielke.





Zeitschriftenschau.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1928/29. Nürnberg.

Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, hrsg. vom Vereins-Ausschuß. Neue Folge 41, 2—3. Hermannstadt, Krafft & Drotleff 1928.

Archiv für Religionswissenschaft, hrsg. von O. Weinreich und M. P. Nilsson, 27, 1—2. Leipzig und Berlin, Teubner 1929.

Badische Heimat, hrsg. von H. E. Busse, 16. Karlsruhe, Braun 1929.

Brandenburgia, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, 38, 5—9. Nauen, Freyhoff 1929.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, hrsg. von K. Liebleitner, H. Fraungruber, R. Zoder, G. Kotek, 31, 5—10. Wien, Verlag des Deutschen Volksgesang-Vereins 1929.

Der Erdball, Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Gebiet der Anthropologie, Länder- und Völkerkunde, hrsg. von H. Kunike, 3, 6—10. Berlin-Lichterfelde, Bermühler 1929.

Deutsch-Ungarische Heimatsblätter, Vierteljahrsschrift für Kunde des Deutschtums in Ungarn, hrsg. von J. Bleyer, Schriftl. F. Basch, 1, 3—4. Budapest 1929.

Heimatgaue, Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde, hrsg. von A. Depiny, 10, 1. Linz, Pirngruber 1929.

Hessische Blätter für Volkskunde, hrsg. von H. Hepding, 27. Gießen, Selbstverlag der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.

Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, red. von R. Spek, 52, 5—10. Hermannstadt, Krafft & Drotleff 1929.

Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde, hrsg. von H. E. Busse, 15, 7—8, 16, 5—9. Karlsruhe, G. Braun 1928/29.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, hrsg. von L. Bouchal, 59, 5—6. Wien, Selbstverlag 1929.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hrsg. von Th. Siebs, Bd. 29. Breslau, Marcus 1928.

Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins, hrsg. von A. Perlick, 7—12. Beuthen, Selbstverlag des Vereins 1927/29.

Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, 37—39.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, hrsg. von H. Martin, 46, 3—4. Berlin, Mittler & Sohn 1929.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, hrsg. von F. Krause, P. Kröber und P. Zinck, 4, 6—10. Leipzig, Broedel & Co. 1929.

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-hist. Kl. 1929, 1—2. Geschäftliche Mitteilungen 1928/29. Berlin, Weidmann 1929.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, hrsg. von J. Ilberg, 5, 2. Leipzig und Berlin, Teubner 1929.

Niederlausitzer Mitteilungen, Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, hrsg. von K. Gander, 19, 1. Guben, Koenig 1929.

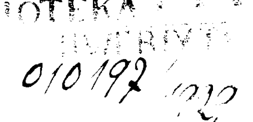
Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. von E. Fehrle, 3, 1. Bühl i. B., Konkordia A.-G. 1929.

Prussia, Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatschutz, hrsg. von W. Gaerte, 28 (1928). Königsberg Pr., Gräfe & Unzer 1929.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Vierteljahrsschrift, hrsg. von E. Hoffmann-Krayer, H. Bächtold-Stäubli und J. Roux, 29, 2—3. Basel 1929.

Sudeta, Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, hrsg. von E. Gierach, geleitet von L. Franz und E. Schwarz, 5, 2—4. Reichenberg, Kraus 1929.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, hrsg. von G. Jungbauer, 2, 4—5. Prag, Calve 1929.



Tiroler Heimat, Zeitschrift für Geschichte una
H. Wopfner, Neue Folge 2, 1. Innsbruck,

Ungarische Jahrbücher, hrsg. von J. von Farkas,
Walter de Gruyter & Co. 1929.

Volk und Rasse, Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum, hrsg. von O. Reche und H. Zeiß, 4, 3—4. München, C. F. Lehmann 1929.

Volkstum und Kultur der Romanen, hrsg. von W. Küchler und F. Krüger, 21, 1. Hamburg, Friederichsen, Walter de Gruyter & Co. 1929.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde (vormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde), hrsg. von M. Haberlandt, 34, 5—6. Wien, Verlag des Vereins für Volkskunde 1929.

Württemberg, Monatsschrift im Dienste von Volk und Heimat. Schriftl.: A. Lämmle, 1, 1—11. Stuttgart, Klett 1929.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hrsg. von J. Müller und K. Schulte-Kemminghausen, 26, 1—2. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1929.

Zeitschrift für Deutschkunde, hrsg. von W. Hofstaetter und H. A. Korff, Jahrgang 1929, 3—11. Leipzig und Berlin, Teubner 1929.

Zeitschrift für Ethnologie, 60, 1—6. Berlin, Springer 1929.

Budkavlen, Meddelanden utg. av Brages sektion för folklivsforskning genom K. R. V. Wikmann, 8, 2. Helsingfors 1929.

Driemaandelijksche Bladen, 22, 3—4. Groningen, Hoitsema 1928.

L'Ethnographie, Bulletin semestriel de la Société d'Ethnographie de Paris, Nouv. Sér. 17/18. Paris, Maisonneuve Frères 1929.

Field Museum of Natural History, Report Series, 7, 2—3. Publ. 248. 256. — St. C. Simms, Field Museum and the Child. Chicago 1928/29.

Finska Fornminnesföreningen, Finskt Museum 10, 35. Helsinki, Puromies 1928.

Il Folklore italiano, Archivio per la raccolta e lo studio delle tradizioni popolari italiane diretto da R. Corso, 4, 1. Catania, Libreria Tirelli di F. Guaitolini 1929.

Folkminnen och Folktankar, red. av H. Celander, H. Geijer, W. Liungman, C. W. von Sydow, 16, 1—3. Göteborg, Elander 1928.

The Journal of American Folk-Lore, ed. R. Benedict, Vol. 40 (Nr. 162). New York, Stechert 1928.

Lud, Organ polskiego towarzystwa etnologicznego (Organe de la société polonaise d'ethnologie), red. A. Fischer, Ser. 2, tom. 8, 1—2. Lwow, Ossolińskich 1929.

Namn och Bygd, Tidskrift för nordisk ortnamnsforskning, utg. av J. Sahlgren, 16, 3—4. Lund, Blom 1928.

Národopisný Věstník Československý, red. J. Polívka, 22, 1. Praha 1929.

Nederlandsch Tijdschrift voor Volkskunde, red. V. de Meijere, M. Sabbe, E. van Heurck, J. Vercoullie, 34, 1—3. Antwerpen und Deventer, Kluwer 1929.

Norsk Folkekultur, Folkeminne-Tidskrift, styrt af R. Berge, 15, 1—2. Skien 1929.

The Oriental Institute of the University of Chicago, Communications 2—6. Chicago Ill, University Press.

Portucale, Revista ilustrada de cultura literária, scientífica e artística, dir. por A. Martins, C. Basto, P. Vitorino, 2, 8—11. Porto 1929.

Sbornik muzeja antropologii i etnografii 8 (1929). Leningrad, Akad. d. Wiss.

Smithsonian Institution. United States Museum. Report for the year ended June 30. 1928. Washington, Government Printing Office.

Suomen Muinaismuistoyhdistys. Suomen Museo 35 (Festschrift für H. Appelgren-Kivale, mit deutschen Referaten). Helsinki, Puromies 1928.

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.